Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Familie von Halden

Bd.: 2

Berlin 1803

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.460-d(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721398-4
VD18 15480356-001

CAPT^{N}. GORDON,

Royal Navy.

L. o. g.
460 d
2

vide page 135 L

Lg.
460 d
2

W. Jury del. et ſc. 1791.

Die Familie von Halden.

Von

[illegible]

Zweiter Band.

Dritte verbesserte Auflage.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1808.

Die Familie von Halden.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Band.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung,
1803.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK * BAMBERG *

Die Familie von Halden.

Zweiter Theil.

Karl erfuhr zu ſeinem großen Verdruſſe, wie der Prozeß, von dem er ſo viel hoffte, ſich geendigt hatte. Der alte Graf ſprach jetzt mit vieler Achtung von dem Major, ja ſelbſt von dem jungen Hennig; und daß es mit dieſer Achtung ernſtlich gemeint war, bemerkte Karl an dem Schweigen des alten Fräuleins, und an den gewaltſamen Verziehungen ihres Mundes. Er brachte Luiſen auf ſeinen Bruder, und freuete ſich wenigſtens, daß ſie nichts von dem verhaßten Hennig ſagte; indeß hätte er an ihrer Verlegenheit merken ſollen, daß ſie eigentlich recht viel von ihm ſagen konnte. Luiſe ſchwieg ſehr wohlbedächtig. Sie wußte, daß Karl ſeinen Bruder haßte; ihm mochte ſie daher am wenigſten erzählen, was Hennig bei ihr gethan, und daß die unſchicklichen Freiheiten,

die er ſich genommen, ſie nicht beleidigt, ſondern ihr vielmehr recht wohl gefallen hatten.

Auf Hennigen that die Scene mit der ſchönen Luiſe die angenehmſte Wirkung. Er ritt, mit den ſüßeſten Gefühlen in der Bruſt, nach Hauſe, und erzählte da ſo viel Gutes von dem Grafen und ſeinem edlen Benehmen, daß auch die letzte Spur von Empfindlichkeit bei dem Major verſchwinden mußte. Warum Hennig, der ſonſt ſehr aufrichtig war, diesmal ein wenig aus ſeinem Charakter fiel, das mag die Natur verantworten.

Der Weg war nun gebahnt, aber noch nicht betreten. Man kam bald zu den vorigen Verhältniſſen zurück, da das Uebrige in Betreff der Wieſe ſchriftlich abgethan wurde. Der Eindruck, den die beiden jungen Leute auf einander gemacht hatten, fand alſo zu wenig Nahrung, und würde gewiß wieder vergangen ſeyn, wenn nicht ſehr wichtige Kleinigkeiten ihn bald verſtärkt hätten. Luiſe konnte doch nicht ſo ganz von ihrer Scene mit Hennigen ſchweigen. Sie erzählte ihrer Jungfer, wie das mit dem Kanarienvogel gekommen wäre. „Kann man denn,“ ſagte ſie, „an alles den-

ken, oder alles vorausſehen? Und unhöflich darf man doch auch nicht ſeyn! Und ſchöne Lippen, das iſt wahr, die hat er. Sie ſind recht wie eine Roſe. O, Suschen, und dabei hat er ſo fromme Augen! Es iſt, als ob er gar nichts davon wüßte, wenn er einem die Hand drückt oder den Arm küßt. Sein Bruder, wenn der manchmal meine Hand nehmen will, ſo ſieht er mich an, ich weiß ſelbſt nicht wie . . . als wollte er ſagen: nun komme ich! Dann fällt mir gleich die Couſine ein; aber bei dem aus Sollingen dachte ich an die immer erſt hinterher, wenn es zu ſpät war.“

Die Jungfer lachte, und meinte: es wäre überhaupt kein Unrecht, einem jungen ehrlichen Manne, der ſo hübſch wäre, wie Hennig, die Hand, ja wohl gar einen Kuß in Ehren zu geben. Und warum ſollte es denn auch Unrecht ſeyn? ſetzte ſie hinzu. Wenn es nun des Himmels Wille wäre, Gräfin Luischen, daß Sie einmal gefragt würden: willſt du mit dieſem Manne ziehen? . . . Es iſt ja nichts Unmögliches!

Luiſe erröthete, brach das Geſpräch ab, und nahm ſich vor, ihrer Jungfer auch nie wieder etwas zu ſagen.

Die Jungfer erzählte das Geſpräch bei der erſten Gelegenheit ihrem lieben Jäger, der es dann, ſobald er Hennigen begegnete, mit Lächeln, manchem vielſagenden Hm! und bedächtigem Verſchweigen wieder anbrachte. Der Jäger log nicht; denn wie hätte er ſonſt die Scene mit dem Kanarienvogel gewußt? Hennig hatte bei ſeiner Unterredung mit Luiſen gar nichts gedacht; aber jetzt, bei der Erzählung des Jägers, fingen die Phantaſie und die Eitelkeit an, den bildſamen Stoff jener kleinen Begebenheit zu bearbeiten. Nun fand er Luiſens Arm auf einmal weiß und ſchön, und den Zucker, der zwiſchen ihren Lippen geweſen war, ſüß und entzückend. Die kleine Hand, die ſie auf ſeine Bruſt gelegt hatte, erregte erſt jetzt darin ein ungeſtümes und doch angenehmes Pochen. Er ſagte dem Jäger nicht, was er dachte; aber doch, daß Luiſe ein ſchönes, liebenswürdiges Mädchen ſey. Der Jäger arbeitete dieſe Worte auf ſeine Weiſe um, und theilte ſie ſo der hübſchen Jungfer mit, die ihnen dann wieder ein neues Gewand gab, und dabei ihr Herz um Rath fragte, wie ſo etwas wohl ihr ſelbſt am beſten gefal-

len würde. So kamen Hennigs Worte endlich an die Gräfin Luiſe. — Es iſt der Eitelkeit nichts ſüßer, als durch die dritte, vierte Hand den Beifall und die Liebe eines Menſchen zu erfahren; ſie hat dann nicht nur einen Triumph, ſondern zugleich auch Zeugen dazu.

Luiſe äußerte zwar ihr Befremden darüber, daß Hennig dem Jäger ſo etwas ſage; allein die Jungfer verbeſſerte ſogleich den Fehler, den ſie begangen hatte. Meinen Sie denn, er hätte es dem Jäger ſo geradezu geſagt? O nein! Er hat ſich erkundigt: was macht Seine Gräfin Luiſe? Nun antwortet der Jäger. Dann ſitzt der junge Herr von Halden ſeufzend und traurig da. Haben ihn denn nicht alle Menſchen ſo lieb? Darum fragt der Jäger: was fehlt Ihnen denn? Ach! ſeufzt er, und ſchüttelt den Kopf. Dann fängt er wieder von Ihnen an, und ſagt: Sie wären ſchön wie der aufgehende Tag, und er wünſchte wohl, daß er, ſo zum Exempel, Jäger hier im Hauſe ſeyn könnte. Wie glücklich iſt Er! hat er zum Jäger geſagt; Er kann Seine liebe, junge, ſchöne Gräfin alle Tage ſehen! Und nun erzählte die Jungfer wieder, was ſie ſchon vorher erzählt,

und ſo eben erſt geläugnet hatte: daß Hennig entzückt wäre über ihren Arm, ihre Lippen und das Stückchen Zucker.

„So? Das iſt etwas Anderes!" erwiederte Luiſe. Sie glaubte nun Beides: daß er geſchwiegen, und daß er geplaudert hätte; und des Jünglings Bild, wie er da traurig und ſeufzend bei dem Jäger ſaß, drückte ſich tief in ihr Herz. Auch ſie fing nun an zu ſeufzen und die Einſamkeit zu ſuchen.

Karl hatte ſchon ſo lange in Ransleben Bekanntſchaft, und noch nie war es ihm gelungen, bei Luiſen einen ſolchen Eindruck zu bewirken. Sehr natürlich! Er ſchmeichelte ihr, und oft recht fein, doch immer nach der eingeführten Sitte. Eben ſo ſehr aber, wie um ihre Gunſt, bewarb er ſich auch um die Gunſt des Grafen und des Fräuleins. — Karl war höflich, aber kalt und formell, weil er das ſeyn mußte, wenn er die Gewogenheit des Grafen behalten wollte. So kam er denn mit Luiſen nie in eine Lage, in welche der Zufall Hennigen ſogleich gebracht hatte. Ueberdies erinnerte Luiſe ſich noch immer an die Waſſer-Begebenheit, und an das ſo ſehr verſchiedne Betragen

der beiden Brüder in dieſem Falle. Zwar re-dete das alte Fräulein ſchon ziemlich lange Karln das Wort, ſo wie die Jungfer ſeit Kurzem Hennigen; aber wie? „Der Herr von Halden iſt ein ſehr ordentlicher Menſch, mit dem ein vernünftiges Mädchen einmal recht glücklich ſeyn wird. Man ſieht ihn immer elegant, immer anſtändig und artig. Halten Sie einmal ſeinen Bruder dagegen! Der bricht noch den Hals: ſo wild iſt er!" — Die Kammerjungfer zeichnete ganz anders. Hennig trauert und ſeufzt, und wünſcht ſich in die Stelle des glücklichen Jä-gers, der die liebe, ſchöne Gräfin Luiſe alle Tage ſehen kann! In der That, die Jungfer ver-ſtand es tauſendmal beſſer, als das Fräulein, einem jungen Manne das Wohlwollen eines Mädchens zu erwerben.

Als der Jäger wieder auf die Jagd ging, wartete Hennig ſchon auf ihn; und das Körn-chen, das er auszuſtreuen hatte, fand einen be-arbeiteten Boden. Er äußerte ſich heute etwas deutlicher, und erzählte Hennigen: die Gräfin höre nicht auf, von ihm zu ſprechen. Hennig beobachtete ein düſteres Schweigen, und that nur von Zeit zu Zeit eine Frage, um das Ge-

ſpräch nicht abreißen zu laſſen. Doch der Jäger überſetzte Hennigs Seufzer, Blicke und Schweigen ſehr frei in deutliche Worte, und trug dieſe der Jungfer wieder zu. So erfuhr denn Luiſe, daß Hennig ſehr unglücklich ſey, daß er ohne ihre Liebe nicht leben könne und vor Gram noch ſterben werde. Das alles hob die Jungfer durch die rührendſten Geſchichten von Liebenden, die geſtorben wären und dann geſpukt hätten, ſo daß der armen kleinen Gräfin ganz bange wurde.

Die Jungfer handelte hierbei eben ſo wenig nach einem eigentlichen Plane, als der Jäger. Beide hatten Luiſen und Hennigen wirklich lieb; ſie wollten ihnen daher gern Vergnügen machen, was ſie durch ſolches Plaudern, wie ſie leicht bemerkten, am beſten konnten. Selbſt ein wenig Eigennutz war mit im Spiele, oder miſchte ſich doch bald hinein. Hennig gab nehmlich jetzt dem Jäger, anſtatt eines Guldens, einen Thaler (nicht für ſeine Erzählung, ſondern für irgend eine Kleinigkeit bald nachher); und Luiſe hatte ihrer Jungfer nie mehr abgelegte Hauben und Bänder zu ſchenken gehabt, als ſeit einigen Wochen. Das merkten Beide, und nun erzählten ſie immer lebendiger.

Dieſe Erzählungen des Jägers und der Jungfer waren — ſo ſeltſam das auch ſcheinen mag — die leichte Brücke, über welche Amor in die Bruſt der beiden jungen Leute ſchlüpfte.

Luiſe wußte von Hennigen, daß er ſie zärtlich liebe; Hennig wußte daſſelbe von Luiſen: und dennoch zitterten Beide aus einem geheimen Inſtinkte vor dem Augenblicke, wo ſie einander wiederſehen würden.

Endlich kam der Tag. Die Sache mit der Wieſe war abgethan, und der Graf nahm ſich vor, nach Sollingen hinüber zu fahren, weil er fühlte, daß er dem Major danken mußte. Das Fräulein wollte Anfangs nicht mit, um Luiſen nicht zu Hennigen kommen zu laſſen; Luiſe ſelbſt verſchwieg, was ſie dachte, und erröthete nur, wenn von der Fahrt dorthin geſprochen wurde. Der Graf aber beſtand darauf: ſie müßten Alle hin, oder doch wenigſtens Luiſe, damit der Major ſähe, daß die Familie das freundſchaftliche Verhältniß mit ſeinem Hauſe fortzuſetzen wünſchte. Nun entſchloß ſich das Fräulein ebenfalls zu dem Beſuche, um Luiſen, der ſie nicht ſo recht trauete, im Auge zu behalten.

Die Jungfer putzte Luiſen wie eine Braut, und plauderte dabei Dinge, worüber Luiſe eins um das andere böſe wurde und lachen mußte. „Geben Sie nur Acht, Gräfin Luischen! Wenn er Sie zu ſehen bekommt, wird er roth werden, und zittern, und kein Wort hervorbringen können! Dann denken Sie an mich, und ſeyn Sie hübſch freundlich gegen ihn!“

Luiſe ſtieg ängſtlich in den Wagen. Unterweges ſprach ſie keine Sylbe, antwortete auf Alles verkehrt, und wurde glühend roth im Geſichte, als ihr Vater endlich ſagte: da liegt ja Sollingen ſchon! Sie fuhr mit ängſtlichen Empfindungen auf den Hof, und wäre, als ſie ausſteigen wollte, beinahe aus dem Wagen gefallen.

Der Major kam eben die Treppe herunter, um in den Garten zu gehen. Er empfing die Fremden, und führte ſie ſtill hinauf, um ſeine Familie, die in einem hinteren Zimmer beiſammen war, zu überraſchen. So oft er Luiſen lächelnd anſah, erröthete ſie; auch hatte ſie noch keine Sylbe ſagen können. Nun öffnete der Major die Thür. Der Graf trat mit dem Fräulein hinein. Luiſe, die der Major führte,

hielt ſich hinten, ſo viel ſie nur konnte. Sie hatte nicht den Muth, die Augen aufzuſchlagen, blieb zitternd an der Thüre ſtehen, und verbeugte ſich hoch erröthend. „Da iſt deine Gevatterin, Hennig!" ſagte der Major. Jetzt blickte ſie auf. Hennig ſtand ihr gegenüber, hochroth, zitternd, mit funkelnden Augen, die er ſogleich niederſchlug, als ſie ihn anblickte: gerade wie ihn die Jungfer beſchrieben hatte; nur um vieles ſchöner. Ueber die Bewillkommungs-Complimente, und die Bewegung, worin alles war, wurden die beiden jungen Leute nicht bemerkt. Als Luiſe dann ſchüchtern ihr Auge zum zweiten Male hob, war Hennig verſchwunden. In der That brauchte er einen Augenblick, ſich zu erholen, weil ihn Luiſens Ankunft allzu ſtark überraſcht hatte.

Nun hob der Graf ſeinen Dank für die Wieſe an. „Ja! ja!" antwortete der Major. „Gehorſamer Diener. Ich habe den Dank nicht verdient." Der Graf hielt das für eine bloße höfliche Redensart; aber der Major verſicherte es noch einmal mit einem kräftigen Schwure. „Nein, Herr Nachbar, ich war wild, als das Ding da von der Regierung ankam.

Sie hätten mir wohl den Mund ſelbſt darum gönnen können, meint' ich. Nachbarlich war es auch nicht: das muß ich noch jetzt hinterher ſagen. Aber der Hennig — wo iſt denn der Junge geblieben? Ruf ihn doch, Hannchen!" (Luiſe erröthete) — „der Hennig redete zum Guten; und er hat Recht gehabt: denn nun kann ich Ihnen doch die Hand geben und mich freuen, Sie zu ſehen; das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich meinem Hitzkopfe gefolgt wäre. Ein Prozeß, auch der beſte in der Welt, iſt des Teufels Kochtopf, worin Neid, Zorn und Haß geſotten wird. Gott Lob, Herr Nachbar, daß der Hennig da war! Ich habe nun einen Menſchen mehr, dem ich ſagen kann: du biſt mein Nächſter, mein Bruder, mein Mitmenſch!"

Der Graf ſchüttelte langſam den Kopf. Ich habe Ihnen ja durch Ihren Neffen von Moorberg einen freundſchaftlichen Vergleich antragen laſſen; er brachte mir aber die Antwort: Sie wollten nicht; Sie beſtänden auf einen Prozeß.

„Durch Karln? einen Vergleich? . . . Dem Buben muß doch der Teufel, wie er leibt und lebt, im Herzen ſtecken! Nehmen Sie mir's

nicht übel, Herr Nachbar. Es thut mir leid genug, daß ich von meines Bruders Sohne ſo ſprechen muß; aber es iſt wahr!" — Er beſann ſich einige Augenblicke. — „Hm! ich erinnere mich jetzt, daß er mich einmal fragte, ob ich wohl geneigt wäre, die Wieſe abzutreten. Es kam ſo heraus, als ob ſie in Moorberg Luſt dazu hätten. Ich ſagte Nein, wie ich auch ſagen mußte; denn konnte ich etwas abtreten, worauf der Teufel ſeinen Sitz, einen Prozeß, hatte? Und Ihnen hat er geſagt: ich beſtånde auf einen Prozeß? — Lieber Gott! wenn das wahr wäre, was ich jetzt denke, daß der Bube, der Karl, das gethan hätte, um mir einen Prozeß an den Hals zu werfen, weil er weiß, daß Prozeſſiren mein Tod iſt . . . Nein, das darf ich ihm doch wohl nicht zutrauen."

So eben trat Hennig mit dem kleinen Hannchen in das Zimmer. „Pſt!" ſagte der Major, weil er in deſſen Gegenwart des Bruders ſchonen wollte. Hennig wurde dadurch erſchüttert; er glaubte, daß es auf ihn und Luiſen ginge. „Aber," wendete der Major ſich zu ihm, „wo ſteckſt du denn, mein Söhnchen? Macht es dir nicht mehr Freude, daß deine

ſchöne Gevatterin uns einmal beſucht? Da ſetze dich zu ihr hin. Aber, Hennig, in aller Welt, was iſt dir? Du biſt ja roth, als wollte dir das Geſicht aufſpringen! Was haſt du angefangen? Du zitterſt ja wie ein armer Sünder! Was hat er denn, Hannchen?

Er war auf ſeiner Stube, lieber Vater, antwortete das kleine Mädchen. Ich glaube gar, er hat geweint. Erſt wollte er nicht mit; ich ließ ihn aber nicht los.

Die arme Luiſe wußte nicht, wohin ſie bei dieſem Geſpräche die Augen richten ſollte. Ach, welche ſchöne Ausſicht! ſagte ſie, und wendete das glühende Geſicht zu den Fenſterſcheiben. Um es da behalten zu dürfen, erkundigte ſie ſich näher nach dem See, der in einem Kranze hoher Pappeln vor ihr lag. „Das iſt mein Lieblingsplatz,“ ſagte der Major; „und das Herz würde Ihnen vor Freude lachen, wenn Sie ihn näher ſehen ſollten. Haben Sie Luſt, ſo kann Hannchen oder Hennig Sie hinführen.“ Hannchen faßte die Hand der Gräfin; und dieſe ging, da Hennig in einem tiefen Geſpräche mit ihrem Vater war und des

Ma-

Majors Worte nicht gehört hatte, mit Hannchen sehr eilig aus dem Zimmer.

Sie waren noch nicht durch den Garten, ſo rief Hannchen: ach, da kommt Hennig! Luiſe ging ſo geſchwind, als wollte ſie ihm entlaufen. Hennig eilte gar nicht, an ihre Seite zu kommen, und erſt am Ufer des Sees holte er ſie ein. Hannchen ſprang ſogleich in die Gondel, und bat Hennigen, ſie ein wenig umher zu rudern. Er ſah Luiſen an. Die mit Gardinen umhängte Gondel ſchien Luiſen viel zu heimlich, als daß ſie ſich mit ihm hinein ſetzen könnte; im Freien glaubte ſie ſicherer zu ſeyn. Ich dächte, ſagte ſie, wir gingen hier eine Weile. Hennig bot ihr den Arm, und ſie gingen nun die Pappelallee ſchweigend hinunter. Hannchen, die bald vor ihnen, bald neben ihnen war, machte die ganze Konverſation, ohne daß ihr Jemand antwortete.

Luiſe fühlte etwas Beſchämendes bei dem Schweigen. Sie fing daher endlich ein Geſpräch mit Hennig an; und ach! mit jedem Augenblicke ſagte ſie etwas, das ihm, wie ſie glaubte, Veranlaſſung geben könnte, ihr ſeine Liebe zu entdecken. Er that es aber nicht;

ſelbſt als ſie wirkich einmal ein wenig Blö-
ße gab, ſchien er es nicht zu merken. Mit
jedem Augenblicke wurde er an ihrem Arme
ruhiger und heiterer. Auch ihre Scheu vermin-
derte ſich jetzt, und ſie wagte es, ihn anzuſehen.
Sie bemerkte eine hohe Freude in ſeinen glän-
zenden Augen; und er ſagte ihr ganz offen,
der Spaziergang mit ihr mache ihn ſo heiter,
ſo fröhlich. Bei dieſer Wendung des Ge-
ſpräches wurde ſie aufs neue ängſtlich, weil
ſie jetzt, nach der Prophezeiung ihrer Jungfer,
eine Liebeserklärung vermuthete; ſie hatte ſich
aber vergebens gefürchtet, und ging nun lebhaft
plaudernd weiter.

Oben am See ſahen ſie auf einmal einen
Mann, der mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien.
Bald ſtand er nachſinnend und ohne Bewe-
gung; dann ſtieß er ſeinen Stock auf den Bo-
den, ſchüttelte den Kopf, und ſchlug die Hand
an die Stirn. Jetzt nahm er ein Bündel auf,
als ob er gehen wollte; dann legte er es wieder
hin. Als die kleine Geſellſchaft näher kam,
und der Mann ſie erblickte, wurde ſein blaſſes
Geſicht noch bläſſer. Er zog, ſo wie ſie vor-
über ging, ſehr demüthig den Hut ab. Hen-

nig war eben mitten in einer Erzählung von ſeinem Oheim; er wollte fortfahren, konnte aber vor Zerſtreuung nicht. Sie denken gewiß, ſagte Luiſe, an den ... — „Sahen Sie, wie bleich er war?" fragte Hennig ängſtlich. Nun ſchwiegen Beide wieder, und gingen vorwärts. Hennig ſah immer zurück, und endlich blieb er ſtehen. Luiſe fragte nach der Urſache. „Es iſt doch unrecht," hob er bewegt an; „ich gehe ſo kalt vorüber! Und wer weiß, wie unglücklich der Mann iſt, wie ſehr er unſre Hülfe nöthig hat!"

Hannchen, die gern vorwärts wollte, ſagte: ei, komm doch, lieber Hennig! Der Mann kann ja zu uns kommen, wenn er 'was haben will. Hennig nahm das Kind vom Boden auf, küßte es zärtlich, und ſagte: „Hannchen, du haſt etwas recht Böſes geſagt; aber ich will dich doch lieb haben!" In dieſem Augenblicke floſſen Hannchens Thränen über die vor Scham glühenden Wangen. Ja, lieber Hennig, ſagte ſie, die gefalteten Hände zu ihm aufhebend, und mit Schluchzen: habe mich nur lieb! Ach, ich dachte nicht daran, was der Vater ſagt, daß der Arme immer der Vornehmſte iſt.

Sieh, ich wollte der Gräfin ſo gern die neuen Bänke unter den Eichen zeigen; da vergaß ich es. Ach, ſage nur Keinem, daß ich ſo böſe geweſen bin! — Es währte lange, ehe Hennig die Kleine beruhigen konnte; ſo bald es geſchehen war, ging er zu dem Manne am See. Nun ſagte Hannchen zu Luiſen: ach, Hennig iſt ſo gut! Sie glauben nicht, wie gut! Auch Luiſe ging nun mit einem Herzen voll Liebe an den See, wo Hennig ſchon in einem Geſpräche mit dem fremden Manne war.

Wohnt hier nicht der Herr Major von Halden? fragte dieſer. — „Ja, lieber Mann; wollen Sie ihn ſprechen?“ — Ach, ich hätte wohl etwas mit ihm zu reden; allein . . . — „Nun?“ — Was mich aus dem größten Elende reißen könnte. Ich habe eine Frau und vier hülfloſe Kinder. — Hennig faßte ſeine Hand, um ihn nach dem Schloſſe hinzuziehen. — Ja, wenn ich wüßte . . . ſagte der Fremde. — „Er hilft Ihnen gewiß, wenn er kann,“ verſicherte Hennig. — Gewiß, lieber Herr! wiederholte Hannchen ſchmeichelnd. — Ach, ich habe einmal das Unglück gehabt, den Herrn Major zu beleidigen. — „Um ſo mehr wird er Ihnen hel-

ſen," ſagte Hennig. „Jetzt müſſen Sie zu ihm, mein Freund." — Ja, ich muß! erwiederte der Fremde, und legte die Hand an die zuſammengezogene Stirn. Er ging einen Schritt vorwärts, und ſagte dann halb vor ſich: o, ich habe ihn ſchwer beleidigt! Nein, unmöglich! er kann mir nicht vergeben! — Er wollte zurück. Hennig faßte ſeine beiden Hände. „Womit Sie auch meinen Oheim beleidigt haben mögen, lieber Mann; Sie ſind unglücklich, und . . ." — Der Herr Major iſt Ihr Oheim? Nein; ich darf nicht! — „Denken Sie doch an Ihre unglücklichen Kinder! Sie dürfen. Mein Oheim iſt ein edler Mann. Ich gebe Ihnen mein Wort. Kommen Sie." Er führte den Mann die Allee hinauf. Luiſe ging hinter ihm her, und er warf keinen Blick mehr nach ihr hin.

Der Major war mit ſeiner Geſellſchaft im Garten. Als der Fremde ihn erblickte, fuhr er zuſammen und wurde todtenblaß. Der Major näherte ſich, und rief: „wer iſt das, Hennig?" — Ein Unglücklicher, der Ihre Hülfe nöthig hat, lieber Vater. — „Lieber Gott, von ganzem Herzen," ſagte der Major fröhlich, und kam

näher. „Wollen wir nicht allein gehen?" Er faßte des Fremden Hand, und führte ihn auf eine entlegene Laube zu.

Luiſe und Hennig blieben aufmerkſam; und nicht lange, ſo ſahen ſie den Fremden vor dem Major knieen. „Ei was, lieber Mann!" ſagte der Major; „das iſt keine Stellung für einen Unglücklichen: der kann den Kopf noch ein Paar Zoll höher tragen, als Andre, weil Gottes Auge und Hand auf ihm ruht." Er wollte den Fremden aufheben. Dieſer nannte ſeinen Nahmen; und auf einmal ließ der Major ihn los, fuhr mit der Hand drei- oder viermal über das Geſicht, zog die Uniform zurecht, und gab alle Zeichen des ausbrechenden Zornes von ſich. — O Gott! was iſt das? ſagte Hennig, und ging näher hinzu. Luiſe folgte ihm.

„Was willſt du?" fuhr der Major ihn an, und trat ihm entgegen. — Dem Unglücklichen bitten helfen, lieber Vater. — „Der Unglückliche da iſt ein . . . ein . . . Was geht es dich an, Hennig? . . . Er hat ſein Unglück verdient." — O! wer hätte das nicht, lieber Vater? ſagte Hennig ſanft. — „Wohl wahr! das erkenne ich mit Demuth. Aber der

Mann da . . ." (er machte ſich die Halsbinde locker) . . . — Hat eine unglückliche Frau und vier hülfloſe Kinder, lieber Vater. — „Hat er?" fragte der Major ſanfter. „Da gieb ihm das, und laß ihn gehen. Mein Blut iſt ſo in Wallung. Wäre er glücklich, ſo wüßte ich nicht, ob er ſo aus der Gartenthür wegkäme. Hennig! der Mann da hat mir einmal das Herz aus der Bruſt geriſſen! . . . Sieh," ſetzte er, ſich immer mit Gewalt beruhigend, hinzu; „ich möchte . . . Schaff ihn nur weg, Hennig; denn ich mag mich an keinem Unglücklichen vergreifen: da ſey Gott vor! Aber ſchwerer hat mich kein Menſch beleidigt, als dieſer Mann da. Schaff ihn nur weg! Gleich über die Gränze. Es iſt ein Böſewicht, hätte ich bald geſagt." — Gott Lob, daß unſre Gränze nicht weit geht! erwiederte Hennig. — „Laß ihn fahren, wenn er nicht gehen kann." — Das mein' ich nicht. — „Was denn?" — Daß unſre Gränze nicht ſo weit geht, als Gottes Gränze! wo ſollte er ſonſt hin? — Hm!" ſagte der Major kleinlaut, doch gar nicht ſanft: „Gott mag ihm vergeben! Aber, ſag du, was du willſt, Hennig, ich . . ." — Sie, lieber Oheim, woll-

ten ihm nicht vergeben, wie Gott? Sind Sie denn gerechter als Gott? — Der Major warf einen finſtern Blick auf ſeinen Neffen. „Komm!" ſagte er heftig; „der Mann hier hat den vertrauteſten Freund meiner Jugend und meiner Seele erſt zu meinem Feinde und dann unglücklich gemacht. Schaff ihn fort!" Er riß ſich ſchnell von Hennigen los, und ging in das Haus.

Luiſens Herz war von dem Edelmuthe dieſer Menſchen ſo voll, daß ſie ſich nicht entfernen konnte. Hennig ging zu dem Unglücklichen in die Laube, und ſagte ihm mit einer ruhigen Güte: mein Oheim iſt durch Ihren unvermutheten Anblick aus aller Faſſung gekommen. Er läßt Sie bitten, in dem Wirthshauſe des Dorfes auf weitere Nachricht zu warten. Nun führte er den Fremden mit Freundlichkeit durch die Allee in das Dorf. Luiſe konnte nicht entſcheiden, ob der Major oder Hennig zu ſeinem Benehmen Recht hatte; aber ſie fühlte ſich von Achtung für Beide durchdrungen. Nach einer Stunde kam Hennig zurück. Luiſe, die ihn durch das Fenſter kommen ſah, ging ihm entgegen, und erzählte ihm: der Major ſey recht

unruhig; er gehe zerſtreuet auf und nieder, brumme, pfeife, und nehme an nichts Theil. Hennig bat ſie, ihn doch in den Garten herunter zu ſchaffen.

Auch der Major hatte Hennigen geſehen, und kam in dieſem Augenblicke ſelbſt. Hennig gab ihm die Geldbörſe zurück, die dem Fremden beſtimmt geweſen war. „Was ſoll das?“ fragte der Major. — Ich wagte es nicht, lieber Vater, dem Unglücklichen Geld anzubieten, da Sie ihm Verzeihung abgeſchlagen hatten. Das Geld ohne Ihre Verzeihung hätte ihn kränken müſſen. Ach, lieber Onkel! der Mann hat mir ſein Schickſal erzählt. Er iſt ſehr unglücklich! Ja, er hat Sie ſchwer beleidigt: auch das weiß ich; aber ich wollte, Sie hätten die Erzählung gehört. S e i n Unglück quält ihn nicht, ſondern die Noth ſeiner Familie, und die Reue über ſeine Handlung.

„Was wollte er denn von mir?“ fragte der Major ſanfter.

Eine Empfehlung an den General von Sydow zu einer Förſterſtelle.

„Nein, Hennig,“ ſagte der Major finſter; „das geht nicht. Der Mann war einmal ein Bö-

ſewicht; wie kann ich ihn dem General empfeh- len? Sieh, ich wollte alles thun; aber das nicht. Wahr iſt das, was du da vorhin ſagteſt. Ver- gieb uns unſre Schuld! Da hatteſt du Recht, lieber Junge. (Er umfaßte ſeinen Neffen.) Ver- geben will ich ihm ... Welchen Weg hat er denn genommen? Laß einmal ſatteln. Und Sie, liebes Kind (er wendete ſich zu Luiſen); ich war in Zorn. Nehmen Sie kein Beiſpiel an meiner Härte. Ich that Unrecht ... Laß ſatteln."

Er iſt noch im Dorfe, ſagte Hennig mit Freude. Lieber Vater, ich ſtehe Ihnen dafür, der Mann iſt kein Böſewicht mehr. Sie ſollen das ſelbſt ſehen. — Er holte den Mann. Luiſe ſah nun eine ſehr rührende Scene zwiſchen dem Major und ſeinem Beleidiger. Der Mann war durch ſein Unglück wirklich gebeſſert. Er bekam die Empfehlung und eine volle Geldbörſe dazu. Hennig drückte ihm, mit Thränen in den Au- gen, die Hand, und begleitete ihn dann bis an das nächſte Dorf.

Der Major kam nach ſeiner Verſöhnung heiter wieder zu dem Grafen, der unterdeſſen mit Seibolden von Arrondiſſements geſprochen

hatte. „Ja,“ ſagte der Major herzlich; „das iſt wahr: nichts geht über das Arrondiren. Da habe ich mich dieſen Nachmittag auch arrondirt.“ — Der Graf trat ihm näher. Wie ſo? — „Ich habe mich mit einem Feinde verſöhnt; und nun, Gott Lob, iſt mein Herz wieder ganz. Dazu hat mir der Junge, der Hennig, geholfen. Sehen Sie, Herr Nachbar, da lag noch immer ein Stückchen — Haß wohl nicht, aber Feindſchaft, Zorn, Zwietracht, in meiner Bruſt. Gott Lob, das iſt nun weg! Ach, Herr Graf, es ſteckt eine große Kraft darin, wenn man einen Menſchen an ſeine Bruſt drückt, und zumal einen Feind. Sehen Sie, da ſteht Gräfin Luiſe, die iſt Zeuge. Anfangs wollte mein Herz nicht auf; es war verhärtet. Als ich aber hier ſo umher ging, — und, wahrhaftig Herr Nachbar, die Sohlen brannten mir unter den Füßen vor Unruhe — da überlegte ich, und da fielen mir die Worte ein: „und er ging hinaus, und fand einen ſeiner Mitknechte!“ Gott Lob, Herr Graf, ich kann doch in mich kehren. Ich ging. Hennig brachte meinen Mitknecht. Anfangs wollte es mir nicht von Lippen und Herzen, was ich ihm zu ſagen

hatte; als aber der Mann erſt hier an meiner Bruſt lag, und als ich meinem Hennig und Ihrer guten Tochter Thränen in den Augen ſah: da dacht' ich an mein hochmüthiges Herz von Staub, und an Gott und an's Grab. O, wahrhaftig, nun brauchte ich das blaſſe Geſicht des Mannes nicht mehr, um abzubitten, daß ich ihm weh gethan hatte. Ich ward in ſeinen Armen ein andrer Menſch! . . . Und nun" — ſetzte er mit Thränen und ausgebreiteten Armen hinzu — „nun kann ich ruhig aus der Welt gehen; denn ich habe keinen Funken Haß gegen irgend einen Menſchen mehr."

Der Graf begriff die Freude des edlen Mannes nicht. Er ſah ihn verlegen an, und ſagte nicht ein Wort. Luiſe dachte mit froher Erhebung ihres Herzens: welche Menſchen! Sie ging mit dem Major hinaus, und ergriff ſeine Hand, um ſie zu küſſen. Der Major drückte das liebe Mädchen mit Rührung und innig an ſeine Bruſt. Nun mußte ſie in den Garten hinunter, um ſich ihren Gefühlen ungeſtört überlaſſen zu können.

Aus einer dichten Laube ſah ſie etwa nach einer halben Stunde den edlen Hennig, mit

Freude in den ſchönen Augen und dem glühenden Geſichte, zurückkommen. Unmöglich konnte ſie ſitzen bleiben; ſie mußte hervor und ihn fragen, wie es mit dem unglücklichen Manne ſey. „Gräfin," ſagte Hennig mit hohem Entzücken: „ich habe geſehen, wie des Mannes Frau mit Zittern an ſeinem Halſe hing, wie die Kinder ſich um ſeine Kniee ſchlangen. O, welch ein Gut iſt die hohe, reine, treue Liebe des Gatten! Ach, ich weiß nun, daß der Tod, daß Marter, und alles Elend des Lebens, mir gar nichts ſeyn würde für meine Geliebte. Ja, meine theure Gräfin, ich habe gefühlt, daß ich tauſendmal ... für Sie — ſetzte er ſchnell mit brennenden Augen, und mit furchtloſer Heftigkeit hinzu: „ja, für Sie, Luiſe, tauſendmal ſterben wollte."

Luiſe wurde durch dieſe ſo ſchnelle, unerwartete Liebeserklärung im höchſten Grade überraſcht; allein in ihrer Bruſt war ſo viel Wohlwollen für Hennig, wie für ſeinen Oheim, daß ſie ſich ſcheuete, ihm etwas Unangenehmes zu ſagen. Sie ſchlug die Augen nieder, ſann mit großer Angſt umher, was ſie wohl Schickliches antworten könnte, und zog nur die Hände,

welche Hennig in den ſeinigen hielt, leiſe zurück.

Hennig ließ die Hände los, und der Enthuſiasmus, mit dem er noch ſo eben ganz furchtlos geſprochen hatte, verlor ſich. Sehr leiſe und mit Betrübniß, ſagte er nun: „ja, ich liebe Sie, theure Gräfin. Die Freude, mein volles Herz und . . . Ihre Güte gegen mich, haben mir das Geſtändniß entriſſen. Wenn es Sie beleidigt hat, ſo verzeihen Sie mir. Es war mir unmöglich, Ihnen nicht zu ſagen, wie ſehr ich Sie liebe . . . Nein," ſetzte er hinzu, als er die Verwirrung ſah, in die ſie gerieth: „Sie betrüben wollte ich nicht. Ich glaubte . . . ich hoffte . . ." — Er ſprach das zitternd. — „O Gräfin, ich fürchte, ich werde unglücklich ſeyn."

Hier blickte ſie langſam auf, und ſah Thränen aus ſeinen Augen hervorbrechen. Dieſem Anblick konnte ſie nicht widerſtehen. Halden! ſagte ſie ſeufzend, und mit Thränen in den Augen: ich . . . Sie . . . o nein, Sie ſind gut . . . Und wenn . . . — Ein Tumult in der Seele nahm ihr die Beſinnung. Sie wußte nicht, was ſie ſagen wollte, legte die Hand an die Stirn,

und wurde blaß. „Gräfin,“ ſagte Heunig nun eilig: „ich bitte, ſeyn Sie ruhig. Sagen Sie mir, daß Sie mich nicht lieben, ſagen Sie es ganz dreiſt; ich will es erdulden. Nur erholen Sie Sich, theure Gräfin!“ Er faßte ihre Hand, und fühlte einen Druck von der ihrigen. Halden! ſagte ſie noch einmal; ihr Mund lächelte ſanft, und ihr Auge hing, mit einem Blicke der Liebe, an dem ſeinigen. Er wurde bleich, ſein Auge flammte. „Luiſe!“ ſagte er abgebrochen, und hielt ihre Hand an ſeine naſſen Augen. Sie waren näher an einander getreten. Er hob ſeinen Arm auf, und Luiſe beugte ſich zu ihm hin. Nun zog er ſie an ſich, daß ihre Wange an ſeiner Bruſt ruhete, und ſagte mit ſanfter Stimme: „meine Luiſe!“ Mein Halden! ſäuſelte aus ihren Lippen hervor. Als er das hörte, drückte er das zitternde Mädchen bebend an ſeine Bruſt. Beider Arme ſchlangen ſich um einander. Die Erde verging ihnen, ihre Lippen begegneten ſich zitternd. — Jetzt rief Hannchen von weitem: Gräfin Luiſe! Schnell flogen Beide aus einander, und ein ſüßes Lächeln, ein ſtiller, flammender Blick ſchloß den Bund der ewigen Liebe.

„O Gott! Gott!“ rief Hennig, als Hannchen ſchon ganz nahe war, und warf einen Blick voll Entzückens zum Himmel. Luiſe hob die Arme ihm entgegen. Hannchen ſah ſie Beide ſtarr an. „Nun!“ rief Hennig mit einem erleichternden Seufzer, und warf den Blick der Wonne noch einmal auf Luiſen, die Hannchens Arm hielt und den Geliebten betrachtete. Hannchen ſagte lächelnd: was machen Sie denn hier? Sie ſehen Sich ja an, daß einem recht angſt werden möchte. Es dauerte lange, ehe das Kind Beide zur Beſinnung zurück ſchwatzen konnte. Aber ich weiß gar nicht, wie du heute biſt, Hennig! ſagte Hannchen. „Wie ich bin?“ erwiederte er. „Liebes Kind, ich bin der unglücklichſte Menſch auf der Erde, wenn es jemals anders wird als heute! Ich bin . . . O“ — fuhr er mit zitternder Stimme fort, und es ſtrömten Thränen aus ſeinen Augen — „o, ich bin matt, ſehr matt! Und doch . . . In das Grab möcht' ich gehen: ſo glücklich bin ich!“

Luiſe ſah ihn mit liebevollen Blicken an, reichte ihm die eine Hand, und legte die andre auf

auf ihren fliegenden Buſen. Sie konnte nicht reden, nur wehmüthig lächeln.

O, ſagte Hannchen erſchrocken, und zog Luiſen am Kleide: mir wird hier recht bange! Und zu Hauſe weiß niemand, wo Sie ſind. Kommen Sie doch, liebe Gräſin Luiſe!

Das brachte die Liebenden endlich ganz zur Beſinnung. Um Hannchen zu zerſtreuen, erzählte erſt Hennig, und dann Luiſe ein Geſchichtchen. Man ſang, man jagte einander, ſo daß die Kleine nun wieder äußerſt fröhlich wurde.

Jetzt kam die ganze Geſellſchaft in den Garten, und Hannchen lief ihr entgegen. Hennig verlor ſich ſogleich ſeitwärts in das Gebüſch, und Luiſe ging auf der andern Seite mit verſchlungenen Armen lebhaft hin und her. Beide genoſſen jetzt des höchſten Glückes. Sie hatten noch nie Kummer gehabt; ihr Herz war immer von gleicher Heiterkeit gehoben, und ihr Leben einem Bache gleich geweſen, der auf einer Fläche in Blumen fortſpielt. Seit Kurzem hatten ſie endlich zum erſten Male Unruhe empfunden; und nun ſo plötzlich, ohne alle Vorbereitung, hoben ſie ſich Beide, eins

in des andern Armen, nicht zu jenem ruhigen Glücke empor, ſondern zu einer unbeſchreiblichen Seligkeit, die ſie vorher nicht einmal geahnet hatten. Wären auch ihre Herzen aus dem ungleichſten Stoffe gebildet geweſen, die Gluth ihres Gefühls würde ſie in Eins geſchmelzt haben. Aber ihre Herzen waren einander ſo ähnlich: — ſie mußten ſich lieben, ſobald ſie einander fanden und den Muth hatten, offen zu ſagen, was ſie fühlten.

Luiſe und Hennig gingen noch lange auf und nieder. Das Fräulein freuete ſich, als ſie bemerkte, wie entfernt die beiden jungen Leute von einander waren. Der Major murrte in der Stille darüber, daß Hennig ſich ſo wenig um ſeine Gevatterin bekümmerte. Er ſagte zu Seibolden, als dieſer ihm begegnete: „ſehen Sie nur, wie Hennig da geht! Ich weiß wohl, was ihm im Kopfe ſteckt. Meine Härte, und die Verſöhnung hinterher. Aber es ärgert mich, daß gerade heute . . . Nun werden ſie ja glauben, er kann keine Fünfe zählen!"

Wer weiß, was er zählt! erwiederte Seibold lächelnd.

Hennig war Seibolden, der allein ging,

im Gebüſche begegnet; hier hatte er ſich heftig, mit einem tiefen Seufzer, an deſſen Bruſt geworfen, und ihn dann ſchnell wieder verlaſſen. Seibold erſchrak darüber ein wenig; als er aber Luiſen mit entzückten Augen und verſchlungenen Armen gehen ſah, ſetzte er ſich die Wahrheit ziemlich richtig zuſammen. Er fragte Hannchen, die er vorher im Garten geſehen hatte; und ſie erzählte ihm, was ſie wußte. Nun war ſeine Vermuthung faſt Gewißheit, und er würde ſie ſogleich dem Major mitgetheilt haben, wenn ihn nicht eine Aeußerung deſſelben behutſam gemacht hätte. Das Geſpräch war einmal auf Hennigs künftige Verheirathung gefallen; und der Major hatte nur geſagt: „da hab' ich meinen eignen Plan!"

Luiſe überlegte im Gehen, als die erſte Heftigkeit des Entzückens vorüber war; und auf einmal ſah ſie, welche Schwierigkeiten ihre Liebe überwinden müßte. Die Couſine hatte ſchon oft nicht undeutlich Hoffnungen geäußert, mit denen Hennigs Liebe ſich gar nicht vertrug. Ueberdies wußte Luiſe, in welcher Gunſt Karl bei ihrem Vater ſtand, und welche Mei-

nung dieſer von dem Major und von Hennigen noch immer hatte. So war es denn nothwendig, daß ſie für jetzt noch von ihrer Liebe ſchwieg. Als ihr Vater wegfahren wollte, fehlte Hennig. Er hatte, weil ihm heute jede Störung zuwider war, den Garten verlaſſen, und ſaß auf dem Zimmer des Majors, im Nachempfinden ſeines Glückes verloren. Luiſe hatte etwas vergeſſen; ſie lief zurück, um es zu holen, und öffnete des Majors Zimmer. Hennig flog ihr entgegen, und ſie warf ſich an ſeine Bruſt. „O Luiſe," fragte er; „lieben Sie mich?"

Ja Halden; ich liebe Sie von ganzem Herzen. Aber mein Vater ... meine Couſine ... Sie wiſſen nicht ...

Hennig faßte ihre Hand. „Wenn Sie ... wenn du mich liebſt, Luiſe, — o, ſo bin ich glücklich! Ein feſter Entſchluß und ewige Treue können Alles. — Wirſt du mir treu ſeyn, Luiſe?"

Treu! Treu, bis in den Tod! ſagte ſie, und reichte ihm die Hand. Aber ſchweigen Sie, Halden! Ich werde Ihnen Nachricht ge-

ben, wie es geht. Treu bin ich gewiß. (Sie zog einen Ring von ihrem Finger, und drückte ihn auf ſeine Bruſt.) Ja, Halden, in Ihr Herz will ich dieſen Ring drücken. Da! Und nun ſchweigen Sie; ſonſt ſind wir verloren!

Er nahm den Ring, und ſah ſie beſtürzt vor Freude an. „Ich habe keinen Ring, meine Luiſe; aber — ein Herz; und das iſt dein, ewig dein! Luiſe, ich kann dir nicht ſagen, was ich empfinde! Eine ſüße Angſt, eine ſchmerzliche Freude, eine dunkle Verwirrung hier und hier! (Er zeigte auf Stirn und Bruſt.) Luiſe, wie lieb' ich dich!" Mit dieſen Worten ſchlang er ſeinen Arm aufs neue um ſie.

Das Raſſeln des vorfahrenden Wagens weckte ſie aus dem Entzücken dieſer Umarmung, und ſie eilten Beide hinunter. Noch einmal fliſterte Luiſe dem Geliebten zu: ſchweigen! und er ſagte mit einem Händedruck: „Treue!"

Auch der Graf und die Couſine kamen nun bald. Als der Wagen fortrollte, war Hennig wie ohne Bewußtſeyn. Er eilte in den Garten, ohne auf das Rufen ſeines Oheims zu

hören, und verträumte da ganze Stunden. Erſt ſpät ging er zu Bett, ohne noch jemanden im Hauſe geſehen zu haben; denn heute vergaß er über dem entzückenden Gefühl, geliebt zu ſeyn, alles Andre.

Am folgenden Morgen kam Hennig auf einen Augenblick zu der Familie, aber zerſtreuet, mit niedergeſchlagenen Blicken. Er ſprach kaum ein Wort; und ehe man es ſich verſah, war er verſchwunden.

„Dem iſt ein Unglück oder ein Glück begegnet!" ſagte der Major, der ihn nachdenkend betrachtet hatte, mit ernſten Blicken. „Gott gebe, das Letztere! . . . Es hat ihn doch Niemand beleidigt?" fragte er, und ſah dabei ſeine Gattin, den alten Hennig und Seibolden der Reihe nach an; doch Aller Blicke begegneten dem ſeinigen freundlich. „Schon geſtern im Garten — Seibold, ich machte Sie aufmerkſam darauf . . . es wäre, glaubt' ich, etwas Anderes — da ging er, und käuete an den Nägeln. Herr Gott, wenn dem Jungen ein Unglück begegnete! Und habt Ihr wohl geſehen, was für ein Geſicht er machte,

als Espenbruchs in den Wagen ſtiegen? Als ob er mit dem lieben Gott grollte! Und wie er in den Garten lief, ſo viel ich ihn auch rufen mochte! Ich meinte erſt, Espenbruchs hätten ihn etwa beleidigt; aber er iſt ja ſchon vor ein Paar Tagen ſo geweſen, ordentlich wie betäubt; nur nicht ſo ſtark, wie geſtern."

Ja, das iſt wahr! ſagte Seibold. Auch ihm fiel das jetzt auf, und ſeine Ideen verwirrten ſich. Er hatte an eine erwachende Liebe zu Luiſen gedacht; und nun erinnerte er ſich auf einmal, daß der Jüngling ſchon ſeit einem Monat zuweilen ein Träumer geweſen war. Seibold glaubte, dem Major einen Wink geben zu müſſen, daß wohl die ſchöne Luiſe an Hennigs ſonderbarem Betragen Schuld ſeyn könnte: er ſagte das wieder, was Hannchen ihm erzählt hatte. Der Major wurde todtenblaß. „Das wolle Gott verhüten! . . . Es wäre das größte Unglück, das mir begegnen könnte!" — Aber, ſagte die Majorin, Hennig hat ja ſchon eher gegrollt, als geſtern; die Gräfin kann alſo wohl nicht die Urſache da-

von ſeyn. — „Wenn das nur iſt!“ rief der Major freudig. Er nahm ſeine Tochter, die ſo eben herein trat, auf den Arm, und küßte ſie recht herzlich.

Hennig war unterdeſſen an die Gränze von Ransleben gewandert. Dort kam der Jäger mit einem feinen, lächelnden Blicke auf ihn zu, und gab ihm ein verſiegeltes Papier ohne Aufſchrift. Hennig nahm es mit zitternder Hand, ſchlug das Auge zu Boden, und fragte nicht einmal, von wem es käme. Er fühlte eine Art von Scham bei dem Lächeln des Jägers. „Ich weiß ſchon,“ ſagte er endlich mit ſtockender Stimme; „die Gräfin Luiſe ſchickt meiner Tante eine Arie.“ — So? erwiederte der Jäger noch immer lächelnd. Die Gräfin hat geſagt: es wäre ein Strickmuſter. — „Kann auch ſeyn!“ antwortete Hennig verlegen. Er gab dem Jäger alles Geld, das er faßte, und eilte, ſobald er aus deſſen Augen war, in das dickſte Gebüſch.

Luiſe ging am vorigen Tage, als ſie wieder nach Hauſe kam, auf ihr Zimmer; und ſogleich war auch ihre Jungfer bei ihr. Sie fiel Suschen mit Heftigkeit um den Hals, ließ

ſie erröthend los, wendete ſich kalt ab, und ſagte gähnend: „ich will mich ausziehen. Das war ein langweiliger Tag!“ Nun fing die Jungfer an zu fragen. Luiſe hielt ſich gut. Sie verrieth ſich zwar wohl hundertmal; aber doch ſagte ſie nichts. Die Jungfer kicherte. Luiſe wurde böſe, ſchickte ſie fort, und ſaß nun mit ihrem Glücke allein da. Sie überlegte, ſprang auf und tanzte, wurde dann wieder traurig, fing bald nachher ein frohes Lied an, und ſchwieg nach einigen Takten, weil ihr einfiel, daß ſie Hennigen nur höchſt ſelten einmal würde ſehen können. Dieſe Idee ſtach gegen die Seligkeit dieſes Nachmittags höchſt unangenehm ab, und ihre Phantaſie war jetzt nur mit Planen, ihn zu ſprechen, beſchäftigt. Endlich fiel ihr ein, daß ihre Jungfer öfters an den Jäger, wenn dieſer auf einige Zeit verreiſt geweſen war, geſchrieben, und daß ſie ſelbſt ihr die Schreibmaterialien dazu gegeben hatte. „Ja, ſchreiben!“ rief ſie mit Entzücken; und nun ſetzte ſie ſich nieder, und blieb die halbe Nacht durch ſitzen. Erſt ſchrieb ſie einige Worte; dann ſaß ſie wieder eine Viertelſtunde mit geſtütztem Kopfe, und träumte; dann

ſchrieb ſie weiter, aber auch dies Mal nur einige Worte. Endlich ſiegelte ſie den Brief. Doch nun wußte ſie ihn nicht in die Hände des Geliebten zu bringen, da ſie feſt entſchloſſen war, Suschen ihr Geheimniß nicht zu entdecken. Sie ſtand einmal ſchon in Begriff, ihn zu zerreißen; aber an dieſem Briefe hingen ja ſo viele ſüße, liebliche Ideen, daß ſie ſich unmöglich dazu entſchließen konnte. Ueberdies hatte ſie es ſich ja angelobt, ihrem Geliebten treu zu ſeyn, und in ihrer Unſchuld glaubte ſie, ihm nun auch nichts verſchweigen zu dürfen.

Am folgenden Morgen gab ſie den Brief ihrer Jungfer mit abgewendetem Geſichte, und ſagte: „hier iſt ein Strickmuſter für die Frau Majorin von Halden. Wenn etwa der Jäger heute den Herrn von Halden ſieht, ſo . . .“ Sie ſtockte, weil ſie keine Worte mehr zu finden wußte.

Dieſes Geheimthun verdroß die Jungfer. Sie nahm den Brief, ging an die Thür, und ſagte: das Fräulein ſchickt eben nach Sollingen. Ich will ihr den Brief hintragen; ſie kann ihn mit einlegen. — „Um des Himmels willen nicht!“ rief Luiſe, und wollte ihr den Brief

entreißen. Suschen ſagte lächelnd: aber, liebe Gräfin, ich bin ihnen ja treu bis in den Tod. Sie wollen gewiß noch öfter ſchreiben; und am Ende müßte ich ja doch merken, was Ihre Briefe enthalten! — Luiſe fing an zu weinen, fiel Suschen um den Hals, und ſagte: „ach, ich bin recht unglücklich!" — Sie nahm den Brief wieder, und wollte ihn nun gar nicht fortſchicken; aber Suschen riß ihn ihr weg, und ſprang geſchwind aus dem Zimmer.

Sobald Hennig im dicken Gebüſche war, las er den Brief, und verging faſt vor Entzücken. Luiſe ſchrieb ihm:

„Ja, mein theurer Halden, ich will Ihnen treu ſeyn bis in den Tod." —

„Ich leſe das wieder. Ach! ich ſollte das nicht ſchreiben. Mein Geſicht glühet über und über vor Schamröthe. — Schon wollte ich das Blatt wieder zerreißen; denn was werden Sie davon denken, daß ein Mädchen Ihnen ſo etwas ſchreibt! Aber ich habe mir feſt, recht feſt vorgenommen, Ihnen Alles zu ſagen, was in meinem Herzen vorgeht. Sie ſollen daraus ſehen, wie ich Sie liebe!"

„Nein, ich kann Ihnen doch nicht ſagen,

wie es in mir iſt. Glauben Sie nur nicht etwa, ich wäre mißtrauiſch, oder wollte nicht offenherzig ſeyn. Ich habe Ihnen ja, ehe ich anfing zu ſchreiben, im Geiſte die Hand darauf gegeben, daß ich Ihnen immer die reine Wahrheit ſagen will. — Ach, lieber Halden, da kommen mir ſchon wieder ſo viele Thränen in die Augen, daß ich die Buchſtaben, die ich mache, kaum mehr ſehe.“ —

„Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie mir iſt. Etwas Süßes, eine Unruhe, das höchſte Glück, und eine Beklemmung, bei der ich ſeufzen und weinen möchte: — das Alles läuft in meiner Bruſt ſo durch einander, daß ich nicht einen Augenblick recht ſicher weiß, ob ich glücklich bin oder nicht. — Mich verlangt nach Ihnen, ach, ſo herzlich, ſo ſehr! Die Wände werden mir zu enge, als wollten ſie über mich her fallen; und meine Bruſt — o, die preßt mein Herz, als wollte ſie es zerdrücken.“

„Ich muß oft an's Fenſter gehen, lieber Halden, und es aufmachen, um Luft zu ſchöpfen. Und dann ſtrecke ich meine Arme zum Fenſter hinaus, nach Sollingen zu. Ach, es iſt, als ſollte mein Herz aus der Bruſt hinaus zu Ihnen

hin fliegen! Ich muß weinen, und möchte doch vor Freude laut Ihren Nahmen rufen. Aber ſo ſehnlich ich Sie auch zu mir her wünſche, ſo fühle ich doch, daß ich ohne Sie, allein in meinem Zimmer, glücklicher bin. Ja, ich muß allein ſeyn, um mein Glück empfinden zu können.“

„Da habe ich nun ſchon eine Stunde an den wenigen Zeilen geſchrieben!“

„Ja, ſo iſt es mir. Und dazu nun noch die tauſend Gedanken, die auf einmal in meinem Kopfe oder in meiner Bruſt hervorkommen. Das alles miſcht ſich unter einander, und geht in meiner Seele immer im Kreiſe umher. Ich kann mich an nichts erinnern, und erinnere mich an Alles. Sehen Sie, jetzt will ich daran denken, wie wir Beide da ſtanden, und wie mir war, als ſänke ich in ein dunkles Meer, und flöge zugleich in einen Himmel voll Freude. Kaum aber denke ich das, ſo bin ich wieder mit Ihnen auf Ihres Oheims Zimmer. Ich gebe Ihnen den Ring noch einmal, und höre Sie wieder „Treue!“ ſagen. Zuweilen iſt es mir, als hätt' ich Unrecht gethan, und ich glühe vor Schamröthe. Aber dann ſtrecke ich meine Arme

aus, und — o Gott! ich bin ſo froh! Alles iſt mir zu klein, zu enge, zu ſchwach. Ach, es kommt mir vor, als könnte ich mich an die Wolken hängen, die am Himmel wegfliegen, als müßte ich es; und dann ſind mir die Wolken doch zu langſam."

„Nein, ich liebe anders, als ſonſt die Menſchen; denn wenn ſie ſo liebten, wie ich: wie wäre es möglich, daß ſie einander untreu werden könnten! Gewiß, liebſter Halden, mir iſt das nicht möglich. Ich bin Ihnen treu, treu bis in den Tod: das fühle ich. Mein Herz will mir die Bruſt zerſprengen. Ich kann nicht mehr ſchreiben. Ach, wie unglücklich bin ich! Gute Nacht! Ihre Luiſe; bis in den Tod Ihre Luiſe"

Hennig benetzte den Brief, als er ihn mit unausſprechlichen Entzücken geleſen hatte, mit heißen Thränen der Freude, drückte ihn an Mund und Herz, knieete nieder, und ſchwor ſeiner Luiſe die zärtlichſte Liebe und ewige Treue. Er las den Brief noch einmal; und nun eilte er, trunken von Leidenſchaft, und außer ſich vor Entzücken, nach Hauſe.

Ohne erſt jemanden zu ſprechen, ging er ſo-

gleich auf ſein Zimmer, um Luiſen zu antwor- ten. Kaum hatte er ſich niedergeſetzt, ſo kam der Major, und ſagte mit ſanftem Tone: „Hennig, dir fehlt etwas!"

Mir? fragte der Jüngling verwundert, und warf ſich an die Bruſt ſeines guten Oheims. Mir? O, ich bin der glücklichſte Menſch auf der ganzen Erde. Glücklich, liebſter, theuer- ſter, gütigſter, edelſter Onkel! ach, ſo glücklich, daß mir Athem, Herz und Seele vergehen!

„Aber, liebſter, theuerſter, gütigſter, edel- ſter Hennig, willſt du mir wohl ſagen, wodurch du ſo glücklich biſt?"

Hennig beſann ſich einen Augenblick; dann wendete er ſich raſch zu ſeinem Oheim, und ſagte: ja, Sie ſollen es wiſſen, theurer, liebſter . . .

„gütigſter, edelſter, närriſcher Hans Ha- ſenfuß! . . . Sey ſo gut, Hennig, und ſag mir das ohne dein Trarara! Junge, was kann dir denn ſo Großes begegnet ſeyn? Haſt du dich etwa mit deiner Mutter verſöhnt? Nun, ſo rede doch, gütigſter, edelſter, liebſter, theuer- ſter Hennig."

Die ſchöne Gräfin Luiſe liebt mich! das

edelſte, beſte, theuerſte Mädchen! O, ich bin ſo glücklich! —

Der Major wurde bleich. Er ſchüttelte den Kopf, ging langſam an die Thür, öffnete ſie, ſagte dann ſehr ernſt: „daraus wird nichts!" und ging wieder auf ſein Zimmer.

Hennig blieb mit ausgebreiteten Armen ſtehen, und ſah, wie erſtarrt, die Thür an. Doch bald fiel ſein Blick auf Luiſens Brief. Er las ihn noch einmal, vergaß alles Andre, und warf ſich an den Tiſch, um ihr zu ſchreiben.

Der Major ſetzte ſich, noch immer bleich, an ſein Grillenfenſter; und als ſeine Gattin ihn fragte, was ihm fehle, winkte er ihr mit der Hand zu, ſie möchte ihn nicht ſtören. Seibold ging zu Hennigen, fand ihn am Schreibtiſche, und wollte mit ihm ſprechen. Hennig aber ſagte lächelnd: ich bitte Sie, lieber Seibold, laſſen Sie mich eine Stunde allein!

Seibold ging mit Kopfſchütteln zurück, wieder in das Zimmer des Majors. „Was macht er, Seibold?" fragte dieſer. — Er ſchreibt, Herr Oberſtwachtmeiſter. Ich ſehe nicht, daß ihm etwas fehlt.

„Ihm

„Ihm nicht," ſagte der Major; „aber mir! mir, lieber Seibold! Sagen Sie ihm doch . . . Aber nein! es wird ſich finden. Der Junge kann mir ja für meine Liebe nicht den Tod zuziehen wollen! Laßt das, Kinderchen. Ich muß erſt darüber nachdenken, was recht und billig iſt. Dieſen Mittag will ich mit dir allein eſſen, Hannchen. Seibold, eſſen Sie mit der Kleinen und mit Hennigen auf ſeiner Stube. Ich weiß nicht, es muß wohl Alles gut ſeyn; aber von Zeit zu Zeit kommt mir doch noch immer ſo ein Kroat in die Quer. Gott helfe, daß wir auch den wegſchaffen!" Der alte Hennig ſagte mit Zuverſicht, und ſchüttelte dabei dem Major die Hand: nur Geduld! wir ſchaffen ihn weg.

Die ganze Familie wurde nach und nach unruhig; aber Hennig ſaß, ohne etwas davon zu wiſſen, und ſchrieb. Als in ſeinem Zimmer gedeckt werden ſollte, wurde er aufmerkſam, und fragte: wird hier gegeſſen? Seibold nickte mit dem Kopfe, ohne etwas zu ſagen; und Hennig ſchrieb weiter. Die Suppe wurde aufgetragen. Nur drei Couverts? fragte er; wo ſind denn der Onkel und die Tante? — Sie wollen allein eſ-

ſen. — Hennig ſah befremdet Alle im Zimmer nach der Reihe an. Jetzt fiel ihm wieder ein, daß der Onkel geſagt hatte: „daraus wird nichts!“ Er eilte an die Thür; aber der alte Huſar trat vor ihn hin, und ſagte: nichts, nichts! Der Onkel will dich nicht ſehen, junger Herr! — „Mich nicht ſehen?“ fragte Hennig mit Erſtaunen. „Mich nicht ſehen?“ wiederholte er noch einmal. „Iſt es möglich?“ Er hob langſam beide Arme auf, und faltete die Hände. „Ich bitte euch, laßt mich zu ihm!“ — Seibold erwiederte: warte bis nach Tiſche, lieber Hennig. Dein Oheim hat etwas auf dem Herzen. Du weißt, er muß Zeit haben, einen Entſchluß zu faſſen. Komm, laß uns eſſen!

Alle ſetzten ſich; aber niemand aß, niemand ſprach. Der alte Hennig, der von ſeiner Gewohnheit, dem Major bei Tiſche aufzuwarten, nicht abging, kam nach einer Weile wieder in Hennigs Zimmer, ſetzte ſich in einiger Entfernung vom Tiſche nieder, und ſprach einige Male ſehr kräftig.

Die Augen gehen mir über, hob er an, und zog ſein Schnupftuch hervor. So einen Tag hab' ich hier noch nicht erlebt! Hier alles ſo

ſtill, ſo mißtrauiſch, als ob da, anſtatt des Haſenbratens, eine Schüſſel Gift auf dem Tiſche ſtände. Und der Herr — o, lieber, guter Gott! anſtatt des Eſſens ſchluckt er ſeine Thränen hinunter; und die gnädige Frau ſitzt und ſtochert im Eſſen umher, als ob ſie da das Glück des Hauſes ſuchen wollte. — Iſt das nicht ein Jammer! Können ſie es in Moorberg ſchlimmer machen? Da kommen ſie oft zuſammen mit rothen Geſichtern, und ſchlagen die Augen nieder, weil ſie keine Liebe zu einander haben, weil einer gegen den andern iſt. Nun muß ich das auch hier erleben! Wehe dem, der daran Schuld iſt! Geht die Sonne unter, und es iſt nicht Alles wieder in Richtigkeit, ſo reit' ich davon. Ich mag nicht ſehen, wie der gute Herr mit Kummer in die Grube fährt.

So ſprach der alte Mann in Abſätzen, und jedes Wort war für Hennigen ein Dolchſtich. „Alter,“ ſagte dieſer endlich, und ſprang auf, „du redeſt da, und weißt nicht, was. Sieh, ich kann Alles; nur das nicht, was der Onkel, wie es ſcheint, von mir fordert.“

So ſagt jeder Heuchler, antwortete der Alte: nur dies kann ich nicht, aber alles An-

dere. Ho! mir hat der Herr lange nicht ſo viel Gutes gethan, wie dir, junger Herr; denn ich war ſchon ein Kerl, und ein braver Kerl, ehe der liebe Gott uns zuſammenführte. Aber ich würde mich in die Seele hinein ſchämen, zu ſagen: ich kann das nicht; wenn der Herr es haben wollte, und zumal, wenn ich ſähe, daß es ihm am Herzen läge. Nein, Gott Lob! ich kann Alles für ihn, weil ich ihn lieb habe; alles!

„Auch einen Schurkenſtreich für ihn begehen?" fragte Hennig empfindlich.

Einen Schurkenſtreich? wiederholte der Alte, und trat mit Zorn im Geſichte näher. Alle Teufel! Junger Herr, wenn ich nicht bedächte, daß du ein Windbalg biſt, dem's auf ein Paar Worte nicht ankommt, ich . . .! Dein Onkel, der für alle Schätze der Welt nicht das kleinſte Unrecht thun würde, — der ſollte von dir einen Schurkenſtreich verlangen? Das iſt zu arg! Thu du nur, was er dir befiehlt; und wenn du todt biſt, ſo ſage dem lieben Gott ganz dreiſt: mein Onkel, der Major Halden, hat es mir befohlen. Ja, ich möchte . . .! Dein Onkel kann nie etwas Böſes von dir verlangen; aber euch Selb-

ſchnäbel blendet der Teufel, daß ihr das für böſe haltet, was alte ehrliche Leute für recht und gut erkennen.

Hennig fühlte die Härte ſeines Ausdruckes, und reichte dem Alten mit einer bittenden Miene die Hand. Jeder verſank nun wieder in ein düſtres Schweigen. Des alten Mannes Vorwürfe hatten den jungen Menſchen doch ſo weit gebracht, daß der Widerwille ſeines Oheims gegen ſeine Liebe zu Luiſen ihm nun ein Hinderniß ſchien, und daß er wenigſtens darauf ſann, wie er dieſes überwinden könnte.

Nun ging der alte Hennig wieder zu dem Major hinüber, und ſprach da faſt eben ſo kräftig, wie vorher im andern Zimmer; doch mit dem Unterſchiede, daß er jetzt den Major angriff. Er brummte allerlei; unter andern: der Menſch iſt nur Einmal jung, und junge Leute denken nicht ſo, wie alte. Hennig würde ſein Leben ſogar für einen Fremden wagen, der in Noth wäre; alſo muß es wohl nicht an ſeinem guten Willen liegen, wenn — was Gott verhüten wolle! — etwas Böſes vorfällt.

Der Major hörte lange zu, und fing endlich an, den Deſſauer Marſch zu pfeifen. Kaum

war er aber damit zu Ende, ſo brummte der Huſar aufs neue. „Alter Hennig," ſagte der Major zuletzt; „du ſollteſt nicht von mir abfallen. Meinſt du nicht, daß es dem Könige David weh gethan hat, als er ſehen mußte, daß ſich Alles zu ſeinem Sohne Abſalon ſchlug?"

Ein Abſalon iſt der Hennig auch nicht! bei meiner armen Seele nicht! Dem Jungen ſchwimmt ja das Herz in Angſt und Liebe.

„Und mir auch, Hennig; mir auch! Er hat keinen Vertheidiger, keinen Mittler, bei mir nöthig."

Nicht? Warum muß er denn allein eſſen? Das ſoll ihm nicht weh thun? Er iſt ja nicht von Eiſen, der arme Schelm!

„Mir thut es noch weher, Alter. Aber ich mußte doch erſt überlegen, was recht und billig iſt. Du weißt ja nicht, was vorgeht. Ruf ihn, und Seibolden auch! Und du mußt wiederkommen. Aber Hannchen kann in den Garten gehen. Dieſen Abend wollen wir wieder zuſammen eſſen, in Freuden oder mit gebrochenem Herzen." — Er ſtand auf, und es floſſen große Thränen aus ſeinen Augen.

Der alte Huſar ſprang zu ihm, faßte ſeine Hand, drückte ſie, wiſchte ſich das Auge, und ging. Nach einigen Minuten kam er, mit ſeinem Zöglinge an der Hand, und mit Seibold, wieder in das Zimmer. Die Majorin ſah ihren Pflegeſohn mit naſſen, bittenden Augen an; der Major wendete ſich von ihm ab, nach dem Fenſter. Hennig umfaßte ihn von hinten, und ſagte zärtlich: o, lieber Onkel, Sie wenden Sich von mir ab! Dahin wäre es gekommen? dahin?

Der Major umarmte und küßte ihn. „Nicht aus Haß,“ ſagte er: „nein, mein Sohn; nur um dir den Kummer zu verbergen, den du mir machſt. Setze dich dahin, lieber Hennig, ſetzt euch Alle. Wir wollen vernünftig mit einander überlegen. — Du mußt mir das Zeugniß geben, lieber Sohn, daß ich dich nie gezwungen oder tyranniſirt habe, wie es manche Eltern machen. Aber heute iſt mir wohl einmal eingefallen, daß es gut wäre, wenn ich ſagen könnte: du ſollſt! und Vormittags habe ich auch ungefähr ſo geſagt. Nimm mir das nicht übel, lieber Junge. Sieh, wenn man ſich Jahre lang ſo mit einem

Wunſche herum trägt, ihn in jeden Morgen- und Abendſegen mit einſchließt, ſein Kopfküſſen daraus macht, und ſich freuet, auch ſein Sargküſſen daraus machen zu können; und man ſoll den Wunſch, an den man ſich gewöhnt hat, ſo mit einem Male aufgeben: ſieh, das muß einem wohl weh thun.

Er ſchwieg und ſah traurig vor ſich an den Boden. — „Doch ja ſo! Ihr wißt noch nicht, wovon wir Beide reden. Hennig hat ſich in die Gräfin Luiſe verliebt, die auch ein braves Mädchen iſt, und von der ich nichts als Gutes weiß. Aber ſieh, lieber Hennig, ich hatte etwas Andres, wahrhaftig nichts Schlechtes, für dich im Sinne; und du würdeſt mich glücklich machen, wenn du die Gräfin fahren ließeſt. Ja, lieber Hennig, ich will dir mein ganzes Herz aufdecken. Wenn mir dieſer Wunſch fehl ſchlüge, wenn du ihn nicht erfüllen könnteſt (denn du thuſt es gern, wenn du es kannſt, das weiß ich); ſieh, wenn das nicht geſchähe, was ich wünſche: ſo würde ich in meinem ganzen Leben keine frohe Stunde mehr haben. Frag die Tante, ob das nicht die Wahrheit iſt."

Die Majorin ſtand auf, und ſagte mit weinender Stimme: ja, lieber Hennig, ſo iſt es. Du haſt die Ruhe, die Zufriedenheit deines Onkels in deinen Händen. Ich bitte dich, lieber Sohn, ſey menſchlich! Du weißt nicht, wie ſehr die Sache deinem ehrwürdigen Onkel am Herzen liegt.

Hennig ſah finſter vor ſich nieder, und ſchwieg lange. Endlich ſagte er: ach, lieber Onkel, wenn Sie wüßten, wie ſehr ich Luiſen liebe! wie unglücklich ich ſeyn würde, wenn ein anderer Mann ihre Hand . . .

Unglücklich? unterbrach ihn Seibold mit einem ſcharfen Tone; unglücklich, wenn du deines Onkels letzte Tage mit Zufriedenheit erfüllteſt? Hennig, Hennig! deine Liebe von geſtern zu der Gräfin wäre ſtärker, als die zu deinem Oheim, der ſo viele Jahre lang dein Freund, dein Wohlthäter, dein Vater geweſen iſt? Deine Liebe iſt ein Schatten, ein Nichts, ein bloßer Einfall. Laß doch hören, wie ſie entſtanden iſt.

Hennig erzählte mit dem glühenden Eifer der erſten Liebe, und es floſſen dabei Thränen aus ſeinen Augen. Er ſtand mitten im Zim-

mer, und ſeine Zuhörer vor ihm. Der alte Huſar wurde durch die Erzählung gewonnen. Er ſchüttelte den Kopf, und brummte: hier iſt Gottes Finger; das ſeh' ich deutlich.

Hennig erzählte weiter, nahm Luiſens Ring von ſeiner Bruſt, und ſprach von Treue oder Tod. — Seibold ſuchte die Thorheit dieſer Liebe zu erweiſen; aber der alte Hennig ſagte: nein, nein! man hat Exempel, daß Menſchen vor Liebe geſtorben ſind.

Der Major ſeufzte. Der Alte trat zu ihm, und fliſterte ihm zu: beſinnen Sie Sich nur, Herr Oberſtwachtmeiſter, wie es Ihnen ging!

Hennig zog Luiſens Brief hervor, und las ihn laut, um Seibolden zu beweiſen, daß ſie ihn eben ſo innig liebe, wie er ſie.

Der Alte horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und ſagte, als der Brief zu Ende war: das iſt Liebe! Nein, das laſſ' ich mir nicht abdiſputiren. Da ruf' ich Sie zum Zeugen, Herr Oberſtwachtmeiſter. Ihnen iſt es gerade eben ſo gegangen; das haben Sie mir ſelbſt mit Seufzen und Ach! und Weh! erzählt, als ich damals von der gnädigen Frau den Puder lieh. So kraus war es wohl

nicht; aber dafür iſt die Gräſin auch jünger. Und das an die Wolken hängen — ja, das iſt wohl ein Bißchen viel; aber was ſagt man nicht in der Hitze! Und ſo ein junges Mädchen denkt Wunder, wie leicht ſie iſt.

Der Major ſeufzte wieder. „Ich glaube, Seibold könnte doch wohl Recht haben, mein Sohn. Mit mir war es anders: ich hatte meine Frau alle Tage um mich; du aber haſt ja die Gräſin kaum zwei- oder dreimal geſehen. — Lieber Junge, mach mir meine Freude nicht zu Waſſer! Ich hatte dir Hannchen zur Frau beſtimmt. Sieh, lieber Hennig, das iſt der einzige Wunſch, den ich noch habe."

Als der Major noch bloß im Allgemeinen ſeinen Widerwillen gegen Hennigs Liebe äußerte, waren Seibold und der Alte ſo ziemlich auf ſeiner Seite, weil ſie glaubten, ſeine Abneigung hätte die wichtigſten Gründe; als er aber den Nahmen Hannchen genannt hatte, wurden ſie und auch Hennig muthig genug, ihm zu widerſprechen.

Hm! ſagte der Alte laut und mißbilligend; da kann ich ja noch zehnmal vor der Hochzeit ſterben! Er war nun ziemlich gleichgültig bei

der Sache, und fing an, den Tiſch abzuräumen. Seibold trat einen Schritt aus dem Kreiſe zurück, und machte eine Miene, die ganz deutlich ſagte, daß er ſich nicht weiter in die Angelegenheit miſchen wollte. Hennig aber, der ſich nun ſchon in einer beſſern Lage fühlte, trat ſeinem Oheim einen Schritt näher. Hannchen, beſter Onkel, iſt ein gutes, liebes, frommes Kind! . . . — Ja wohl, ein Kind! rief der Alte dazwiſchen. — Aber ich liebe die Gräfin Luiſe. Oder fürchten Sie, beſter Onkel, daß ich je aufhören könnte, Hannchens Bruder zu ſeyn? daß ich je vergeſſen könnte, wie ſehr Sie Hannchen lieben? Wahrhaftig nicht! Sie theilte Ihre Liebe mit mir; und ſie wird einmal Alles, Alles mit mir theilen.

Nun miſchten der Alte und Seibold ſich wieder hinein, und ſprachen Beide für Hennigs Liebe; aber dies Mal blieb der Major unbeweglich. Er ſchüttelte bei allen Einwürfen und Vorſtellungen den Kopf, und ſagte nur: „es wird mein Tod ſeyn, wenn du Hannchen nicht heirathest. Gewiß, das wird es!"

Hennig, der nun beinahe geſiegt zu haben glaubte, wollte den letzten entſcheidenden An-

griff auf die Standhaftigkeit ſeines Oheims wagen. Er nahm zärtlich deſſen Hand, und ſagte: ja, lieber Onkel, ich wollte gern meinen theuerſten Wunſch für den Ihrigen aufgeben, und in der Folge Hannchen heirathen, wenn Sie nur einen Grund mehr hätten, das zu wünſchen.

„Ja, ja!“ ſagte der Major laut, und hielt des Jünglings Hand feſt: „den hab' ich! Hannchen — iſt meine Tochter! . . . Ich bin ihr Vater, und da iſt ihre Mutter. Aus Liebe zu dir, Hennig, haben wir das ſo lange verſchwiegen. Laß mich nicht aus der Welt gehen ohne die Hoffnung, daß die beiden Menſchen, die ich nächſt meiner Frau am meiſten liebe, du und Hannchen, mit einander glücklich ſeyn werden!“ Er fiel dem Jünglinge, mit Thränen in den Augen, um den Hals.

Alle Gegner des Majors waren auf einmal wie betäubt. Hennig wurde blaß, taumelte, und fiel in die Arme ſeines Oheims. In ſeiner Bruſt erhob ſich langſam, wie der Todesengel auf einer finſtern Wolke, das drükkende Gefühl: er müſſe unglücklich ſeyn. Er wollte es wegſchaffen. Nein, dachte er; ich

gehöre Luiſen, und nie ſoll ein andres Mädchen meine Hand bekommen. Aber trotz dieſem Entſchluſſe wurde das Gefühl, daß er dem Unglücke nicht entgehen könne, in ſeiner Seele immer ſtärker; es überwältigte ſeine Kräfte, und vertilgte alle ſeine Hoffnungen. „Hennig!" ſagte der Major noch einmal zärtlich; „Hennig, mein Sohn!" Nun ſank der Jüngling nieder auf die Kniee, legte ſeine Lippen auf des Majors Hand, und ſagte leiſe: ja, ich will, lieber Onkel. So wie er das geſagt hatte, warf der Major ſich auf einen Stuhl an ſeinem Grillenfenſter, und legte die Hand vor die Augen. Er empfand, daß die Erfüllung ſeines größten Wunſches ihn nicht glücklich machte, und konnte ſeinem Lieblinge, deſſen Schmerz er lebhaft mitfühlte, nicht in's Geſicht ſehen. Während, daß er die Hand immer feſter auf ſeine Augen drückte, ſchwankte Hennig zur Thür hinaus nach ſeinem Zimmer, und ſank da ermattet auf ſein Bett. Der Alte ſchlich zum erſten Male leiſe von ſeinem lieben Oberſtwachtmeiſter fort, um die Traurigkeit im Hauſe nicht länger zu ſehen. Seibold folgte ihm, und bald auch die Majorin.

Der Major zog endlich die Hand von den Augen weg, und hoffte nun, daß Seibold oder ſeine Frau ihn tröſten ſollten; aber er ſah ſich allein. Dieſer Umſtand that auf ihn die gewaltſamſte Wirkung.

„Allein? allein?" ſagte er; „ſchon allein? O lieber, guter Gott! hab' ich denn ſo unrecht gethan, daß Sie alle vor mir fliehen?" In dieſem Augenblicke ſah er ſeine Tochter die Allee her gehüpft kommen, und winkte ihr. Als ſie zu ihm kam, faßte er ſie in ſeine Arme, und küßte ſie; aber er konnte nicht ein Wort ſagen, und führte ſie ſanft an die Thür. Sie hüpfte in Hennigs Zimmer. Der Major ſah ihr durch das Fenſter in ſeiner Thüre nach; und Hennig ſtürzte herbei, drückte das kleine Mädchen an ſeine Bruſt, und hielt es lange in ſeinen Armen. Dieſer Anblick beruhigte den Major. Er glaubte, Gott ſelbſt gebe ihm ein Zeichen, daß er mit dieſer Verbindung zufrieden ſey. „Ja," dachte er; „jetzt ſeh' ich, daß Alles gut gehen wird! Alles! Alles!" Er verriegelte die Thür, ſank auf die Kniee, und betete lange für das Glück ſeiner Tochter und ſeines Neffen.

Was der Major für ein Zeichen vom Himmel hielt, war nichts weiter, als ein irdiſches von der Schwäche eines guten Herzens. Hennig hatte ſich, wie geſagt, auf ſein Bett geworfen, um ſeinen Schmerz auszuweinen. Er fühlte ſein Unglück, ſeine Verlaſſenheit, und mußte ſeinen Unmuth auf irgend jemanden werfen. Auf ſeinen Oheim? das mochte er nicht, weil er ſonſt den Lohn ſeines Edelmuthes, das Gefühl, ihm ſeine Liebe aufgeopfert zu haben, verloren hätte. Der Menſch iſt ja auch im Unglücke noch eitel. — Sein Unwille fiel auf Hannchen; aber ſogleich dachte er auch daran, daß dieſes Kind ohne alle Schuld war.

In dem Augenblicke, da er ſein Unrecht empfand, ohne es deshalb wieder gut zu machen, hüpfte Hannchen in das Zimmer; und nun ſpielte er ſogleich eine Komödie mit ſich ſelbſt. Er ſprang auf, umarmte das Kind, und drückte es an ſeine Bruſt. In dieſem Umfaſſen fühlte er ſeinen Unmuth zunehmen, und war dennoch zufrieden; denn er hatte ſich ja doch wenigſtens bewieſen, daß er wußte, was er thun ſollte.

Kaum war Hannchen wieder weg, ſo kam

Seibold, und mit einem Geſichte, auf dem Hennig ſchon las, daß dem Opfer, zu welchem er ſich entſchloſſen hatte, auch noch ſein Werth genommen werden ſollte. Seibold ſetzte ihm die Eigenſchaften der Liebe aus einander, und zeigte, daß auch die vernünftigſte gegen Zeit und feſten Entſchluß nicht aushalten könne, noch viel weniger alſo eine Liebe, die ein Zufall und das Geſchwätz eines Jägers erregt habe. Je tiefer Seibold dieſe Liebe herabſetzen wollte, deſto höher hob ſie Hennig. Er erklärte gerade zu, daß er ohne Luiſen unglücklich ſeyn würde; und zugleich nahm er ſich vor, es ſeyn zu wollen. In dieſen erſten Augenblicken des gereitzten und überraſchten Gefühles that er alles verkehrt, und Seibold verließ ihn endlich, ohne ihn überzeugt zu haben.

Hennig war freilich entſchloſſen, das Verlangen ſeines Oheims zu erfüllen, aber ohne eigentlich zu wiſſen, wie das geſchehen ſollte. Vielmehr blieb im Hintergrunde noch immer eine Hoffnung, die auf Hannchens Jugend ruhete. Es mußten Jahre verfließen, ehe das Kind ſeine Gattin werden konnte; Jahre aber beſtehen aus vielen tauſend Minuten, und jede

konnte eine Veränderung bewirken. Dieſer Gedanke wurde bei Hennigen immer lebendiger; doch ſo bald er dadurch ſeine Hoffnung aufgerichtet hatte, verwarf er ihn auch wieder. Er wollte ſich zwingen, ihn nicht mehr zu denken; und dennoch nahm er, wenn ſeine Hoffnung ſank, ſogleich ſeine Zuflucht wieder zu ihm. So erhielt ſein Betragen eine leidliche Haltung; und er hatte endlich ſogar den Muth, zu ſeinem Onkel zu gehen. — Welch ein Heuchler iſt der Menſch!

Kaum aber trat er in das Zimmer, und kaum drückte der Major ihn, voll Freude über ſein ruhiges Geſicht, an ſeine Bruſt: ſo fühlte der Jüngling ſeine Heuchelei, ſo ſah er, daß er ſeinen Oheim betriegen wollte. Seine Hoffnung ſank, und mit ihr fiel er wieder in den Abgrund der Troſtloſigkeit. Er blieb nur einen Augenblick bei ſeinem Oheim, ging dann in den Garten, und hatte nun weiter keinen Gedanken, als an Luiſen. Was ſollte er ihr ſagen? und wie ſollte er es? Ihr ſchreiben, daß er ſie und ſein Glück der Tugend aufopfern müſſe? Er fühlte mit der fürchterlichſten Beſtimmtheit, daß Luiſe ihn dann haſſen oder verachten würde. Der

Inſtinkt leitete ihn hier ſehr richtig. Kein Mädchen glaubt, geliebt zu ſeyn, wenn irgend etwas in der Welt iſt, dem die Liebe zu ihr noch weichen muß. Den Kampf der Liebe mit Schwierigkeiten, ja auch mit der Tugend, ſieht ein junges Herz ſehr gern, und ſelbſt das Aufopfern der Liebe bis zu einem gewiſſen Punkte, bis nahe an dem Verluſte, macht ihm Freude; aber hier muß die Liebe ſich wieder mächtig erheben, und den Kampf noch einmal erneuern. Siegt die Tugend über die Liebe, ſo erfolgt Verachtung; denn Liebe, Treue iſt die einzige Tugend, die ein junges Herz von dem andern fordert.

Hennig fühlte, daß er ſeiner Luiſe entweder trocken ſchreiben mußte: „ich liebe Sie nicht;" oder, daß ein Brief, wie er ihn im Kopfe trug, ſeinen Oheim, und zugleich auch Luiſen, betriegen würde. Zu Keinem von Beiden hatte er Muth. Er floh den Ort, wo er ſo glücklich geweſen war, und ging zurück mit dem Entſchluſſe, dem Oheim ſein Wort zu halten. Hierin beſtärkte ihn der alte Huſar, der ihn auf dem Rückwege antraf und ihm ſchweigend die Hand reichte. Hennig, ſagte der Alte zu dem Jünglinge, der ihn mit Thränen in den Augen anſah

und dann den Blick zu Boden ſchlug — Hen=
nig, ich kann es nicht leiden, wenn man im
Unglück die Erde anſieht; das giebt allemal ein=
fältige, nichtsnutzige Gedanken. Sieh, als der
Herr Anno 56 die Kroaten hinter ſich hatte, da
ging es mir auch ſo. Ich hatte das Leben lieb,
wie du die Gräfin; aber meinen Rittmeiſter
nicht weniger. Mich ſoll dieſer und jener! ich
wußte nicht recht, was ich thun müßte, und
fragte mich ſelbſt: ſoll ich, oder ſoll ich nicht?
Nun ſchlug ich die Augen gen Himmel. Ich
dachte: die Ewigkeit iſt lang, hol der Henker
das Leben! Und damit warf ich den Gaul herum.
Sieh, junger Herr, bei ſo einer Gelegenheit
muß man in den hohen Himmel ſehen, und
denken, es koſtet ja nicht mehr als das Leben;
und hat das ein Ende, ſo gilt es einerlei, ob es
ein Trauer=, oder ein Freudenſaal geweſen iſt.
Als ich ſo hinritt, den Kerln entgegen, da
rief ich: Vater unſer, Amen. Und nun ging es.
So mußt du es auch machen; ſonſt ſtehſt du da
immer, und fragſt: ſoll ich, oder ſoll ich nicht?
Die Gräfin kann ja nicht verlangen, daß du ſie
lieber haben ſollſt, als deinen Onkel! Alſo
friſch! Vater unſer, Amen. Laß deinen Vater
nicht untergehen, Hennig!

„Ja,“ ſagte Hennig entſchloſſen; „hier iſt meine Hand. Ich will! Er ſoll nicht untergehen! Mit Freuden will ich!“ Er rieb ſich die Augen aus, und die Stirn glatt. Ein Fremder ſollte das gekonnt haben, dachte er; und ich, ich ſollte es nicht können? Er eilte mit dem Alten nach Hauſe, und Beide ſtürzten in des Majors Zimmer. — Der Kroat iſt weg! Vivat! rief der Alte. Hennig warf ſich an ſeines Oheims Bruſt, und ſagte: ich will, lieber Onkel; ich will! Sie ſollen glücklich ſeyn!

Zum Handeln hat der Menſch mehr Kraft, als zum Unterlaſſen. Er kann ſich für einen Menſchen blindlings in eine Hölle ſtürzen, aber nicht vor einem Freudenhimmel ſtehen bleiben, ohne hinein zu treten. — Ich muß noch eine Bemerkung hinzu fügen: eine feine, beſſere, edlere Liebe kann der Menſch leichter aufopfern, als eine bloß ſinnliche, obgleich die erſtere dauernder und ſogar ſtärker ſeyn mag. Jene verliert er nicht ganz, wenn er ſie aufgiebt; wohl aber dieſe. Zwiſchen den Geiſtern bleibt ein unſichtbares Band übrig; zwiſchen den Körpern nicht. Die edlere läßt freilich, wenn ſie zerriſſen wird, eine Wunde zurück, die nie heilt, deren

Schmerz bis an das Grab hin wächſt. Die ſinnliche betäubt die Seele, und drohet, ſie zu zerſtören; aber ſobald die Phantaſie aufhört, ſich hinein zu miſchen, verliert ſich auch der Schmerz: das Herz heilt wieder, und es bleibt nicht einmal eine Narbe zurück.

Wäre Hannchen ſchon erwachſen geweſen, ſo würde Hennig ſich ſogleich mit ihr haben trauen laſſen; und dann hätte ſeine Liebe zu Luiſen in einem Monat ihr Ende gehabt. Er wäre gewiß muthig in die Hölle hinabgeſprungen; jetzt aber ſtand er noch immer vor ſeinem Freudenhimmel, und ſollte nicht hineingehen dürfen. In einer Stunde konnte er bei dem Jäger ſitzen und ſich von ihm erzählen laſſen, in zwei Stunden ſogar bei Luiſen ſelbſt ſeyn; und das ſollte er nicht! — Die Forderung überſtieg ſeine Kräfte.

Seine Liebe war jetzt noch nichts weiter, als eine erſt erwachte Sinnlichkeit, folglich ganz ſo unbeſchreiblich ſtark, wie alle ſinnliche Triebe. Er fühlte ſich in dem Maße unglücklich, als er zu verlieren glaubte. Konnte er auf der Stelle mit Hannchen verheirathet werden, ſo war es geſchehen; man findet ſich leichter in die Noth-

wendigkeit unglücklich zu ſeyn, als in die Angſt, es erſt zu werden. Aber er mußte mit jedem Augenblicke ſein edelmüthiges Opfer wiederholen; denn mit jedem Augenblicke zeigte ſeine geſchäftige Phantaſie ihm in der Ferne eine neue glänzende Hoffnung. Er fühlte ſein Inneres vernichtet, ſeine Seele von tauſendfachen Leiden zerriſſen; und er ſelbſt ſollte dieſen ſchmerzlichen Zuſtand in ſich erhalten, ohne ſich nur nach Linderung umzuſehen! Wie konnte er das? Er mußte auf die Hoffnung hinblicken; aber er war edel genug, ſich bald wieder von ihr abzuwenden. So wechſelten bei ihm Angſt und Furcht unaufhörlich mit Erwarten und Hoffnung.

Hennig litt ſehr von dieſem gewaltſamen, peinlichen Zuſtande. Er ſchloß in der Nacht kein Auge zu, und am folgenden Morgen kam er bleich, mit blauen Kreiſen um die Augen, zum Vorſchein. Man hätte ihn nicht für unglücklich halten ſollen, ſondern für einen Kranken, deſſen Lebenskeime der Tod in der Bruſt zernage. Er lächelte, um ſeinen Schmerz zu verbergen; man ſah aber, daß dieſes Lächeln ihm die Anſtrengung aller ſeiner Kräfte koſtete. Seine Stimme bebte unter dem ſiegenden Weinen;

ſeine Hand zitterte, als er dem Onkel die ſeini≈ge drückte. Schon nach einigen Minuten ging er matt und erſchöpft wieder auf ſein Zimmer, und legte ſich auf den Sofa.

Der alte Huſar, der ihn beſiegt hatte, war der erſte, der ſich zurückzog. Er ſah mit klei≈nen, von den tief herabgezogenen Augenbrau≈nen halb bedeckten Augen in alle Winkel des Zimmers, als ob er etwas ſuchte, ſchüttelte den grauen Kopf, huſtete einige Male, und ſagte endlich: wenn das gut geht, ſo geht alles gut! Der Major blies den Rauch aus ſeiner Pfeife in die Sonnenſtrahlen, und war ſtumm. Seibold betrachtete die Kaffeetaſſe, die er in der Hand hielt. Die Majorin ſah ſie alle Drei, der Reihe nach, an, und ſchwieg, weil ſie ſchwiegen.

Der alte Huſar ging hinaus, ſteckte den Kopf behutſam in Hennigs Thür, kam wieder zurück, machte ſich mit einem lauten Seufzer Luft, und ſagte warnend: na, na! ich habe keine Schuld! Der Major that, als ob er nichts merkte, und fing an zu pfeifen, hörte aber bald wieder auf. Er rieb ſich die Stirn, und drehete dem alten Huſaren immer den

Rücken zu, um deſſen finſtres Geſicht nicht zu ſehen. Wie ein Lazareth! ſagte dieſer endlich mit lauter Stimme. — „Wie meinſt du das, Alter?" fragte der Major. — Ich meine hier das Haus, gab der Alte zur Antwort. Der eine liegt ſchon in der Todtenkammer; wir Andern ſchleichen noch bei einander weg, und haben nicht das Herz zu fragen: wie geht es? — Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer wieder.

Der Major nahm Seibolden in das Fenſter. „Hören Sie, Seibold, das Ding fängt an, ernſthaft auszuſehen. Sagen Sie mir Ihre Sätze von der Liebe noch einmal. Unglücklich ſoll Hennig nicht werden, und müßte ... Wie hieß doch der König, der ſeine Braut ſeinem kranken Sohne abtrat? ... Aber, ich ſähe es gern, wenn es mit der Gräfin vorbei wäre."

Seibold verſicherte ihm, daß Hennig Luiſen nach einiger Zeit wieder vergeſſen würde. Aber, Herr Major, ſetzte er hinzu; wenn nun Hannchen größer iſt, und Beide haben keine Liebe zu einander: wie dann?

Der Major runzelte die Stirn. „Das

kommt von dem Verſtellen, von dem Lügen und Triegen! Ich habe da einmal einen dummen Streich gemacht mit meiner Tochter, und weiß nun weder aus noch ein. Hat der liebe Gott hinterher nicht Luſt, einen dummen Streich wieder gut zu machen, ſo brummt man. — Alſo die Liebe, meinen Sie, wird ſich geben? . . . Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun ſoll." — Der Major handelte, wie alle Menſchen in ähnlichen Lagen: er ließ die Sache gehen, wie ſie wollte.

Hennig war bei Tiſche ein wenig heitrer; doch der Tag verging Allen bei Kopfſchütteln und mancherlei Gedanken. Am folgenden Morgen war man ſchon ein wenig an die Lage gewöhnt, und fing an ſich zu beruhigen. Auf einmal rollte ein Wagen in den Hof; und als der Schlag geöffnet wurde, hüpfte Luiſe heraus. Der Major ſetzte ſeine Pfeife in das Fenſter, und ſagte: „da kommt die Gräfin! Gott ſey uns gnädig!"

Luiſe hatte auf eine Antwort von Hennigen gehofft; aber weder der Jäger, noch ſonſt jemand hatte ihn geſehen. Sie nahm das ſehr übel; als er aber auch den zweiten

Tag nichts von ſich hören ließ, wurde ſie traurig, weil ſie befürchtete, daß er krank ſeyn möchte. Ihr Vater konnte unterdeſſen noch immer nicht aufhören, von ſeinem Arrondiſſement zu reden; und endlich kam er auf den Einfall, den Major für dieſe Wieſe ein Stück Land zu geben, welches in das Sollinger Gebiet hineintrat. So arrondirt ſich auch der Herr Major! ſagte er triumphirend. Er ſprach davon, und Luiſe brachte ihn, wie es ſchien ganz unbefangen, auf den Gedanken, dem Major das ſelbſt zu ſagen. Nun wurde eine Fahrt nach Sollingen beſchloſſen; aber, als man am folgenden Morgen noch nicht einmal ganz mit dem Ankleiden fertig war, ritten unvermuthet ein Paar junge Officier von großen Familien aus der nächſten Garniſon auf den Hof. Nun ſollten das Fräulein und Luiſe nach Sollingen fahren, weil der Graf ohnedies nicht Luſt hatte, ſeine Tochter in der Geſellſchaft dieſer Herren zu laſſen. Schon ſuchten Beide Fächer und Handſchuhe; aber jetzt fuhr eine alte Dame aus der Nachbarſchaft vor. Luiſe wurde ſehr unmuthig, und verzweifelte faſt, daß ſie heute nach Sollingen

kommen würde. Indeß ſagte ſie zu ihrem Va⸗ter: ſo fahre ich allein, und bringe dem Ma⸗jor die Nachricht. Dann beſuche ich zugleich die Couſine Selenberg, zu der ich morgen ohne⸗dies wollte.

Der Graf, dem daran gelegen war, daß der Major je eher je lieber ſeine Erkenntlichkeit erführe, und den die Anweſenheit der jungen Officier unruhig machte, ſagte in der Zerſtreu⸗ung zu Luiſen: ja; ich erlaube es. Sie eilte hinunter; und ſo eben rollte der Wagen fort, als dem Grafen erſt einfiel, daß es unſchick⸗lich ſey, ſeine Tochter ganz allein nach Sollingen fahren zu laſſen. Luiſe hatte das befürchtet, und eilte deswegen ſehr. Sie rief dem Kutſcher beim Einſteigen zu: er möchte ja recht ſchnell fahren; und bald war ſie in Sollingen, mit dem Entſchluſſe, ihren Geliebten, wenn er nicht krank wäre, tüchtig auszuſchelten.

Sie flog die Treppe hinauf in des Majors Zimmer, und bemerkte da Verlegenheit in allen Geſichtern. Der Major machte ihr in der Angſt eine tiefe Verbeugung, tiefer als ſonſt jemals vor irgend einem Menſchen, und ſah ſchweigend an die Decke. Auch die Majorin

war nicht ſo freundlich, wie ſonſt. Luiſe fing ſelbſt an verlegen zu werden. Da hüpfte Hannchen zu ihr hin, und ſagte: ach! wenn nur Hennig nicht ſo krank wäre; heute wollten wir uns recht haſchen! — Krank? fragte Luiſe mit ängſtlicher Stimme, und wurde bleich; krank? Gefährlich? O gewiß! gewiß! Sie waren Alle ſo verlegen, als ich kam.

Der Major und ſeine Frau antworteten nicht. Seibold ſagte: nein, gefährlich nicht. Luiſe aber hielt ſich an des Majors trauernde Miene, und wurde ſo ängſtlich, daß er es nicht länger ohne Mitleiden ſehen konnte. „Nein, nein," hob er an; „gefährlich iſt es nicht." Als Luiſe ſich auch hierdurch nicht beruhigen ließ, ſetzte er hinzu: „Sie können ihn ſelbſt ſehen; er liegt nicht zu Bette."

Luiſe ging mit Hannchen hinüber. Hennig ſaß bleich da, hatte die Hand vor die Augen gelegt, und blickte nicht auf, als die Thür geöffnet wurde. Luiſe näherte ſich ihm, und legte ihre Hand auf die ſeinige. Als er nun ſchnell ſeine Hand wegzog, ſah er die Geliebte, mit Schmerz und Theilnahme im Geſichte, vor ſich ſtehen. „O Gott! Luiſe!" rief er, und

ſprang auf; eine Purpurröthe zog ſich über ſein Geſicht, und ſein Auge flammte. Er betrachtete das holde Mädchen mit einem langen Blicke; dann bedeckte er ſeine Augen wieder. Krank ſind Sie? fragte Luiſe. — „Krank zum Tode!" antwortete er, und ließ die Hand noch immer vor den Augen.

Jetzt ſprang Hannchen hinaus, um ihrem Vater das zu klagen. Kaum war Luiſe mit Hennigen allein, ſo breitete ſie ihre Arme aus, und ſagte mit dem Tone der Liebe: Halden! lieber Halden! Er blickte ſie an, und blieb unbeweglich ſtehen. — Sie ließ die aufgehobenen Arme ſinken, und ſagte ſchmerzlich: o Gott, Halden! was iſt Ihnen? — Länger widerſtand er der lieblichen Stimme nicht. Er blickte ſie lächelnd an, und näherte ſich ihr. Nun ſchlangen Beide ihre Arme um einander, und drückten Mund auf Mund.

In dieſem Augenblicke öffnete der Major die Thür, und Luiſe ſprang erſchrocken zurück. Alle ſchwiegen.

Der Major wurde bleich, und wollte gehen; Hennig aber, den des guten Oheims Trauer rührte, bat ihn, zu bleiben, und er-

zählte nun Luiſen ganz einfach ſeines Oheims Wunſch, und ſeinen Entſchluß, dieſen Wunſch zu erfüllen. Und nun? ſagte er dann mit bebender Stimme, legte die Hand auf ſein Herz, und wendete ſich ab.

Luiſe blickte, mit Thränen in den großen, blauen, zärtlichen Augen, den Major an, ſagte im Aufſtehen: o Gott! und ging in die andere Ecke des Zimmers. Der Major, deſſen weiches Herz nie einem naſſen Auge widerſtand, rief auf einmal: „Gott ſoll mich behüten, zwei Herzen zu trennen, die einander lieb haben, und wenn es auch ſo wäre, wie Seibold ſagt! . . . Hennig!" fuhr er mit ſanftem Tone fort; „ſey glücklich, und vergiß meine Tochter nicht!" Beide wendeten ſich ſchnell um, ſahen den Major mit Entzücken an, warfen ſich vor ihm nieder, ergriffen ſeine Hand, und benetzten ſie mit heißen Thränen. „O, guter Gott!" ſagte der Major gerührt, und legte ihre Hände in einander; „hätte ich doch nicht geglaubt, daß in dieſer Stunde ſo viele Freude liegen könnte! Gott ſegne euch, meine lieben Kinder!"

Vivat hoch! rief der alte Hennig, der ge-

horcht hatte, jetzt in das Zimmer, ſtürzte her⸗bei, warf ſich auch vor dem Major nieder, und küßte ſeine Hand mit frohem Ungeſtüm. Auch Seibold und die Majorin kamen. Die Traurigkeit verwandelte ſich nun in Freude, die durch kurze, vorhergegangene Angſt noch mehr erhöhet wurde. Jetzt kam auch Hann⸗chen. Der Major faßte ſie in ſeine Arme, und ſagte, doch wieder halb traurig: „auch für dich wird ja der liebe Gott ſorgen, mein Kind!"

Nun überlegte die Familie, was weiter zu thun ſey. Die Liebenden verließen ohne alle Sorge das Zimmer. Hennig brachte ſeine Luiſe in den Garten, wo er ſchon einmal ſo glücklich geweſen war, und ſich heute noch weit glücklicher fühlte. Im Hauſe wurde unter⸗deſſen einſtimmig beſchloſſen, das Geheimniß mit Hannchen noch nicht zu entdecken.

Der Major wollte, wie immer, nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. Er ſetzte ſich zu Pferde, begleitete Luiſen nach Ransleben, und hielt bei dem Grafen förmlich für ſeinen Neffen um ſie an. Der Graf war bei dem Antrage

recht freundlich, forderte aber Bedenkzeit. Der Major fand dieſes Verlangen ſehr billig, und ritt vergnügt wieder nach Hauſe.

Abends bei Tiſche theilte der Graf ſeiner Tochter den Antrag des Majors mit, und fragte ſie um ihre Meinung. Sie verſicherte ihrem Vater mit glühender Eil, daß ſie mit keinem andern Manne glücklich werden könnte, als mit dem jungen Halden. Der Graf erklärte ſich nicht näher, und wollte das Geſpräch auf etwas Anderes leiten; aber nun rückte das Fräulein auch mit ihrem Günſtlinge, dem älteren Halden, hervor. So? erwiederte der Graf ſehr trocken; hat der ein Auge auf Luiſen geworfen? Davon weiß ich ja noch kein Wort.

Die Eltern, ſagte das Fräulein, wollten den jungen Leuten erſt Zeit laſſen, ein wenig mit einander bekannt zu werden. Ich weiß nicht, ſetzte ſie mit einer höhniſchen Miene hinzu, ob Luiſe mit einem ſo rohen Menſchen, wie der zweite Halden doch iſt, glücklich ſeyn könnte. Sein Bruder iſt ein ganz andrer junger Mann! Er hat Verdienſte und Lebensart. Sie hielt nun dem Kammerjunker eine lange

Lobrede, auf die der Graf am Ende nur erwiederte: nun, es wird ſich ja finden!

Der Graf hatte im Grunde nichts gegen Hennig einzuwenden, und überdies wirkte die offne Erklärung ſeiner Tochter ſehr für ihn. Indeß wünſchte er jetzt, daß auch Karl, deſſen Geſchliffenheit ihm ſehr wohl gefiel, um ſeine Tochter anhalten möchte, weil das gewiſſermaßen einer Negociation ähnlich ſah, und ihn im Geiſte wieder nach Regensburg verſetzte. Er war zu weiter nichts entſchloſſen, als den Handel nicht ſchnell zu endigen; das Uebrige ſollte von dem Augenblicke und dem Zufalle abhangen.

Das Fräulein ſchrieb noch dieſen Abend an die Kammerherrin; und am folgenden Morgen ganz früh ging der Brief nach Moorberg ab. Es hieß darin: „man müſſe keine Zeit verlieren und ſogleich um Luiſen anhalten; denn bis jetzt ſey der Graf noch zu nichts entſchloſſen.“ Vor allen Dingen wurde nun der Kammerherr nach Ransleben abgeſchickt, um den Rath des alten Fräuleins zu befolgen. Als er fort war, überlegten die Mutter und der Sohn, was nun weiter zu thun ſey. Beide

begriffen nicht, wie Luiſe den „Bauerjungen" lieben konnte, da ſie ihn ja nur Ein- oder zweimal geſehen hatte. Der Graf und die Gräfin, ſagte die Mutter, müßten ja keine Augen haben, wenn ſie Hennigen wählen ſollten! Der eitle Karl war ganz ohne Sorge, daß ſein Bruder ihm vorgezogen werden könnte.

In dieſem Augenblicke ſprengte der Major auf den Hof. „Es ſind ſeine Eltern," hatte er zu ſeiner Frau geſagt; „es würde ſie kränken, wenn ſie von einem Fremden erfahren müßten, daß ihr Sohn heirathen will. Und ihre Einwilligung haben wir ja auch nöthig."

Er kam herauf, und brachte ſein Anliegen vor. Die Mutter ſagte ihm noch artig genug: da kommen Sie zu ſpät, Herr Bruder. Mein Mann iſt eben heute nach Ransleben gefahren, und hält für Karln um die Gräfin Luiſe an. Sie ſehen alſo, daß wir unſere Einwilligung nicht geben könnten, ohne uns lächerlich zu machen. Die Partie iſt ſchon ſeit Jahr und Tag von mir und meinem Manne beſchloſſen. Karl liebt die Gräfin zum Sterben; und Sie ſelbſt werden es doch billig finden,

Herr Bruder, daß hier der jüngere Sohn dem älteren nachſtehen muß. Es macht mir großen Kummer, daß Karl und Hennig einander nicht wie Brüder lieben, und ich weiß wohl, daß ſie Beide Schuld haben. Sie können es eben ſo wenig leiden, wie ich, wenn Brüder ſich haſſen. Jetzt wäre nun eine ſchöne Gelegenheit, Karln und Hennigen wieder auszuſöhnen. Hennig dürfte nur freiwillig zurücktreten; und das wäre ihm deſto leichter, da er ohnedies unſre Einwilligung nicht bekommen kann. Sehen Sie, lieber Herr Bruder, da haben Sie eine Gelegenheit, ſich den Himmel zu verdienen.

Sie ſagte das ſo natürlich und gutartig, daß der Major nicht recht viel darauf zu erwiedern wußte. Ihm fiel einmal ein, daß Karl wohl gar boshaft genug wäre, aus Haß Hennigs Glück hindern zu wollen; aber, dachte er dann wieder, ſie haben ja Hennigs Abſicht auf Luiſen noch nicht wiſſen können. Er erinnerte ſich ſogar, daß er etwas von dem Plane der Mutter zu einer Verbindung zwiſchen Karln und Luiſen gehört hatte. In dieſer Verlegenheit ſagte er: „nun, die Grä-

ſin muß doch am Ende entſcheiden, welchen von den beiden Brüdern ſie haben will.“ Jetzt fing die Kammerherrin an, den Major auszufragen; und er geſtand ſehr offen, daß Luiſe Hennigen herzlich liebe. Hierbei konnte ſeine Schwägerin ſich kaum noch mäßigen. Sie verſicherte beſtimmt: Hennig werde nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit der Gräfin erhalten.

„Aber, wenn nun die Gräfin Karln nicht haben will?“ fragte der Major.

Auch dann nicht, dann noch weniger! antwortete ſie heftig. Nicht will? O, wenn der Vater will — die Tochter muß wollen.

„Vergeſſen Sie denn ganz, daß Hennig auch Ihr Sohn iſt?“ fragte er hitzig.

Nun überhäufte die Kammerherrin ihn mit Vorwürfen, und mit den allerſeltſamſten. Sie nannte ihn den Verführer ihrer Tochter. Ja, rief ſie; als Emilie des ſchlechten Menſchen, Seibolds, Frau nicht werden ſollte, — Freude und Ehre an meinen Kindern gönnt man mir nicht! — ja, da wurde ſie als Mätreſſe an den Fürſten verkuppelt, und Karl mußte vom Hofe weg, weil der Ehre im Leibe hat und

ſeine Schweſter nicht für Sündengeld verkaufen wollte.

Der Major ſtieß in der Wuth die tollſten Flüche aus, und konnte ſich kaum enthalten, Hand an ſeine Schwägerin zu legen. Er verließ in aller Geſchwindigkeit das Zimmer, weil er ſeinem Zorne nicht länger trauete. Aber auf dem Pferde überlegte er die Worte ſeiner Schwägerin genauer, und ſie fielen ihm ſchwer auf das Herz. An den Fürſten als Mätreſſe verkuppelt! Karl hat den Hof verlaſſen müſſen, weil er das nicht leiden wollte! (Daß dem ſo ſey, ſchien dem Major bei jedem Menſchen, ſogar bei Karln, ſehr natürlich.) Der Fürſt gegen die Heirath mit Selenbergen! Deſſen Kammerdiener die Triebfeder in der ganzen Begebenheit! Das Alles ſchien dem Major Zuſammenhang zu haben. „Herr Gott!" rief er, und ließ den Zügel fallen; „wenn ſie mich betrogen hätten! wenn Emilie, wenn meines Vaters Enkelin, meines Bruders Tochter . . ." — Er ſchrie laut auf, gab dem Pferde die Sporen, und ſprengte nach Hauſe. Haſtig ſtieg er ab, polterte die Treppe hinauf, ſtürzte in das Zimmer, warf Mütze, Peitſche und Hand-

ſchuhe auf den Tiſch, und rief: „Da erbarme ſich Gott!“ — Was iſt denn? fragte alles; hat ſie ihre Einwilligung gegeben?

Der Major, der jetzt nur an Emilien dachte, antwortete: „ja, Kinder, leider muß ich es glauben! — In ſolche Schande gewilligt! Aber ich willige nicht ein, bei dem großen Gott! ich nicht! in Ewigkeit nicht! Sie ſollen mich von der Himmelsthür wegſtoßen, wie einen Hund, wenn ich einwillige. Und wenn es der Graf erfährt, ſo biſt du um Luiſen, das ſag' ich dir!“

Niemand verſtand den Major, und Alle wurden mit jedem Worte unruhiger; indeß man mußte ihn austoben laſſen. Endlich nannte er den Namen Emilie. Jetzt wurde Seibold blaß. Er fing an zu fragen, und brachte bald heraus, was der Major eigentlich wollte. Alle erſtarrten; nur Seibold nicht. Er ſagte ganz ruhig: es iſt nicht wahr! Nicht lange, ſo ging er zum Zimmer hinaus, ſteckte Geld ein, und nahm den Weg zu der Reſidenz, der auch nach Waldengrund führte.

Von Zeit zu Zeit verſuchte Hennig, ſich Gehör zu verſchaffen; allein er mußte ſich ge-

dulden, da der Major noch nicht antworten konnte. Als man endlich zu Tiſche gehen wollte, war Seibold nicht zu finden. Man achtete nicht darauf, da er öfters ausblieb, wenn er ſich bei Spaziergängen zu weit von Sollingen entfernt hatte; doch als er am Abend wieder fehlte, wurde man unruhig. Als er auch um zehn Uhr noch immer nicht da war, fiel jeder darauf, daß er zu Emilien gegangen ſeyn müßte; und Alle legten ſich ruhig zu Bette.

Unterdeſſen war der Kammerherr bei dem Grafen geweſen, und hatte mit aller Feierlichkeit um Luiſen für Karln angehalten. Der Graf antwortete auf ſeinen Antrag mit der größten Höflichkeit, und ſagte ihm dabei, daß auch der Major für Hennigen geworben hätte. Der Kammerherr war auf dieſe Nachricht vorbereitet; er zuckte daher mit einer zweideutig lächelnden Miene die Achſeln, und ſagte: mein Bruder mag ſeine Abſichten haben; allein ich würde, wenn ich auch keinen anderen Sohn mehr hätte, meinem jüngſten dennoch nie meine Einwilligung zu dieſer Heirath geben, und zwar aus Freundſchaft für Sie und Ihre ſchöne Tochter. Es hat mit meinem jüngſten

Sohne eine ganz eigne Bewandniß. Für jetzt muß das noch ein Geheimniß bleiben; aber leider wird es ſich damit bald von ſelbſt aufklären.

Dieſe Worte, welche der Kammerherr auswendig gelernt hatte, machten den Grafen ſtutzig; er ſuchte das aber zu verbergen, und ſagte: meine Tochter ſcheint mehr Neigung zu Ihrem jüngeren Sohne zu haben, als zu dem ältern. — Die arme Gräfin! erwiederte der Kammerherr mitleidig und geheimnißvoll. Freilich, mein Bruder muß die Verbindung wünſchen, und wahrſcheinlich wird er eilen, ſie zu Stande zu bringen. — Der Graf ſtutzte noch mehr; denn der Major hatte wirklich auf ſchnelle Vollziehung der Heirath gedrungen. Indeß ließ er ſich nichts davon merken, und verſprach, den Vorſchlag zu überlegen. Er war dabei ſehr freundlich; jetzt befand er ſich ja in der glücklichen Lage, negociiren zu können! Kaum war der Kammerherr wieder weg, ſo ſetzte der Graf ſich ſogleich nieder, und arbeitete einen Brief aus, worin er den Major bat, vorläufig bei den Eltern ſeines Neffen ihre Einwilligung zu der bewußten Heirath nachzuſuchen, indem die Präliminarien erſt in

Richtigkeit ſeyn müßten, ehe man ſich weiter einlaſſen könnte. Daß der Kammerherr für Karln angehalten hatte, verſchwieg er.

Das Fräulein erzählte nun bei jeder Gelegenheit die ſeltſamſten Dinge von Hennigen, und hielt Karln die ſchönſten Lobreden; aber zu ihrem Verdruſſe machte Beides auf den Grafen ſehr wenig Eindruck: er lächelte nur, weil er daran dachte, daß weder das Fräulein noch ſeine Tochter, weder des Majors noch des Kammerherrn Familie wiſſen würden, was ſeine Abſicht wäre. Staatsklugheit, liebes Fräulein Couſine! ſagte er, wenn ſie um ſein Urtheil in ihn drang.

Die Couſine fing an zu fürchten, daß er für Hennigen ſey, und ſchrieb einige Worte an die Kammerherrin, um ihr von der Gefahr Nachricht zu geben. Als die Mutter den Inhalt dieſes Billets mit dem, was der Kammerherr erzählt hatte, zuſammen hielt, gerieth ſie in wirkliche Hitze, und kam auf die ſeltſamſten Einfälle, ihren Plan auszuführen.

Karls Spion in Sollingen, der Bediente, welcher das Eſſen auftrug, wußte das Geheimniß des Majors ſchon. Er hatte, als

mit Hennigen über Luiſen verhandelt worden war, gelauſcht, und dabei gehört, daß Hannchen des Majors Tochter wäre. Dieſe Nachricht gab er dem Kammerjunker gerade am heutigen Morgen.

Schlag auf Schlag! und immer einer noch ärger, als der andere! Nun hatte der Major ſogar eine Tochter, und Hennig trat wieder in ſeine Erbrechte! Das Unglück war unausſprechlich groß; doch eben in dieſem Unglücke fand die Kammerherrin auch Hülfe. Hannchen mußte alſo den Major beerben. Daß ſie ſeine Tochter war, hatte man verſchwiegen, um Hennigen das Vermögen ſeines Vaters zu ſichern: das ließ ſich, meinte die Kammerherrin, an den Fingern abzählen. Und nun ſtand der abſcheuliche Hennig, der ſeinem Bruder einen großen Theil der Erbſchaft nehmen wollte, ihm ſogar auch bei der reichen Gräfin Luiſe im Wege. Ich ſehe, was er will, ſagte die Mutter mit verſtecktem Grimme: verderben will er dich, Karl, und mich unglücklich machen! Aber ich . . . — Sie hielt einen Augenblick inne. Der Genius der menſchlichen Glückſeligkeit, der Eltern- und Kindesliebe,

trat warnend vor ſie hin; doch vergebens. — Ja, fuhr ſie fort; er verdient es nicht beſſer. Ich will, ich muß. Er ſoll ſehen, Karl, daß ich deine Mutter bin!

Sie ließ den Juſtizamtmann rufen, und blieb eine Stunde mit ihm allein. Dann ging ein Brief nach Sollingen ab. Als die Mutter die Antwort bekam und ſie las, wurde ſie bei einigen Stellen blaß, zitterte, und vergoß ſogar eine Thräne. Einige Minuten ſaß ſie ſchweigend, in ſich verſunken da, und betrachtete Karln verſchiedene Male, doch nur verſtohlen. Endlich ſprang ſie mit wilder Aengſtlichkeit auf, drückte Karln heftiger als je an ihren Buſen, und ſagte erſchüttert: Karl, liebſt du mich denn auch? (Er küßte ihr die Hände.) Liebſt du mich, Karl? um Gottes willen, liebſt du mich? Antworte! — Wie nie ein Sohn ſeine Mutter liebte, antwortete der Kammerjunker. — Sie lächelte noch immer ängſtlich. Gut! ſagte ſie, aber wenn du es jemals vergäßeſt! O Karl, Karl! ich liebe dich, wie nie eine Mutter ihren Sohn. Sie ging zitternd und langſam zu ihrem Manne, mit dem Vorſatze, für Rangſucht und Eitelkeit ein Verbrechen an der Natur zu begehen.

Die Mutter war auf den Gedanken gera- then, ihren jüngern Sohn zu enterben; darum hatte ſie den Juſtizamtmann rufen laſſen. Sie fragte dieſen feilen Menſchen — einen andern konnte ja eine ſolche Frau nicht in ihren Dien- ſten haben —: wie iſt es anzufangen, daß mein zweiter Sohn enterbt werden kann? Der Juſtizamtmann erſchrak ein wenig, ſo ſchlecht er auch war; indeß dachte er gleich wieder: es iſt ja nicht mein Sohn! Die Verbrechen, die Hennigen zu einer geſetzmäßigen Enterbung qualificirten, waren bald gefunden; und nun wurden zwei Teſtamente aufgeſetzt, worin der Vater und die Mutter Karln zum alleinigen Erben ihres Vermögens erklärten. Den zwei- ten Sohn enterbten ſie feierlich, „weil er ſei- nen Bruder, der eine unſchickliche Liebe zwi- ſchen ihrer Tochter und einem verlaufenen Va- gabunden habe ſtören wollen, mörderiſch über- fallen und unbarmherzig geprügelt; zweitens, weil er, als die Mutter mit ihrer Tochter auf dem Wege nach der Reſidenz geweſen, ih- ren Wagen ſtraßenräuberiſch angehalten, und ſeine Schweſter herausgeriſſen, um ſie zu ih- rem Verführer, dem ſchon erwähnten Vaga-

bunden, zu bringen; drittens, weil er es beſtändig mit den Feinden ſeiner Eltern gehalten, und dieſen alles nur mögliche Herzeleid verurſacht; viertens, weil der größte Verdacht gegen ihn vorhanden ſey, daß er an ſeiner Schweſter Flucht aus der väterlichen Gewalt Theil genommen habe; fünftens, weil er" — Für dieſes Verbrechen, das Hennig erſt noch begehen ſollte, wurde Platz gelaſſen.

Die Mutter ſchrieb nun an Hennigen, und forderte von ihm, daß er ſeine Abſichten auf die Gräfin Luiſe aufgeben ſollte, weil ſie ihn widrigen Falls enterben würde. Sie verlangte unverzügliche und beſtimmte Antwort.

Hennig, der gerade allein war, als der Bote ihm den Brief ſeiner Mutter brachte, antwortete ihr nach einer halben Stunde: „O, liebe Mutter! konnten Sie Ihrem Sohne ſo ſchreiben? Und dennoch küſſe ich Ihren Brief, ſo hart, ſo unmütterlich er auch iſt; ich drücke die Zeilen an meine Bruſt, weil ich denke, daß mein Herz ſie in Liebe verwandeln ſoll. Theuerſte Mutter, Karl lag nicht allein unter Ihrem Herzen. Auch wir, ich und Emilie, ſind Ihre Kinder, und Ihr Blut

hat uns genährt. O, könnten Sie ſehen, wie ich vor dieſem harten, drohenden Briefe auf den Knieen liege; wie ich mich quäle, nur eine Spur von mütterlicher Liebe darin zu finden; Sie würden den verſtoßenen Sohn nicht länger haſſen. Haſſen? Gott, welch ein Wort! O theure Mutter, geben Sie Ihr Vermögen Karln, und mir nur die Liebe, die er vielleicht verachtet, gegen die er kalt und undankbar iſt; dann will ich mit Freudenthränen ſagen: wie reich hat meine Mutter mich geſegnet! Bedenken Sie, daß Augenblicke für mich kommen können, wo vielleicht nur die Liebe meiner Mutter mich von Verzweiflung rettet! bedenken Sie, daß ein Augenblick kommen kann, in welchem Sie vielleicht nach der Liebe Ihres verſtoßenen Sohnes verlangen! O, käme dieſer Augenblick, Mutter, und hätten Sie ſo eben erſt mein Herz zerſchmettert — ich wollte mit dieſem zerſchmetterten Herzen an Ihre Bruſt fliehen, Sie ſegnen, und glücklich ſterben. Was Sie auch thun mögen — ich fühle an dieſem Zagen, an dieſer Angſt, an dieſen Thränen, daß ich nie aufhören kann, Ihr Sohn zu ſeyn, und daß Sie mir Ihre Mutterliebe nie ganz entziehen werden."

Einige Stellen in dieſem Briefe erſchütterten die Mutter; aber dennoch ging ſie zu ihrem Manne in das Zimmer, um ihn zu bereden, daß er Hennigen enterben ſollte. Der Kammerherr erſchrak. Er verlangte Gründe zu einem ſolchen Schritte, und weigerte ſich zum erſten Male ernſtlich. Jetzt hatte aber ſeine Frau mehr als Thränen und Maulen, um ihren Willen durchzuſetzen. Das Teſtament, ſagte ſie, wird den Major dahin bringen, daß er Hennigen wenigſtens mit ſeiner Tochter zu gleichem Theile gehen läßt; oder Hennig wird aus Furcht ſeine Bewerbung um die Gräfin aufgeben. Wir, lieber Mann, können ja hinterher noch immer thun, was wir wollen.

Der Kammerherr las das Teſtament, und ſagte dann: das iſt alles gut, mein Kind; aber das Papier wird uns Hennigs und meines Bruders Herz koſten: denn . . . — Er unterdrückte das, was er noch ſagen wollte: unſer Sohn iſt unſchuldig.

Des Vaters Herz empörte ſich wirklich bei dem Verlangen ſeiner Frau; aber er war an Gehorſam gewöhnt. Ueberdies tröſtete er ſich

damit,

damit, daß er ſein Teſtament ja noch immer abändern könnte; und er nahm ſich feſt vor, es zu thun, ſobald er nur dürfte.

Die Inſtrumente wurden gehörig angefertigt, und die Mutter hatte das Herz, ihrem Sohne in Sollingen eine Abſchrift davon zu ſchicken. Hennig bekam die Papiere in des Majors Gegenwart, und ſein Auge wurde finſter, als er ſie durchlas. Die Mutter erreichte ihren Zweck; denn Hennig nahm ſich jetzt vor, ſeine Hoffnungen mit eigner Hand zu zerſtören. Nun war er enterbt! Auf des Majors Vermögen hatte er nicht mehr gerechnet, ſobald er wußte, daß Hannchen deſſen Tochter war. Er ſteckte kalt und ernſt die Papiere in die Taſche, und wollte aus dem Zimmer gehen.

„Was haſt du da, Hennig?“ fragte der Major, zog ihm die Papiere aus der Taſche, und las ſie. „Trallala! Frau Schweſter!“ ſang er, und warf die Papiere in's Feuer. „Was machſt du für ein grämliches Geſicht, Hennig? Doch, freilich! Es muß einem Sohne wehe thun, wenn die Eltern ſeine Teufel ſind. Aber dieſes Mal, lieber Junge, hat der

Teufel ſich verrechnet, wie er es, Gott Lob, ſehr oft thut; denn nun haben wir gerade, was uns fehlte. Sieh!" (er zog des Grafen Brief hervor) „da iſt auch eine Hiobspoſt. Der Graf Espenbruch verlangt die Einwilligung deiner Eltern zu deiner Heirath; und du weißt wohl, er muß Schwarz auf Weiß haben, ſonſt iſt nichts mit ihm zu machen. Ich glaube, am jüngſten Tage wird er mit dem lieben Gott kapituliren, und einen Seligkeitsſchein auf einem Stempelbogen verlangen. Die Einwilligung deiner Eltern haben wir nun; denn Eltern, die ihren Sohn enterben, geben alle Rechte über ihn auf. Komm her, Hennig! Jetzt biſt du mein Sohn!" Er drückte den Jüngling an ſeine Bruſt, und führte ihn in die Arme ſeiner Gattin.

Aber das alles half nichts; in Hennigs Seele waren andre Gedanken. Wie konnte er Anſprüche auf ſeines Oheims Vermögen machen, da Hannchen lebte? Er verließ mit bittrem Gefühle ſeines Unglücks das Zimmer, und ging den Weg nach Ransleben.

Das alte Fräulein wußte ſchon alle Maßregeln, welche die Frau von Halden genom-

men hatte, Hennigen von Luiſen zu trennen; und ſie an ihrem Theile that ebenfalls, was ſie nur konnte. Sie machte der Gräfin Vorſtellungen; aber anſtatt ihren Rath zu überlegen, erklärte Luiſe ihre heiße Liebe zu Hennigen, und ſagte gerade heraus, daß ſie alle mögliche Mittel anwenden würde, ſeine Gattin zu werden. Das Fräulein wurde böſe. Alſo wollen Sie die Frau eines Menſchen werden, der enterbt iſt und als ein Taugenichts in der Welt wird umher irren müſſen? Ich ſage Ihnen: er iſt jetzt ſo arm, wie eine Kirchmaus.

„Ich habe einmal Vermögen für mich und für ihn; und er wird mich nur deſto lieber haben. Armuth ſchändet nicht.“

Er iſt enterbt, ſag' ich Ihnen! Enterbt! bedenken Sie nur!

„O, Couſine, ein Mann wie Halden, der ein ſolches Herz, ſo viel Geiſt, und auch einen ſolchen Körper von Gott bekommen hat, iſt wahrhaftig nicht enterbt. Alle edlen Menſchen lieben ihn; und nur die böſen können ihn haſſen. Ich bitte, ſchweigen Sie davon.“

Das Fräulein war erſtaunt, und wußte

Staats-
Bibliothek
Bamberg

gar nicht zu begreifen, wie und wo Luiſe ſich ſo ſehr in den jüngern Halden verliebt haben könnte. Die Kammerherrin hatte ihr ſchon vor längerer Zeit geſchrieben: ſie möchte die Gräfin hüten, daß ſie Henuigen nicht heimlich ſpräche. Ja, dachte die Couſine jetzt: Beide müſſen einander heimlich geſprochen haben; es kann nicht anders ſeyn. Sie gab nun ſogleich ihrer Jungfer, einer alten frommen Perſon, den Auftrag, Luiſens kleinſte Schritte zu bewachen, und es ihr ſogleich zu ſagen, wenn ſie etwas merkte. Auf dieſe geheimen Zuſammenkünfte und auf den Charakter des Grafen bauete ſie einen ſchönen Plan. Die Staatskunde war des Grafen ſchwache Seite; er bildete ſich ein, daß er alle Menſchen durchſchauen und leiten, alle Zufälle, alle Begebenheiten von ſich abhängig machen, und alle Plane errathen könnte, daß aber er allein undurchdringlich wäre. Nichts konnte ihn alſo mehr verdrießen, als wenn er etwas erfuhr, das er nicht errathen hatte, oder wenn man gegen ihn, ja auch nur ohne ſein Wiſſen, heimliche Plane machte.

Das Fräulein ging zu ihm, und fing ſo-

gleich wieder von Luiſens Verheirathung an. Er lächelte und ſchwieg. Ich hätte es, fuhr das Fräulein ſeufzend fort, der Couſine nicht zugetrauet, daß ſie ohne Ihr und mein Wiſſen einen Liebeshandel führen könnte.

Der Graf wurde aufmerkſam; doch lächelte er nur, und ſchwieg. Luiſe, fuhr das Fräulein fort, iſt zum Sterben verliebt in den zweiten Halden. Wie wollte ſie das aber geworden ſeyn, wenn ſie ihn nicht oft heimlich geſprochen hätte?

„Oft nicht!“ ſagte der Graf lächelnd; „das weiß ich.“

Ja, wie die Welt jetzt iſt! Sonſt war der Vater der erſte, der um ſo einen Handel wiſſen mußte; aber jetzt! lieber Gott! da thun die jungen Leute, als ob keine Väter in der Welt wären. Der Vater erfährt die Sache erſt, wenn ſie richtig iſt, und wird zu einem Amens-Herrn gemacht.

Ein wirkſameres Gift konnte die Tante nicht in des Grafen Seele gießen. Er lächelte zwar und ſagte: „ich weiß genau, wie oft Luiſe den jungen Halden geſprochen hat.“ Aber, was die Alte behauptete, war allzu wahrſcheinlich,

als daß er es nicht hätte glauben, und auf die beiden jungen Leute böſe werden ſollen. In dieſem Augenblicke wurde das Fräulein abgerufen. Ihre alte Jungfer, die zum Lauern geſchaffen war, gab ihr die Nachricht, daß Halden hinten im Bosket wäre, und daß der Jäger es der Gräfin ſchon geſagt hätte. Das Fräulein kam wieder zu dem Grafen in das Zimmer, trat lächelnd an das Fenſter, und ſagte auf einmal: da geht ja die Gräfin Luiſe! und da hinten ſeh' ich auch den jungen Halden! Ja, die Leutchen haben einander lieb!

Der Graf ging an das Fenſter, und ſah wirklich, daß Luiſe mit ihrer Jungfer dem Bosket zueilte. Er verließ nun das Zimmer, und nahm ſeinen Kammerdiener mit hinunter in den Garten.

Das Fräulein trat wieder an das Fenſter, und ſah zu ihrer Freude, daß der Graf mit dem Kammerdiener durch Umwege auf das Bosket zu ging. Am Eingange des Boskets ſtand die Jungfer auf der Lauer. Der Graf ſchlich ihr näher, deutete durch Zeichen an, es läge etwas im Gebüſche, das er nicht erſchrecken dürfte, und winkte ihr, daß ſie ganz ſtill zu ihm kom-

men ſollte. Die Jungfer ging richtig in die Falle. Als ſie kam, ſagte der Graf leiſe zu ihr: wenn du nur einen Laut von dir giebſt, ſo biſt du unglücklich! Geh mit dem Kammerdiener nach Hauſe; ich will hier allein ſeyn. — Nun ſchlich er in das Bosket, wo ihn eine dicke Laube verſteckte. Er hätte können ſehr hart auftreten, und würde dennoch nicht gehört worden ſeyn; denn ſo eben fielen Luiſe und Hennig einander in die Arme. Ganz leiſe ſetzte er ſich nieder, und hörte aufmerkſam zu.

„Luiſe,“ hob Hennig ſtockend an, und drückte ſie noch einmal an ſich: „Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie liebe; Sie wiſſen, daß ich ohne Ihre Hand der unglücklichſte Menſch auf dem Erdboden bin: und dennoch . . . o, Luiſe! dennoch muß ich es ſeyn, muß dem ganzen Glücke meines Lebens entſagen. Luiſe, ich bin arm, unter dem ſcheinbarſten Vorwande von meinen Eltern enterbt. Mein Onkel hat eine Tochter. Er würde mir freilich die Hälfte ſeines Vermögens geben; aber wenn er ſo großmüthig iſt, darf ich ſo ungerecht ſeyn, dieſe Großmuth anzunehmen? Luiſe, es iſt nicht anders. Laſſen Sie uns unglücklich ſeyn, da wir nicht mit Ehre

glücklich werden können.“ Er legte ſein Geſicht an ihre Bruſt, und weinte laut.

Nun hob Luiſe an: Sie ſind arm, Halden; aber ich bin deſto reicher. Nein, gewiß, wir wollen glücklich ſeyn.

„Ihr Vater wird dem verſtoßenen, enterbten Bettler Ihre Hand abſchlagen.“

Nein, Halden, mein Vater iſt großmüthig. Aber, wenn Sie das befürchten, ſo können wir es ihm ja verbergen.

„Verbergen? verbergen, daß ich arm bin? Nein, Luiſe. Unglücklich kann ich ſeyn, aber kein Betrieger, und wenn auch Ihre Hand der Preis dafür wäre. Ich bin arm, enterbt: das mag jetzt die ganze Welt wiſſen.“

Nun ja, mag die ganze Welt es wiſſen! Aber ich — ich gehöre Ihnen. Auch ich kann arm ſeyn. O Halden! jetzt fühle ich erſt, was Sie ſind. Nein, keine Gewalt ſoll mich von Ihnen trennen. Fordern Sie; ich habe den Muth, alles zu thun. Können Sie nicht arbeiten? hab' ich nicht Arme? Sehen Sie, lieber Halden, ich bin entſchloſſen, ſo bald Sie wollen, mein väterliches Haus zu verlaſſen, mit Ihnen jede Noth, jedes Schickſal zu theilen, und Ihnen zu folgen, wohin Sie gehen.

„Luiſe! . . . o Luiſe! du eröffneſt mir eine Ausſicht voll Seligkeit; und dennoch muß ich dieſer Seligkeit entſagen! Du haſt einen Vater. Ach, wenn er ſich auch deinem und meinem Glücke widerſetzt, du bleibſt dennoch ſeine Tochter! O, ich wäre unendlich glücklich, wenn ich ſein Sohn werden dürfte! . . . Für Sie arbeiten, Luiſe? Ich würde dann die Kraft und das Glück eines Gottes haben. Aber Sie ſollte ich aus der Mitte des Ueberfluſſes, von dem Herzen eines liebenden Vaters reißen? Sie arm und verachtet, eine Familie, deren Stolz Sie ſind, unglücklich machen, um ſelber glücklich zu werden? Nein, meine theure Luiſe. Ich bin unglücklich, und will es ſeyn. O, muß ich auch mein ganzes Leben verweinen — es giebt einen Ort, wo ich Sie wiederfinden werde. Ach, ich danke der Vorſehung, daß ſie den unglücklichen Tugendhaften anſah, als ſie die Länge des Lebens beſtimmte! . . . Selbſt das iſt ſchon Unrecht, daß ich Sie hier heimlich ſpreche."

Der Graf ſchlich jetzt zurück, und huſtete dann. Luiſe ſprang mit den Worten: ich ſchreibe! ſeitwärts aus dem Gebüſche; und der Graf ging ruhig auf Halden zu, freuete ſich, ihn an-

zutreffen, und bat ihn, mit auf das Schloß zu gehen. Halden nahm die Einladung an. Als der Graf die Thür des gemeinſchaftlichen Zimmers öffnete, wurden Luiſe und das Fräulein roth. Er lächelte, weil er mit großem Vergnügen daran dachte, daß Beide ihn jetzt unbegreiflich finden würden.

Hennig mußte den Abend zu Tiſche bleiben. Der Graf erreichte ſeinen Zweck; denn alle Drei warfen verlegene, erwartende und errathende Blicke auf ihn. Er blieb ſich dabei immer gleich: kalt und höflich. Nach Tiſche, als Hennig ſich empfohlen hatte, und auch Luiſe ſchon weggegangen war, ſagte er zu dem Fräulein: „ich muß Ihnen etwas Neues mittheilen. Haldens haben Ihren zweiten Sohn enterbt, und der Major hat eine Tochter. Ich bedaure den jungen Mann in der That; denn er iſt ein edler Menſch.“

Ein edler Menſch? und von ſeinen Eltern enterbt? fragte das Fräulein ſpitzig.

„Liebe Couſine, wenn Sie den ganzen Handel überſähen, wie ich, ſo würden Sie die Frage nicht thun.“

Ein edler Menſch? und er hat geheime

Zuſammenkünfte mit Luiſen? ſagte ſie noch ſpitziger.

Der Graf lächelte. „Morgen wird Luiſe ihm heimlich einen Brief ſchicken; und doch iſt er ein edler Menſch, ſage ich Ihnen."

Das Fräulein war beſtürzt über die Allwiſſenheit und über die Kälte des Grafen. Sie fragte ihn, was er zu thun gedächte. — „Das wird noch von den Umſtänden abhangen," antwortete er ſehr ruhig, und zog ſich nun, triumphirend über ſeine Staatsklugheit, zurück.

Die Unterredung, die der Graf belauſcht hatte, war nicht ohne Wirkung auf ſein Herz geblieben. Er fühlte, wie edel der Jüngling dachte, der lieber ſein Glück aufopfern, als unredlich ſeyn wollte, und konnte ſich der Achtung für Hennig nicht erwehren. Bei dem Allen hatte er aber gar keine Neigung, ſeine Tochter einem armen Menſchen zu geben, und Karls Wage ſank bei ihm ſehr merklich; er wollte indeß den Gang der Begebenheit abwarten, und ihn ſo viel als möglich verlängern. Luiſe war ja noch jung; und nicht leicht, glaubte er, konnte ſich wieder ein ſo verwickelter Handel finden, deſſen Hauptfäden er ſämmtlich in ſeiner leitenden Hand hielt.

Luiſe ſchrieb am folgenden Morgen. „Laß ſie ſchreiben!“ dachte der Graf. — Das Fräulein ſchrieb. „Laß ſie ſchreiben!“ Nach Tiſche kam die Kammerherrin, und ſchloß ſich mit dem Fräulein ein. „Laß ſie nur Maßregeln nehmen und Verabredungen treffen!“ dachte der Graf. „O,“ ſagte er frohlockend; „es iſt hier gerade wie in Regensburg! heimliche Unterredungen aller Partheien, Briefe, Zuſammenfahren, Winke, Fragen, Aushorchen, einer gegen den andern. Und am Ende hatte mein Hof doch den Vortheil, daß er ſich arrondirte, mein undankbarer Hof! Ich glaube, der Major iſt der Einzige, der geradeaus geht, wie ein Reichsſtadts-Geſandter. Mich ſelbſt ſoll wundern, welcher von den beiden Brüdern Luiſen noch bekommen wird.“

Frau von Halden ſprach den Grafen, ehe ſie zurückfuhr, und bat ihn, das Glück ihres Sohnes bald zu entſcheiden. Der Graf antwortete ihr ſehr höflich, aber nicht beſtimmt. Sie erzählte ihm nun mit traurigen Geberden, daß ſie und ihr Mann gezwungen geweſen wären, ihren zweiten Sohn zu enterben, weil er ein Böſewicht ſey. Der Graf zuckte die Achſeln,

und ſagte: „das könnte doch Ihrem ältern Herrn Sohne ſchaden; denn manche Familie möchte Bedenken tragen, in nahe Verwandtſchaft mit einem Menſchen zu kommen, den ſeine eignen Eltern für einen Böſewicht erklären.“ Frau von Halden wurde todtenbleich. Sie fühlte jetzt die erſte Strafe für ihre unnatürliche Grauſamkeit, und verließ Ransleben in großer Unruhe, ohne etwas erfahren zu haben. Der Graf an ſeinem Theile freuete ſich, daß es ihm gelungen war, die Sache noch verwickelter zu machen.

Der Major hatte unterdeſſen den Handel mit der Enterbung näher überlegt. Er errieth ſehr leicht die Abſicht der Mutter, und dankte nur dem Himmel, daß man nichts von ſeiner Tochter wußte.

Hennig, den auch Luiſens Brief mit den zärtlichſten Verſicherungen ihrer Liebe und Treue jetzt nicht heiter machen konnte, ging traurig im Garten auf und nieder. Als der Major ihn bemerkte, ſetzte er ſich ſogleich zu Pferde, und ritt nach Ransleben. „Herr Graf,“ hob er dort an: „Sie verlangen, daß die Eltern meines Neffen ihre Einwilligung geben ſollen; allein

die iſt nun nicht nöthig. Die Eltern haben den Jungen aus Haß enterbt. Es thut mir weh, das ſagen zu müſſen; aber glauben Sie mir, es iſt wahr! Hennig iſt unſchuldig."

Das vermuthe ich ſelbſt, Herr Oberſtwachtmeiſter; aber doch bleibt es ſchlimm: denn die Welt urtheilt nicht, wie Sie und ich. Und dann — er iſt enterbt, folglich ohne Vermögen. Nun ſehen ſie aber leicht ein, daß ich Anſtand nehmen muß . . .

„Herr Graf, er iſt noch immer ſo reich, wie ſein Bruder. Er hat mein Vermögen."

Wollen Sie denn Ihre Tochter auch enterben, Herr Oberſtwachtmeiſter? — Der Graf glaubte den Major mit dieſer Frage aus dem Gleichgewichte zu bringen; aber der Major fuhr, ohne Farbe und Miene zu ändern, den Augenblick fort: „behüte mich Gott! Alſo Sie wiſſen, daß das kleine Mädchen in meinem Hauſe meine Tochter iſt? Sehen Sie, das kam ſo." Er erzählte nun den Zuſammenhang dieſes Geheimniſſes, und ſetzte den Grafen in Erſtaunen über einen ſolchen Edelmuth. „Nun ſehen Sie," fuhr er fort; „und wenn ich meine Tochter auch lieber hätte, als meinen Neffen,

was doch, Gott Lob! nicht der Fall iſt: ſo wäre ich dem Jungen mein Vermögen ſchuldig; denn dadurch, daß ich ihn zu mir nahm, zog ich ihm den Haß ſeiner Mutter zu. Ich habe ſeine Enterbung veranlaßt; alſo muß ich ihm den Schaden erſetzen. Wenn es ſich nur daran ſtößt, Herr Graf, ſo will ich meinem Neffen noch heute meine Güter übergeben, und mit Frau und Kind von Sollingen wegziehen. Das kann ich mit aller Ruhe; ich habe auf dieſen Fall ein gutes Kapital geſammelt, und meine Güter ſind ganz ohne Schulden. Wie geſagt, Herr Graf, noch heute will ich meinem Neffen Platz machen, um ſein Glück zu befördern."

Das wollten Sie, edler Mann? ſagte der Graf, und bot dem Major die Hand. Gott behüte mich, ſetzte er gerührt hinzu, daß ich Sie vertreiben ſollte! (Er ſchüttelte den Kopf.) Alſo, hob er wieder an, hatten Sie den Plan, Herr Major, Ihren Neffen mit Ihrer Tochter zu verheirathen? Und den haben Sie aufgeben können?

„Ungern, Herr Graf, ungern! Aber was war zu machen? Sollt' ich die Augen des Jungen immer voll Waſſer, und ſein Herz

voll Leiden ſehen, damit ich alter Mann noch ein Paar Tage vergnügt ſeyn könnte? Ich ſtehe am Grabe, Herr Graf, und mein Neffe ſoll noch leben. Sehen Sie, das überlegt' ich mir; und da gab ich ihm meine Freude hin. Mein Kopf wird im Sarge darum nicht härter liegen, weil ich zu dem Jungen in meiner letzten Stunde nicht ſagen kann: leb wohl, Schwiegerſohn! Ja, hinterher fiel mir ein, daß ich am Ende wohl noch ein Paar Augen mehr neben mir haben könnte, die mit ihren Thränen meine Seele zum Tode einweiheten: nehmlich die Augen Ihrer guten Tochter. Wie geſagt, ich bin jetzt glücklich."

Der Graf fühlte ſich wunderbar gerührt von dem Major, und wußte nicht, wie ihm geſchah. Er hatte nie Gelegenheit gehabt, jemanden zu ſehen, der für das Glück eines Andern die Erfüllung ſeiner eigenen Wünſche aufopferte. Von ſeiner Jugend an lebte er im corps diplomatique; was Wunder alſo, daß ihm Eigennutz der einzige Grundtrieb der menſchlichen Natur, und Verſtand bloß das Hülfsmittel zu Intriguen ſchien? Doch, als jetzt der Major mit dem frohen, gerührten Geſichte vor ihm

ſtand, und ſich erbot, ſeine Güter zu verlaſſen, um einen Menſchen glücklich zu machen; da erwachte in ihm das Gefühl, welches die Gottheit in jede Seele gelegt hat: daß der Menſch zu etwas Beſſerem beſtimmt iſt, als für die Habſucht oder für die Eitelkeit zu intriguiren. Er drückte dem Major herzlicher die Hand, als jemals irgend einem Menſchen. Aber in dieſem Augenblicke fiel ihm auch wieder ein, ob das alles wohl nicht gar ein Kunſtgriff von dem Major ſeyn könnte.

Dieſer Gedanke mußte bei einem Manne, wie der Graf, nothwendig entſtehen, als er des Majors gerührte Stimme nicht mehr hörte, die allein deſſen Worten den unverkennbaren Charakter der Wahrheit gab. Der Graf ſchüttelte den Kopf, und glaubte mit jeder Sekunde feſter, der Major erbiete ſich zu der Abtretung ſeines Vermögens nur in der Hoffnung, daß man ſie nicht annehmen werde. Er wollte den Major auf die Probe ſtellen, oder vielmehr — der Staatsmann war wieder da! — den Major in ſeinem eigenen Netze fangen. Ja, ſagte er, wenn das Ihr Ernſt iſt, Herr Major; wenn Ihr Neffe wirklich Ihre Güter bekommt: dann . . .

„Soll er Ihre Luiſe haben?“ fragte der Major, und faßte des Grafen Hand mit frohem Ungeſtüm. „Gott ſey gelobt! der gute Junge wird glücklich! Aber Eins, Herr Graf, müſſen wir vorher abmachen.“ (Der Graf horchte. Aha! dachte er; nun kommt es!) „Hennig muß von dem ganzen Handel nichts, gar nichts erfahren; ſonſt wird nichts daraus, das ſag' ich Ihnen. Ja, da wird es einmal wieder Künſte koſten! Aber mir fällt etwas ein. Die Gräfin Luiſe muß ihn bereden, daß er die Güter annimmt. Seibold iſt nicht da; ſonſt ſollte der ihn kirre machen. Sprünge wird es geben, ehe wir ihn ſo weit haben.“

Das war dem Grafen wieder etwas Neues. Er ſagte lächelnd: mich dünkt, Ihr Neffe wird ſich nicht weigern.

„Gott geb' es!“ erwiederte der Major. „Aber Ihre Tochter muß ihn bereden; ſonſt zweifle ich, daß er Ja ſagt.“

Das mußte der Graf abſchlagen; denn Luiſe ſollte nicht eher etwas von der Verhandlung wiſſen, als bis alles in Richtigkeit wäre. Nun war alſo der Major ſich ſelbſt überlaſſen. „Je nun! Der Junge wird ja nicht blind ſeyn!“

ſagte er, nahm dann Abſchied, und ſprengte nach Hauſe.

Er ſchickte den Reitknecht mit den Pferden weg, und ging ſogleich zu dem Amtmann, ihm die Sache vorzutragen. So viele Schwierigkeiten der Amtmann auch machte, ſo blieb der Major dennoch bei ſeinem Entſchluſſe, und die Schenkungs-Akte wurde aufgeſetzt. Der Major kaufte ſich ein bequemes Haus mit einem Garten in der Nähe, und ließ aus der benachbarten Stadt die nöthigen Möbel holen. Er betrieb alles mit der größten Thätigkeit, aber ſehr verſchwiegen; und niemand konnte weiter etwas merken, als daß der Major ein wichtiges Geſchäft vorhaben müſſe.

Sobald er mit ſeinen Anſtalten fertig war, ritt er zu dem Grafen, zeigte ihm die Schenkungs-Akte, fragte, ob er noch etwas zu erinnern hätte, und bat ihn, an dem Tage, da er ſeinem Neffen die Güter übergeben wollte, mit der Gräfin nach Sollingen zu kommen. „Denn, glauben Sie mir," fuhr er fort, „es wird noch Sprünge genug abſetzen. Aber iſt die Gräfin da, ſo kann ich doch ſagen: ſieh Hennig! da

ſteht der Preis, um den du mir den Gefal⸗
len thun und das nehmen ſollſt.“

Der Graf begriff den Major nicht, und am
allerwenigſten ſeine Furcht vor einer abſchlägi⸗
gen Antwort. Aus Neugierde, das Benehmen
dieſer Menſchen zu ſehen, verſprach er, ſich an
dem beſtimmten Tage in Sollingen einzufinden,
und hielt richtig Wort. Er brachte nur Luiſen
mit; denn das Fräulein, dem nichts Gutes von
dieſer Fahrt ahnete, hatte nicht mit fahren wol⸗
len. Der Major empfing ihn an der Thür, gab
ihm durch einen Wink zu verſtehen, daß er
ſchweigen möchte, und führte ihn hinauf. Die
Majorin und Hennig flogen der Gräfin mit
einem lauten Freudengeſchrei entgegen; nun
glaubten ſie, den Major mit ſeinem ſeltſamen,
frohen, eiligen Benehmen errathen zu haben.

Luiſe, die neben ihrem Vater im Wagen
ſehr angenehme Träume gehabt hatte, lächelte
wie die beglückte Liebe. Sie ſah aber ihren Va⸗
ter an, bemerkte, daß ſein Geſicht ganz kalt war,
und mäßigte nun mit einem Winke ihrer Augen
Hennigs Entzücken.

Mit ſichtbarer Angſt ſagte der Major: „hö⸗
re, lieber Hennig, du mußt mir einen Gefallen

thun. Gieb mir die Hand darauf, daß du willſt.“ — (Alle Blicke waren auf den Major geheftet.) — „Du biſt von deinen Eltern enterbt, mein Sohn, und zwar um meinetwillen. Nun, ſo gieb mir doch die Hand, lieber Junge.“ — (Hennig ſah Luiſen lächeln, und reichte zitternd die Hand hin.) „Sieh, mein Sohn, die Wirthſchaft wird mir hier zu ſchwer. Ich bin ein alter Mann. Da überlegte ich denn lange hin und her, wie ich zur Ruhe kommen wollte; und endlich bin ich auf das rechte Mittel gefallen. Ich habe mir von dem Herrn von Liebenau in Garsleben das Haus mit dem großen Garten gekauft. Die Gegend iſt ſchön, das Haus bequem, der Garten recht gut; da will ich künftig mit meiner Frau und mit Hannchen wohnen. Die Güter hier ſind von nun an dein; und wenn der Herr Graf nichts gegen dich hat, ſo . . .“ — Jetzt drangen Thränen aus ſeinen Augen hervor, und ſeine Stimme fing an zu zittern — „ſo kannſt du hier . . . Da ſteht ja deine liebe Gräfin Luiſe. Sieh ſie an und denke, wie glücklich du hier ſeyn wirſt, und wie glücklich dann auch wir Alle ſeyn werden. —

Er ſchwieg, und eine heilige Stille feierte

dieſe ſchöne Minute. Die Majorin warf endlich ihren Arm um ihres Mannes Hals, und ſagte: lieber, edler Mann, wer hat dir meinen Wunſch entdeckt? Ja, lieber Fritz, nun erſt werde ich recht glücklich leben!

Hennig ſtand noch wie eine Bildſäule da, und hatte die ſtarren Blicke auf ſeinen Oheim geheftet. Seine Bruſt hob ſich gewaltſam; ein glühendes Roth flog auf ſeine Wangen, und Thränen ſtiegen in ſeine Augen. Er warf ſich ſeinem Oheim zu Füßen, und drückte deſſen Hände an ſeinen Mund. „Lieber Junge!“ ſagte der Major verlegen; „laß doch! laß doch! Ich weiß ja, daß du mich lieb haſt. Ei, Hennig, ſo treib keine Abgötterei! Kniee vor Gott, dem ich danke, daß er mir noch eine ſolche Stunde gab, ehe mir das Herz ſtill ſteht. — Hier iſt die Schenkung.“

Hennig ergriff das Papier mit Heftigkeit, hielt es mit zitternden Händen, las es durch, und drückte es dann an ſeine Lippen, an ſeine Bruſt. Hier, rief er laut, und zeigte auf ſein Herz — hier ſoll die Ewigkeit die Worte nicht verlöſchen, mein Vater. Aber dies? dies? — Er hob das Papier auf, und zerriß

es in kleine Stücken. — „Junge! Wetterjun⸗junge! was machſt du?" fuhr der Major auf. — Ich vernichte dies Papier, antwortete Hennig ruhig, weil es einen Kontrakt zwi⸗ſchen uns enthält. Ich habe Ihr Herz, mein Vater; was bedarf ich eines Papieres?

„Es iſt auch wahr, mein Sohn! Was Papier! Der liebe Gott muß, glaub' ich, allemal zornig werden, wenn Menſchen ein⸗ander ſchriftlich ſagen, daß ſie ehrliche Leute ſeyn wollen. Komm, Hennig! Hier dieſe Thränen in unſern Augen ſind Buchſtaben, die auch im Himmel gelten. Nun aber, lie⸗ber Hennig, genug von der Kleinigkeit. Jetzt wende dich an den Herrn Grafen, und an die Kleine, die auch Himmels⸗Buchſtaben im Auge ſtehen hat, an die Gräfin Luiſe. Nun, Hennig? haſt du nichts von dem Herrn Gra⸗fen zu bitten?"

Alles! Alles! rief Hennig: das ganze Glück meines Lebens; aber nicht eher, als bis Sie verſprochen haben, hier zu bleiben, und je⸗des Wort von Schenkung und Abtreten zurück⸗nehmen. Ich mag mein Glück nicht durch eine elende Handlung erkaufen.

Der Major fing an zu brummen. Die Majorin bat Hennigen, ihrem Manne doch ſeine Freude nicht zu vereiteln. Luiſe ſtellte ſich ihm gegenüber, und ſah ihn mit einem lächelnden, flammenden Blicke an. Der Graf ſchwieg und warf ſeine Augen von dem Einen auf den Andern. Hennig hob, mit dem ſchmerzlichſten Gefühl in der Bruſt, die Hände auf, und ſagte: nein, ich kann nicht! Und wenn ich es auch thäte, es wäre ja doch nur eine Spielerei. Da ſteht meines Vaters Erbin. (Er riß Hannchen mitten in den Kreis.) Hannchen, frag deinen Vater, was du unſchuldiges Kind, du gehorſame, liebliche, reine Seele — was du verbrochen haſt, daß er die Geſetze der Natur übertreten und das verſchenken will, was nicht ſein iſt, was dein war, ſobald du geboren wurdeſt! Ja, es wäre Spielerei, wenn ich das Geſchenk meines edeln Onkels annähme; denn ſobald er ſein Leben geendigt hätte, würde ich dir doch dein Eigenthum zurückgeben. Aber auch eine ſolche Spielerei kann ich nicht mitmachen. Nein, mein Vater, ich will nicht der einzige Schlechte in dieſem edlen Kreiſe ſeyn.

„Junge, lieber Junge!“ rief der Major: „handelſt du nun gar um ein Paar elende Goldſtücke? Hennig, ich bitte dich! Anders wird ja die gute, liebe Gräfin nicht deine Frau!“

Hennig faltete die Hände zuſammen. Dann trat er vor Luiſens Vater hin, und ſagte: anders nicht, Herr Graf? Nun denn, ſo muß ich unglücklich ſeyn! . . . Luiſe, darf ich das? darf ich Ihre Hand mit einer elenden Handlung erkaufen?

Halden! erwiederte Luiſe: mit einer elenden Handlung? Ein Geſchenk Ihres großmüthigen Oheims anzunehmen, iſt keine elende, niedrige Handlung.

„Recht, meine Puppe!“ ſagte der Major, „Waſchen Sie ihm den Kopf, und nur tüchtig! Aber, liebes Kind, jetzt fällt mir ein, was ich thun muß. Ich ſchenke Ihnen, meine gute Herzens-Tochter, Ihnen ſchenke ich die Güter, die der Phantaſt da nicht haben will. In einer Stunde ſoll das Dokument fertig ſeyn. Nicht einmal einen Dank will ich von dir, du Trotzkopf!“

Luiſe erröthete, und ſagte: o, wie gut ſind Sie, Herr Major! Aber nein, ich kann, ich

darf es nicht nehmen. Das ſagte ſie mit lautem Weinen, und küßte dem Major die Hand. Doch das kann ich! ſetzte ſie nun hinzu, eilte auf ihren Vater los, und warf ſich ihm zu Füßen. Der Graf fing an ſich zu ſchämen: ſo weichherzig war er geworden. Er fühlte ſogar eine ſtarke Neigung großmüthig zu ſeyn und dem edlen Kampf ein Ende zu machen. Ja, er wollte ſchon ein paarmal den Fuß aufheben, um ſeine Tochter zu dem großmüthigen jungen Menſchen zu führen; und gewiß würde er es auch gethan haben, wenn er nicht die Majorin auf einem Blicke betroffen hätte, der ihn belauerte. Die Majorin war, nächſt dem Grafen, die Kälteſte von Allen. Sie glaubte, da der Graf mit Luiſen gekommen war, die Sache wäre ſchon abgemacht. Jetzt hörte ſie freilich, worauf es noch ankam; indeß glaubte ſie doch, es würde ſich finden. Sie betrachtete mehr den Grafen, als die handelnden Perſonen, um zu ſehen, welchen Eindruck das Alles auf ihn machte. Er mußte ſich wirklich einmal das Auge wiſchen. Als die Majorin das ſah, lächelte ſie vor Freude; denn ſie glaubte, nun wäre alles richtig. Dieſes Lächeln, das

der Graf bemerkte, und ihr lauernder Blick, der ihm vorher auch nicht entgangen war, brachten ihn ſchnell auf den Gedanken: wie, wenn das alles nur angeſtellt wäre, um dich zu hintergehen! Zwar ſah er die unverkennbare Natur und die unerkünſtelten Thränen; aber doch hielt jener Gedanke ſeine Großmuth wieder zurück, und erkältete ſein ſchon halberwärmtes Herz in dem Grade, daß er wenigſtens jetzt nicht entſcheiden wollte. Er hob ſeine Tochter auf, ſtreichelte ihr die Wangen, ſtellte ſie neben ſich, und ſagte: pſt! als ob er zuhören wollte, was noch weiter kommen würde. Dieſe ſeltſame Art zu antworten, brachte Luiſen aus aller Faſſung. Sie trat wirklich neben ihren Vater hin, um mit zuzuhören; aber eben darum hatte nun niemand mehr etwas zu ſagen.

Der Major runzelte die Stirn, ſtieß einen Fluch aus, und brummte etwas, das ungefähr ſo klang, wie „Hans Narr!" Dann rief er zum Fenſter hinaus, daß der Wagen vorfahren ſollte. Er bat ſeine Frau, die Enveloppe zu nehmen, faßte Hannchen bei der Hand, und ſagte: „meinetwegen! ich fahre nach Gars-

leben, und du ſollſt gehorchen!" Hennig ſtellte ſich ihm in den Weg, und ſagte mit Ernſt: lieber Onkel, Sie wollen noch heute Abend nach Garsleben? So laſſen Sie uns wenigſtens Abſchied von einander nehmen; denn auch ich gehe noch heute Abend, wohin meine Füße mich tragen. Geben Sie mir Ihren Segen mit auf den Weg. — Luiſe eilte beſtürzt herbei, und fragte ängſtlich: was wollen Sie thun, Halden?

Sie verlaſſen und ſterben, Luiſe, wenn mein Onkel nicht in Sollingen bleibt. Das kann ich; aber nicht elend handeln.

„Nimm die Enveloppe nur wieder ab, liebes Hannchen!" ſagte der Major; „wir wollen hier bleiben. Aber ſchwer geärgert hab' ich mich. O, es iſt ein Trotzkopf, liebe Gräfin! Und wenn er Sie nur einmal hätte, Sie ſollten wohl ſehen, daß man genug Aerger und Verdruß von ihm hat!" Mit dieſen Worten, die er ſehr ernſthaft ſagte, fiel er Hennigen um den Hals, und rief: „ich habe mich ſchwer geärgert, Hennig; aber gethan hätt' ich es auch nicht." Er beſann ſich, und ſetzte geſchwind hinzu: „mit mir war es auch 'was anders;

ich hatte nicht einen ſolchen Onkel wie du, der mir ſo von Herzen gern gegeben hätte, wie ich dir, mein lieber Junge."

Eben darum! ſagte Hennig, und drückte ſich an ſeines Oheims Bruſt. Jetzt fuhr ein Wagen vor; aber nicht des Majors, ſondern des Grafen Wagen: denn man hatte unten geglaubt, der Fremde müßte doch eher fahren, als der Wirth. „Was, in aller Welt!" rief der Major; „Ihr Wagen, Herr Graf? wer hat denn den beſtellt?" Der Graf, der hier, wenn er nicht großmüthig ſeyn wollte, ſehr verlegen werden mußte, freuete ſich über den Irrthum, und nahm ſogleich ſeinen Hut. Luiſe blieb, indeß er von dem Major Abſchied nahm, vor Hennigen ſtehen. Halden, ſagte ſie ruhig, Sie ſchlagen mich aus. Aber ich gebe Ihnen hier mein heiliges Wort, daß ich nie einen andern Mann heirathen werde, als Sie. Adieu. Sie ging nun hinter ihrem Vater her, der, als ſie das ſagte, mit dem Abſchiednehmen doppelt eilte.

In Sollingen ſah man einander, als der Wagen wegfuhr, verlegen an; denn mit dem Allen war man nicht einen Schritt weiter.

„Der Teufel!“ ſagte der Major, „wir hät-
ten den Grafen noch nicht ſollen fahren laſ-
ſen! Nun ſtehen wir ja hier wie die Narren!
Aber“ — ſetzte er mit leuchtenden Augen hin-
zu, und zog Hennigen, ſeine Frau und Hann-
chen in ſeine Arme — „aber, wenn Hennig
Luiſen heute auch zum letzten Male geſehen
hätte, und morgen wäre ihre Hochzeit mit
Karln: ſo wollt' ich doch behaupten, wir ſind
glücklicher, als die in Moorberg. Ja, wenn
der Alte jetzt hier wäre, und Seibold! Ich
glaube, es giebt kein Haus in Deutſchland, wo
ſo viele gute Menſchen beiſammen ſind. Kin-
der, was iſt doch Liebe und Redlichkeit! O, gu-
ter Gott, wie zufrieden bin ich! Und doch geht
mir Alles contrair mit dem Trotzkopfe!“

Er küßte Hennigen, und ging dann ſtill
in ſeine Kammer. Die Majorin blickte hin-
ein, und ſah die Mütze auf dem Bette ſtehen.
Still! ſagte ſie, als ſie zurückkam: der Vater
betet. Hennig konnte nicht länger bleiben; er
mußte in die freie Luft, weil die Gefühle der
Dankbarkeit und Liebe ſeiner Seele zu ſtark
geworden waren.

Der großmüthige Taumel des Grafen ver-

lor ſich bei der Rückkehr nach und nach. Anfangs reichte er ſeiner Tochter die Hand, und ſagte: „die Sollinger ſind doch in der That ſehr edle, ſeltne Menſchen!" Nach einer Stunde unterbrach er Luiſens Träume aufs neue mit der Bemerkung; „aber es hat mich kein Menſch begleitet, auch nicht einmal der junge Halden! und höflich ſollte er doch ſeyn, da er arm iſt!" Beim Ausſteigen ſagte er: „und ſo einfältige Dinge, Luiſe, unterlaß künftig!" — Was für Dinge, lieber Vater? — „Daß du dahin trateſt, und dem jungen Menſchen verſprachſt, ſeine Frau zu werden. Wie leicht könnte er das glauben!" — Lieber Vater, hob Luiſe an; . . . . — Aber es war eine von den Staatskünſten des Grafen, daß er die Menſchen nicht anhörte. Er fragte ſogleich den Bedienten um etwas; und Luiſe mußte ſchweigen.

Luiſe ging auf ihr Zimmer, warf ſich in den Sofa, und rief noch einmal alle Begebenheiten des heutigen Tages in ihre Seele zurück. Jetzt war ſie in leidenſchaftlicher Bewegung, und berechnete ſo ihre Hoffnung, und die Hinderniſſe, die ihr dabei im Wege ſtehen

konnten. Aber was ſind alle Hinderniſſe für eine von Liebe und Edelmuth trunkene Seele! Sie ſprang auf, trat mitten in das Zimmer, und ſagte langſam, feierlich: ich will Hennigs von Halden Gattin werden, oder ſterben! Ja, das will ich! Von dieſem Augenblick an betrachte ich mich als ſeine Frau. Der Himmel, die untergehende Sonne da ſind meine Zeugen!

Das war nach Luiſens Begriffen der heiligſte Eid; und nun fühlte ſie einen Muth in ſich, bei dem ſie alle Hinderniſſe beſiegen zu können glaubte. In dieſem Augenblicke kam die alte Couſine, die Luiſen gern ausfragen wollte. Sie war ſchon bei dem Grafen geweſen; aber der hatte ihr mit Lächeln und räthſelhaft geantwortet. Nun? fragte ſie beim Eintritt in das Zimmer; wie hat es Ihnen denn bei der Paſtoren-Tochter gefallen?

„Paſtoren-Tochter? Wollen Sie ſo gut ſeyn, Couſine, Ihre Titel ein wenig beſſer zu wählen? Dieſe Paſtoren-Tochter, die Frau Majorin von Halden, iſt meine Tante."

Tante? Nein, ſo nahe ſind ſie mit der Familie nicht verwandt. Ein Espenbruch hat eine Halden gehabt; aber das war meiner

Mut-

Mutter Onkels Sohn. Doch, wenn die Verwandtſchaft auch näher wäre — des Majors Frau iſt eines gemeinen Geiſtlichen Tochter: nicht wahr?

„Man nennt aber die Frauen bei dem Titel ihrer Männer, Couſine; warum alſo nicht auch die Majorin?"

Nur nicht hitzig, Kind! Solche Leute vergeſſen nur gar zu gern ihre Herkunft, wenn man ſie nicht zuweilen daran erinnert.

„In der That, das vergeſſen die Leute nur gar zu gern! Aber Sie ſollten doch dieſe Erinnerung nicht machen!"

Ich? ich? warum denn nicht? Sehen Sie doch! Ich bin aus einer Familie, die ſo alt iſt, wie eine. Und daß mein Vater das Unglück erlebt hat, kaſſirt zu werden — großer, frommer Gott! das muß ich mir von dem Kinde vorwerfen laſſen! Richtet nicht . . .! Wiſſen Sie, wie der Spruch heißt?

Luiſe reichte ihr mitleidig die Hand. „Verzeihen Sie mir, Couſine; daran hab' ich nicht gedacht. Auch weiß ich das kaum. Ich dachte . . ."

— daß meine Mutter eine Bürgerliche war?

Nun ja, ich läugne das nicht. Aber ich bin doch adelig geboren; und das iſt die Halden nicht. Davon rede ich, davon allein; und das vergißt die Halden nur gar zu gern. Eine Paſtoren-Tochter!

„Dieſe Frau von Halden wird meine Tante, und folglich Ihre Couſine. Sie handeln nicht politiſch, wie mein Vater ſagt, wenn Sie ſo verächtlich von ihr ſprechen.“

Wird? wird? Wie denn ſo, Luischen? Sie ſind heute da geweſen. Nun, was hat es denn gegeben?

„Nicht viel. Ich bin Braut von dem jüngſten Halden geworden. Zur Morgengabe konnte ich ein Rittergut bekommen; aber das wollte ich nicht. Wir warfen da ordentlich mit Gütern um uns her; und — denken Sie nur! — es fand ſich nicht Einer, der eins nehmen wollte.“

Die alte Couſine ſaß ſtarr und zitternd da. Ach, nun ſeh' ich, fing ſie noch immer ſehr ängſtlich an, daß Sie ſcherzen. Ich möchte wohl einmal einen Menſchen ſehen, der ein Rittergut wegſchenkte, und einen, der es nicht nähme, wenn es ihm angeboten würde.

„Das können Sie leicht. Der Major und die Paſtoren-Tochter — ſtellen Sie Sich nur vor, eine Paſtoren-Tochter! — verſchenkten Sollingen, das herrliche Sollingen, erſt meinem Bräutigam, und dann mir; aber wir wollten es Beide nicht. Wären Sie mit da geweſen, Sie hätten es bekommen können; denn wir zankten uns nicht wenig, wer es endlich behalten ſollte. Sehen Sie, das hat es in Sollingen gegeben. Und nun wiſſen Sie Alles."

Ihrem Bräutigam, ſagen Sie? Mein Gott! Ihrem Bräutigam? Ach, wie würde ich Sie bedauern, armes Kind!

„Bräutigam, oder Ehemann. Bräutigam und Braut ſind ja bloße Nahmen, Couſine. Wenn Sie heiratheten, ich glaube, auch Sie hießen Braut. Nennen Sie mich: Haldens Frau; denn ich bin es, Couſine!"

Großer Gott! Frau? ſchon Frau? ſchon angetraute Frau? Herr Gott! Sehen Sie nur, wie ich zittre! Angetraute Frau?

„Wie Sie es nennen wollen! Angetrauet vor Gott, vor allen Engeln, vor allen edlen, tugendhaften Menſchen, vor . . ."

Ach, hören Sie auf, hören Sie auf! Mir wird übel. Ich ſehe ja, Sie haben ihren Scherz mit mir.

„Nein, nein! Zwar noch nicht vom Prediger kopulirt, aber ſo gewiß mit Hennig von Halden verbunden, daß alle Kammerherinnen in der Welt uns nicht wieder von einander reißen ſollen.“

Sagen Sie mir nur, wie haben Sie es denn angefangen, mit dem Menſchen ſo bekannt zu werden? Worin haben Sie ſich denn eigentlich bei ihm verliebt? Das ſagen Sie mir nur, um des Himmels willen!

„Auch das ſollen Sie wiſſen, wenn Sie dann aufhören wollen zu fragen. Verliebt hab' ich mich in ihn, — Sie werden lachen, aber es iſt wahr — weil er in's Waſſer ſpringt, wie ein Pudel, ohne ſich zu beſinnen, jedem Menſchen dient, wie ein Pudel, und auch ſo treu iſt, wie ein Pudel. Mit ihm bekannt bin ich durch mein Vögelchen da geworden; und das hat mich auch beredet, ihm den erſten Kuß zu geben. Den Nachmittag, als wir mit meinem Vater in Sollingen waren, wurde alles richtig, und da wechſelten wir die Ringe. Sehen Sie,

Couſine, er iſt eben ſo geſchwind in mein Herz geſprungen, wie damals in's Waſſer. Und nun können Sie meinen Vater fragen, ob ich nicht ſeine Braut bin."

Das Fräulein zitterte vor erſtickter Wuth; Luiſens Ton war indeß ſo ſeltſam, daß ſie ihr doch nicht glaubte. Wirklich hatte Luiſe den Ton ſonſt niemals; aber der edelſte Menſch, der gerade die Bruſt voll der reinſten und höchſten Gefühle hat, kommt in Verſuchung zu ſpotten, wenn ihn jemand beläſtigt, der gar keiner beſſern Empfindung fähig iſt.

Die Couſine ging wieder leiſe zu dem Grafen. Nun, ſo wünſche ich denn Glück! fing ſie weinerlich an. Gott mag geben, daß alles wohl geräth! Aber, leider, ahnet mir nichts Gutes!

„Wozu wünſchen Sie denn Glück, Couſine?" fragte der Graf, der von ſeinem Buche aufſah.

Luiſe hat mir geſagt: ſie wäre Braut des wilden Halden, mit Ring und Hand verlobt. Ach Gott! das arme Kind!

Der Graf ſtand auf. „Hm! Hm! ich bitte Sie, über dieſen Punkt zu ſchweigen, bis

ich Ihnen ſage: reden Sie.“ Er ging zu Luiſen. Das Fräulein ließ die Pantoffeln ſtehen, und ſchlich ihm nach in ein Nebenzimmer. „Luiſe,“ ſagte der Graf; „du ſollſt nicht ſagen, daß du Haldens Braut biſt.“

Vater, erwiederte Luiſe muthig; ich bin es ja doch, und kann es alſo wohl der ganzen Welt ſagen.

„Ich rathe dir aber, es nicht zu thun!“ ſagte der Graf in einem halb bittenden, halb befehlenden Tone, und ging dann geſchwind wieder auf ſein Zimmer.

Alſo iſt ſie wirklich Braut, und es ſoll nur noch ein Geheimniß bleiben! dachte die Couſine. Sie ſchrieb an die Kammerherrin, und früh Morgens ging ein Brief ab, worin ſie ihre Freundin ermahnte: ſie möchte jedes Mittel in Bewegung ſetzen, die Heirath, die allem Anſcheine nach noch weit hinaus verſchoben wäre, ganz zu hindern. Wäre nur, ſetzte ſie hinzu, der verwünſchte Arrondiſſements-Prozeß nicht geweſen, ſo gäb' es nun alles das Unglück nicht. Die Enterbung hat auch mehr Schaden, als Vortheil, geſtiftet. Lieber Gott! wenn ſo etwas nicht mehr hilft — was ſollen ehrliche Leute dann machen?

Ich brauche die Wuth nicht zu beſchreiben, in welche Karl und ſeine Mutter bei dem Leſen des Briefes geriethen. Ihr Zorn ſti-g immer höher, je mehr ſie bei der Unterredung darüber einſahen, daß ſie alle Mittel, die Heirath zu hindern, ſchon gänzlich erſchöpft hatten. Sie gaben auch dieſen Gedanken beinahe auf; und was ſie jetzt noch wollten, war nur Rache an Hennig, an dem Major, an dem Grafen und an Luiſen.

Karl ſtellte ſich an das Fenſter, das nach Sollingen hinſah, und ſann auf Mittel dazu; aber er fand eben ſo wenig eins, als die Mutter. — Es iſt ja der Triumph der Tugend und Güte, daß der Stachel der Kränkung oder der Rache bei ihnen ſo wenig Blöße antrifft. Könnte der Tugendhafte den äußern Umſtänden gebieten, wie ſeinem Charakter, ſo würde er gar nicht anzugreifen ſeyn.

Das Einzige, wozu man ſich noch entſchließen konnte, war die ungewiſſe Rache der Verläumdung; aber es fragte ſich, ob der Major nur einmal etwas davon erfahren, oder ob er ſie wohl nicht gar verlachen würde.

Die Unglücklichen thaten, was ſie konnten; ſie zündeten die Flammen der Hölle, in der ſie ſelbſt litten, für alle ihre Hausgenoſſen an. Der Kammerherr und die Domeſtiken mußten die Opfer für den Major und Hennig ſeyn.

Während daß Mutter und Sohn in Moorberg über Planen zur Rache brüteten, war man auch in Sollingen nicht ruhig. Der ſüße Streit der Großmuth zwiſchen Hennig und ſeinem Oheim erhob ſich aufs neue; und der alte Huſar, der am vorigen Tage keinen Theil daran hatte nehmen können, nahm ihn nun um ſo lebhafter. Der Major verſuchte aufs neue einen Angriff; aber Hennig war nicht zum Weichen zu bringen. — Junger Herr, ſagte endlich der Huſar, du biſt ein Narr, das will ich behaupten. Höre zu, damit du ſiehſt, daß ich recht habe. Du willſt deines Onkels Gut nicht nehmen; und von deinen Eltern haſt du nichts — Gott vergebe es ihnen! Wenn's nun zum Sterben kommt, Hennig, und Hannchen einmal heirathet: — willſt du denn bis an dein Ende das Gnadenbrot eſſen? Alſo mußt du das Gut annehmen.

Hennig erröthete, und ſeine Blicke wurden ſcharf. Er verſank in ein unruhiges Nachdenken, das eine Minute währte; dann fiel er dem treuen Alten um den Hals, und ſagte heftig: ja, du haſt Recht, guter Hennig; bei Gott! du haſt Recht.

Jetzt erhob ſich ein Freudengeſchrei; die beiden Alten glaubten geſiegt zu haben, und umarmten den Jüngling.

Ich bin nichts, und habe nichts, fing Hennig wieder an: wie darf ich alſo auf die Hand eines Mädchens Anſpruch machen? Nein, ich muß fort. (Seine Farbe wechſelte, und er hielt die Hand vor die Stirn.) Ich bitte Sie, lieber Oheim, legen Sie mir nichts in den Weg. Was thu' ich hier? Ich athme; nichts weiter. Und ſoll ich allein nicht arbeiten? Ich will und muß in die Welt.

„Und während deſſen," ſagte der Major, „dir von Karln Luiſen wegnehmen laſſen? Junge, ich bitte dich, nimm Vernunft an!"

Hennig erklärte ſich umſtändlich, und berief ſich auf Seibolden, der ſchon öfters mit Ernſt darauf gedrungen hatte, daß er irgend etwas unternehmen ſollte. Der Major war verlegen;

aber bald beſtimmte auch ihn ein Brief von dem Grafen, und Hennigs Abreiſe wurde beſchloſſen. Der Graf hatte ſich die Sache genauer überlegt, weil er ſeine Tochter gern glücklich wiſſen wollte und eine innere Neigung zu den Sollingern fühlte. Er ſprach am Morgen mit Luiſen; und ſie, die ihren Vater kannte, ſagte ihm ſehr beſtimmt, daß ſie entweder Hennigs Frau werden, oder niemals heirathen wollte. Bei dieſer poſitiven Erklärung konnte er ſeine Staatskunſt gar nicht anbringen, wie überhaupt bei ſeiner aufrichtigen Tochter immer höchſt ſelten. Zwar antwortete er nichts auf Luiſens Erklärung; allein ſie ſah doch, daß er damit nicht ſehr unzufrieden war. Er ſchrieb dem Major, daß er eigentlich nichts gegen Hennigs Verbindung mit ſeiner Tochter hätte; indeß wären Beide noch zu jung. Hennig könnte ein Paar Jahre nützen, um ſich in der Welt zu pouſſiren, und dann würde man ja weiter ſehen.

Kaum war der Brief in Sollingen geleſen, ſo rief Alles: er muß fort! Man überlegte nun, wohin. Der Major erinnerte ſich, daß der Fürſt ihn ſeiner Gnade verſichert hatte; und es wurde daher eine Reiſe in die Reſidenz beſchloſſen.

Hennig ſchrieb ſelbſt an den Grafen, und bat ihn um Erlaubniß, Luiſen noch einmal ſehen zu dürfen. Der Graf bewilligte das, und Hennig ritt mit ſeinem Oheim nach Ransleben. Die beiden Liebenden ſahen ſich eine Minute allein, und ſchworen einander ewige Treue. Hennig bat Luiſen um einen Briefwechſel; den mußte ſie aber abſchlagen, weil ihr Vater ihn ausdrücklich verboten hatte. „Treu bis in den Tod!" ſagten Beide wechſelsweiſe und mit Thränen in den Augen.

Hennig ritt ſchweigend von Ransleben zu⸗rück, und am folgenden Morgen ging die Reiſe nach der Reſidenz, wo der Major ſogleich ſeinen Freund, den alten Kammerdiener Ah⸗rens, beſuchte. Dieſer verſicherte, auf des Ma⸗jors Befragen, daß der Fürſt Emilien ſeit ihrer Flucht nicht ein einziges Mal geſehen hätte, und zeigte einen Brief von ſeinem Schwager, wor⸗in die Nachricht vorkam, daß jetzt ein Mann, Nahmens Seibold, Emiliens Lehrer, ſich in Waldengrund aufhalte. Der Major ſprang hoch auf vor Freude, rief einmal über das an⸗dere: Gott Lob! und ließ ſich nun bei dem Fürſten melden.

Bei der Audienz äußerte der Major den Wunſch, ſeinen Neffen angeſtellt zu ſehen.

Wo denn, Herr Major? fragte der Fürſt, und betrachtete mit lächelnden Blicken den ſchönen, männlichen Jüngling; doch wohl in meinem perſönlichen Dienſte? Recht gern. Er mag mit dem Kammerjunker anfangen.

„Ew. Durchlaucht,“ ſagte Hennig erröthend; „ich bin nicht ganz unwiſſend, und möchte gern nützlich werden. Wenn ich wählen dürfte, Ew. Durchlaucht, ſo würde ich das Forſtweſen vorziehen.“

Auch das! Nur mit dem Verſprechen, daß Sie mich nicht verſäumen wollen. Mein alter Ahrens hat mir geſagt, daß Wahrheit bei Ihnen Beiden zu haben iſt; und die findet ein Fürſt ſo ſelten, daß ich wünſchte, Sie hätten meinen perſönlichen Dienſt gewählt. Doch, wie Sie wollen. Alſo Forſtmeiſter, Forſtrath: nicht wahr? Und dann höher hinauf. Seyn Sie mir treu, Halden, und ich will für Ihre Zufriedenheit ſorgen. Sie werden freilich von unten auf anfangen müſſen; das iſt der Gang in den Civil-Departements. Am Hofe könnten Sie ſchneller weiter kommen. Aber wir wollen ja

ſehen. Wie ſteht es denn mit Ihren Forſtkenntniſſen? Nicht wahr, es läuft damit wohl mehr auf die Jägerei hinaus?

„Ein Förſter ſitzt in ihm, Ew. Durchlaucht, und ein tüchtiger,“ ſagte der Major; „das wird ſich bei'm Examen zeigen.“

In der That? Nun, Sie ſind zu Pferde gekommen, ſagt mir Ahrens. In einer Stunde werde ich ausreiten; und da will ich einmal ſelbſt examiniren. Nehmen Sie doch eine Schreibtafel mit.

Zu der beſtimmten Zeit ritten alle Drei nach einem nahen Walde. Hennig erhielt Befehl, dieſen zu ſchätzen, und Bemerkungen darüber zu machen, die ihm indeß nicht näher angegeben wurden. Er ritt nun, von dem Jäger des Fürſten begleitet, die Kreuz und die Quer durch den Wald, ſtieg ab, ging, unterſuchte, und zeichnete ſich auf, was er bemerkte.

Der Fürſt, dem das zu lange dauerte, ritt mit dem Major zu Hauſe. Hennig kam etwa eine Stunde ſpäter, und machte bei Ahrens ſogleich einen Aufſatz über den Werth, die Benutzung, die Fehler, und die Verbeſſerung des Waldes. Am folgenden Morgen ließ der Fürſt

einen Forſtbedienten zu ſich kommen. Dieſer, ein geſchickter und ehrlicher Mann, erklärte den Aufſatz für die Arbeit eines Kenners. Der Fürſt ſagte lächelnd: er iſt von meinem Forſtmeiſter von Halden. Hennig bekam ſein Patent, und es wurde ihm ein Revier angewieſen, bei dem er ſich in der Reſidenz ſelbſt aufhalten mußte.

Der Major machte die Einrichtung ſeines Neffen mit großem Aufwande, der ihm aber noch immer zu eingeſchränkt ſchien. Hennig zog bald die Blicke der Reſidenz auf ſich; denn der Fürſt zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, und ließ ſich, wenn er ſpazieren ritt, oft von ihm begleiten. Es war dem Fürſten intereſſant, einen Menſchen um ſich zu haben, der ſo offen mit der Sprache heraus ging, und von dem er ſo viele Urtheile hörte, die das Gegentheil von den gewöhnlichen, und dennoch, wenn ſie näher geprüft wurden, immer ſehr richtig waren. Der Fürſt, ein wirklich edler Mann, liebte die Wahrheit, und es hatte ihm bisher nur an einem Manne gefehlt, der es wagte, ſie ihm darzuſtellen; was ja das Unglück faſt an allen Höfen iſt!

Die Nachricht von Hennigs Abreiſe nach der

Reſidenz, und die Aeußerung des alten Fräuleins in Ransleben, daß es mit Luiſens Verheirathung noch in weitem Felde ſtehe, gaben Karln und ſeiner Mutter neue Hoffnung. Aber es war immer ſchwer, Hennigen beizukommen; und nun hatte er noch überdies die Gnade des Fürſten, die der Mutter unbegreiflich blieb, wenn ſie nicht annahm, daß Emilie, der Fürſt und der Major unter Einer Decke ſpielten.

Karl näherte ſich jetzt aufs neue ſeinem ehemaligen Freunde, Selenberg. Dieſer bot die Hand zur Verſöhnung, und kam bald nach Moorberg. Er wußte ganz beſtimmt, daß der Fürſt mit Emilien in keiner Verbindung ſtand; allein wo ſie war, das hatte er ſchlechterdings nicht herausbringen können. Man fiel nun darauf, daß dem Major Emiliens Aufenthalt bekannt ſeyn müßte. Seibold war ſchon einige Wochen aus Sollingen weg, und niemand konnte angeben, wohin. „Sollte er etwa bei Emilien ſeyn?" ſagte Selenberg. „Nun, das will ich wohl herausbringen; der neue Herr Forſtmeiſter ſchreibt gewiß an ihn."

Man ſetzte Bedingungen feſt. Selenberg ſollte Emilien bekommen; dafür mußte er aber

verſprechen, Hennigs Verbindung mit Luiſen zu hintertreiben. Der Plan wurde völlig überdacht. Des Majors und Hennigs Unglück war beſchloſſen, und Selenberg eilte nun in die Reſidenz zurück, um Hand an die Ausführung zu legen.

Emiliens Aufenthalt erfuhr Selenberg ſehr leicht; er ſagte einem Poſtbedienten: wenn ein Brief an einen gewiſſen Herrn Seibold gebracht würde, ſo möchte er ſich den Ort merken, der auf der Adreſſe ſtände, da jemand einen wichtigen Auftrag an dieſen Mann hätte, und doch ſeinen Wohnort nicht wüßte. In Kurzem erfuhr er: ein gewiſſer Seibold, vermuthlich der, nach welchem er ſich erkundige, lebe in Sondenheim, und in Waldengrund würden die Briefe für ihn abgegeben. Nun ſchickte er ſogleich ſeinen Kammerdiener, dem er völlig trauen konnte, mit dem Auftrage ab, ſich an beiden Orten genau nach Seibold und Emilien zu erkundigen.

Selenberg hatte einen Plan entworfen, der ſeiner würdig war. Unter den Opfern ſeiner Wolluſt befand ſich auch ein reitzendes Mädchen, Julie Silbermann, die Tochter eines Förſters

ſters, auf einem ihm gehörigen Gute in der Mark. Ihr Vater ließ ſie von ihrem dreizehnten Jahre an in Berlin erziehen. Eitelkeit und Putzſucht machten ſie ſchwach; und kaum war ſie völlig erwachſen, ſo wurde ſie von einem jungen Wüſtling verführt. Sie verführte nun ihrer Seits den jungen Menſchen zu ungeheu'ren Verſchwendungen. Seine Anverwandten erfuhren das, und Julie mußte, um ihrer Ahndung zu entgehen, zu ihrem Vater fliehen. Hier kam ſie Selenbergen zu Geſichte, den eine Reiſe auf das entfernte Gut gebracht hatte. Die Schönheit und die unſchuldige Miene des Mädchens zogen ihn an. Sie, eine ſchon völlig ausgelernte Buhlerin, machte ihm mehr Mühe, als jemals vorher die Tugend. Endlich ſiegte er, und wurde nun bald überzeugt, daß Julie nichts weniger als unſchuldig geweſen war. Indeß hielten ihre Buhlerkünſte ihn länger feſt, als es je ein tugendhaftes Mädchen konnte, und er brach ſeinen Umgang mit ihr nie gänzlich ab.

Dieſe reitzende und liſtige Julie beſtimmte Selenberg zu einem Fallſtricke für Hennig. Sie kam auf eine ſchriftliche Einladung von ihm.

Er theilte ihr ſeinen Plan mit, und verſprach ihr eine große Summe Geldes, wenn es ihr gelänge, den jungen Halden in ihr Netz zu ziehen. Um ihr dies zu erleichtern, machte er ihr eine ſehr ausführliche Beſchreibung von Hennigs Charakter, verhehlte ihr die Schwierigkeiten nicht, die ſie antreffen würde, und reitzte dadurch ihre Eitelkeit, auch einen ſo ſeltſamen jungen Mann zu erobern.

Hennig bewohnte ein Haus in der Vorſtadt, deſſen Garten auf das Feld hinaus ging. Bei ſeinem Nachbar, einem Tiſchler, wurde Julie von dem Verwalter eines Selenbergiſchen Gutes eingemiethet. Der Verwalter machte bei dem Hauswirthe Stille und Einſamkeit zu der einzigen Bedingung; und nach einigen Tagen bezog Julie ein Stübchen, deſſen Fenſter in den Garten gingen. Sie war gut, höflich, gefällig, und dabei auch ſehr einſam und fleißig. Ihre einzigen Vergnügungen nach der Arbeit waren der Garten und ihre Harfe. Schon am erſten Abend ſah ſie den Forſtmeiſter im Garten ſeiner Wohnung ſpazieren gehen; ſie hielt es indeß nicht für rathſam, ſeine Aufmerkſamkeit ſogleich zu erregen. Erſt

nach einigen Tagen erklang ihre Harfe aus dem offenen Fenſter, oder Abends aus der Laube.

Hennig hatte ein Fernrohr im Fenſter ſte- hen, mit dem er zuweilen in die Gegend hin- aus ſah. Jetzt richtete er es dahin, woher die angenehmen Töne kamen. Julie lächelte ſchon triumphirend, als ſie das bemerkte. Sie eilte in den Garten, ſetzte ſich da auf den Raſen, und wendete alle die kleinen Künſte an, die ihr ſonſt nie fehlgeſchlagen waren. Bald las ſie; bald hatte ſie den Schooß voll Blumen, um Kränze daraus zu winden. Jetzt zeigte ſie Hennigen den weißen runden Arm und das ſchöne braune Haar, das auf dem weißen Halſe ſchwamm; dann einen Theil des klei- nen Fußes, der unter dem Rocke hervorſtand, wenn ſie ſich auf den Boden geſetzt hatte. Jetzt beugte ſie ſich in dieſer Stellung, auf die lin- ke Hand geſtützt, vorwärts, um noch einen Zweig von der Myrte zu pflücken, die einen Schritt weit von ihr ſtand; und nun ſah er den gan- zen fein geformten Fuß. Dann ſteckte ſie den Myrtenſtengel vor die Bruſt, und beugte ſich wieder ſeitwärts, um eine Blume zu pflücken; und auf einen Augenblick wurde ihm nun der

ſchöne, jugendliche Buſen ſichtbar. Endlich hob ſie auch einmal, als ob ſie nach dem Wetter ſehen wollte, den Kopf auf, ihm das helle blaue Auge, das liebliche Kolorit der Wangen zu zeigen.

Sie dachte, für einen jungen Mann von Hennigs heißem und offenem Herzen, muß ein ſchönes Mädchen in einem Garten doch eine gefährliche Nachbarſchaft ſeyn. Kein Sofa in der Welt, das wußte Julie, giebt zu ſo reitzenden Stellungen Veranlaſſung, als ein Grasplatz, auf dem ein Mädchen ſich zwiſchen zwei Roſenſtauden lagert; und der ſchönſte Pompadour, oder das Thee-Eingießen kann es nicht in halb ſo reitzende Bewegung ſetzen, als ein Schmetterling, den es haſchen will, und der bald hoch, bald niedrig, bald langſam, bald ſchnell, bald gerade aus, bald in einer Schlangenlinie, weiter fliegt. Jede Stellung, vom ruhigen Gehen an, bis zu dem leichteſten Laufen, kommt da in eine einzige Minute; und Julie war eine ſehr reitzende Tänzerin.

Sie beſtürmte indeß nicht nur ſeine Augen, ſondern auch ſeine Ohren. Noch am ſpäten Abend ſaß ſie in einer Laube, und ſpielte die Harfe. Auch ſang ſie dazu: freilich nur mit-

telmäßig; aber ſie meinte, ein Mann, der den Tag über ſich an der Geſtalt eines Mädchens beinahe blind geſehen habe, könne am Abend leicht auch ihre nur erträgliche Stimme ſehr angenehm finden. Zu ihrer Verwunderung fand ſie indeß bald, daß dieſe Künſte ſie nicht weiter brachten. Der junge Halden ſah und beobachtete ſie; allein er kam nicht einmal in den Garten hinunter, der doch von dem ihrigen nur durch eine niedrige Hecke getrennt war. Nun ſah ſie ein, daß Selenberg ſehr Recht gehabt hatte; und ſo verſuchte ſie nach einigen Tagen, auf einem andern Wege in das Herz des Jünglings einzudringen.

Sie ſetzte ſich ſtill in eine Laube, und lehnte den Kopf an einen Baum; dann ging ſie langſam und traurig, mit gefaltenen Händen, den Garten einige Male auf und ab; endlich zog ſie einen Brief aus dem Buſen, las ihn, bedeckte die Augen mit ihrem Schnupftuche, hob die Arme gen Himmel auf, und verſank dann wieder in eine ſchweigende Trauer.

Nun hatte ſie gewonnen; denn Hennig, der dies wieder bemerkte, dachte mitleidig: was mag dem armen Mädchen wohl fehlen? Sie

mußte auch dieſe Rolle einige Tage ſpielen, ehe es wirkte. Endlich ging ſie einmal mit geſenktem Kopfe zum Garten hinaus, und durch den Weidenzgang in das Feld. „Ich will ſie fragen,“ dachte Hennig, „was ihr fehlt, und ob ich ihr helfen kann.“ Er ging hinunter, und ſtellte ſich an die Hinterthür ſeines Gartens, weil Julie da wieder vorüber gehen mußte. Sie kam zurück, und hatte ihre Augen auf den Boden geheftet. Je mehr ſie ſich näherte, deſto mehr verlor Hennig den Muth zu fragen: was fehlt Ihnen? Er wollte ſchon leiſe weggehen; da erblickte ſie ihn, und ſchien heftig zu erſchrek-ken. Sie ſtellte ſich furchtſam, weil ſie glaubte, das würde ihn dreiſt machen. Da irrte ſie ſich aber. Hennig wäre dem Teufel unter die Augen getreten; doch einem ſo ſchüchternen, furchtſamen, guten Mädchen? Ihm war bange, daß ſeine Worte zu hart, ſein Aufdringen beleidigend ſeyn möchte. Sie warf im Vorübergehen einen ſchnellen Blick auf ihn, und er ſagte mit der ſanfteſten Stimme: „guten Abend, Mamſell!“ — Jetzt ſtand Julie an einem ſchmalen Graben, der beide Gärten trennte. Hennig ſprang hinzu, um ihr ſeine

Hand zu reichen; aber ſo eben war ſie hinüber gehüpft, und ſagte mit einer ſehr angenehmen Verbeugung: ich danke Ihnen. Nun hatte Hennig wieder Muth. Er zeigte auf den Graben, und ſagte: „mich dünkt, Mamſell, Sie ſind in Ihrem Leben ſchon an breiteren Abgründen geweſen. Sie ſollten eine Hand, die Ihnen helfen will, nicht ausſchlagen.“

Julie ſeufzte. Es giebt mehr Abgründe, als hülfreiche Hände! . . . Ich hoffe bald ruhig zu ſeyn.

„Das wünſche ich Ihnen von Herzen; und ſollte Ihr Schickſal Sie wieder an einen Graben führen, ſo rechnen Sie auf dieſe Hand, Mamſell Nachbarin.“ — Sie dankte mit einem lächelnden Blicke. Nachbarin? wiederholte ſie fragend. — „Ja, Nachbarin!“ — Nun mußte Hennig ihr das erklären, und während deſſen kamen ſie an die Thür zu Juliens Garten. Sie ſetzte ſich auf eine Bank, und der Forſtmeiſter blieb ihr gegenüber ſtehen. Man ſprach von dem ſchönen Abend, von der Natur, vom beſtirnten Himmel. Dabei ließ Julie von ungefähr fallen, daß ſie die Tochter eines Landpredigers ſey, und fing an zu ſtammeln.

„Leben denn Ihre Eltern noch?" — Ja. — „Und wie geht es denn zu, daß Sie Sich hier aufhalten?" — Sie ſeufzte; und Hennig ſah ihr ſcharf in's Geſicht. Nun hob ſie mit weinerlichem Tone an: ich bin ſehr, ſehr unglücklich! Meine Eltern lieben mich, und ich ſie; aber dennoch ſind wir getrennt, und müſſen es ſeyn, ſo lange meine Unſchuld mir theuer iſt. O, nur die tiefſte Verborgenheit kann mich vor den Verfolgungen eines grauſamen Menſchen retten!

„Liebe Mamſell," ſagte Hennig jetzt; „ich will nicht mehr wiſſen, als Sie mir freiwillig ſagen wollen. Aber" — er ergriff ihre Hand — „glauben Sie mir, bis hierher ſoll die Verfolgung Ihres Feindes nicht dringen! Betrachten Sie mich als Ihren Freund. In der That, ich bin das ſchon geweſen, ehe Sie mich noch kannten; denn ich habe Ihre Trauer geſehen."

Julie unterbrach ihn, und dankte für das Verſprechen ſeines Schutzes mit der entzückten Heftigkeit einer Hülfloſen, die ſich auf einmal gerettet ſieht. Die Bekanntſchaft war nun gemacht; und Hennig ſagte, als er wieder auf ſeinem Zimmer war: „ich bin zu einer glücklichen Stunde hier eingezogen."

Am folgenden Tage wünſchte Hennig der ſchönen Julie über die Hecke weg einen guten Morgen. Sie dankte ihm freundlich aus der Laube, in welcher ſie Thee trank; und er ritt ganz ruhig zu ſeinen Geſchäften. Am Abend war Hennig in ſeinem Garten. Er ſprach eine Zeitlang über die Hecke weg mit ſeiner Nachbarin, und, zu ihrer Verwunderung, mit einer gewiſſen Apathie, obgleich mit Gefälligkeit. Auch jetzt mußte ſie wieder den erſten Schritt thun. Sie bemerkte den ſchönen Abend, und hatte Luſt einen Spaziergang zu machen. Hennig bot ihr ſeinen Arm, als ſie langſam aus dem Garten hervortrat; ſie nahm ihn, und ſo gingen Beide in die duftende Wieſe.

Hennig ſchilderte ihr ſeinen Oheim und deſſen häusliches Leben. Sie mahlte ihm ein Gegenſtück dazu aus ihrem väterlichen Hauſe; es fand ſich, daß ſie Beide auf gleiche Weiſe erzogen waren. Nun konnte das unſchuldige Mädchen wohl Vertrauen in Hennig ſetzen! Was durfte ſie bei einem Manne befürchten, dem Tugend und Reinheit des Herzens eben ſo theuer waren, wie ihr ſelbſt! So etwas äußerte ſie wirklich; und als Hennig ſie bat, ihn

mit ihrem Unglücke bekannt zu machen, trug ſie kein Bedenken, ſeine Bitte zu erfüllen.

Sie ſetzten ſich auf einen Haufen Heu. Als Julie ihre Geſchichte anfing, faßte ſie ſpielend eine Handvoll nach der andern, und ließ ſie mit aufgehobnem Arme nach und nach auf ſich herunter fallen.

Wir geben dieſe Geſchichte nur in einem trocknen Auszuge; Julie aber erzählte ſie mit hoher Leidenſchaft. Bald ergriff ſie verſichernd Hennigs Hand; bald hielt ſie ſich, als ob ſie noch jetzt vor der Gefahr erſchräke, an ihm feſt; ja, bisweilen vergaß ſie ſich ſo ganz, daß ſie ihn mit Innigkeit umarmte. Gegen das Ende der Geſchichte waren Beide in dem Haufen Heu wie verſunken, und Julie ſaß nicht mehr, ſondern lag in Hennigs Armen.

„Ihr Vater war ein Prediger, weit von dieſer Gegend. Der Edelmann im Dorfe, ein junger Wüſtling, hatte eine heftige Leidenſchaft zu ihr bekommen, und den Plan gemacht, ſie zu verführen. Das unſchuldige Mädchen war freundlich gegen ihn, und dachte an nichts Arges, bis er unverſchämt wurde. Nun zog ſie ſich zurück. Der Edelmann, Patron der Pfar-

re, fing an, ihren Vater zu kränken, und verſuchte tauſend Mittel, ſeinen boshaften Zweck zu erreichen. Sie äußerte den größten Abſcheu vor dem Wollüſtling, und er drohete mit Gewalt. Nun floh ſie zu einem nahen Verwandten; aber auch da war ſie nicht ſicher. Endlich wurde ſie von einem andern Verwandten hierher gebracht; doch der Edelmann war ihr ſchon wieder auf der Spur, und nur die tiefſte Verborgenheit konnte ſie vor ſeiner Verfolgung ſchützen."

Hennig fand das zwar ein wenig unwahrſcheinlich; aber er ſagte nichts, weil ihm ſeine Schweſter einfiel. Die ſchöne Julie legte ſich nun, mit Thränen in den Augen, ermattet in das Heu zurück, ſah zum Himmel auf, und blieb einige Minuten ſo liegen.

„Armes, liebes Mädchen!" ſagte Hennig, als ſie ſo ohne Bewegung da lag. „Liebes, liebes Mädchen!" wiederholte er noch einmal, beugte ſich mitleidig über ſie hin, und ſah, daß noch immer Thränen aus ihren Augen floſſen. „Theures, ſchönes Mädchen!" ſagte er zum dritten Mal, und faßte ſie in ſeine Arme. Der Sitz war gefährlich. Hennig ſank dicht neben

ihr nieder; aber er blieb ſehr ruhig, obgleich Julie ſchwieg und dadurch ſeine Lage noch mißlicher machte.

„Liebe Julie,“ ſagte er ſogleich; „kommen Sie! Der Rückweg wird Sie zerſtreuen.“ Er nahm das Heu von ihrem Schooße, von ihren Füßen, und aus ihrem Haare. Dann ſtand er auf, faßte ſie in ſeine Arme, küßte ſie, und ſagte: „unſchuldige, reine Seele!“ Mit dieſen Worten hob er den Fuß, um nach Hauſe zu gehen. Er brachte Julien vor ihren Garten, wünſchte ihr eine gute Nacht, und ging ganz ruhig auf ſein Zimmer. — Das iſt ein ſeltſamer Menſch! dachte Julie, und ſchlüpfte in das Haus.

Die feine Julie war am Ende noch zu andern Ausrufungen genöthigt. Einer Mondfinſterniß wegen, die ſie gern ſehen wollte, war ſie in einer der folgenden Nächte ganz allein bei ihm auf ſeinem Zimmer, und ſaß neben ihm auf dem Sofa. Sie hatte ſo viel Vertrauen zu ihrem guten Nachbar, daß ſie ſich, als ſie müde wurde, an ſeine Bruſt lehnte, und — entweder vor langer Weile wirklich einſchlief, oder ſich aus Abſichten ſo ſtellte; aber ungeſtörter hätte ſie in ihrem

Bette nicht ſchlafen können. Als die Mondfinſterniß, eine totale, anfing, weckte Hennig ſie ſanft, und löſchte das Licht aus, damit ſie ſehen könnte, wie dunkel es allmählig würde. Sie ſaß noch immer neben ihm auf dem Sofa, und lehnte den Kopf an ſeine Schulter. Er ſeufzte einmal, als er ihr Herz an ſeiner Bruſt pochen fühlte; auch legte er ſeine Lippen an ihre Stirn, und drückte ſie an ſich: aber dabei blieb es. Hennigs Phantaſie war noch nicht von Bildern der Wolluſt entweihet; er freuete ſich nur über das zutrauliche Herz der lieben, zärtlichen Julie. So wurde ſeine Neigung zu ihr von Tage zu Tage inniger, und er fand Wohlgefallen an dem ſchönen, unſchuldigen Mädchen.

Julie fühlte wohl, daß ſie einen ſolchen Jüngling nur Schritt für Schritt führen durfte, nud ſuchte daher erſt ſeine Freundſchaft, ſein Vertrauen zu gewinnen. Sie überließ ihren Triumph ſeinem eigenen Herzen; und ſchon glaubte ſie, ihn errungen zu haben. Hennig ſehnte ſich offenbar nach ihrer Geſellſchaft, und erwies ihr alle die kleinen Aufmerkſamkeiten, wodurch die Liebe ſich immer verräth. Hätte die feine Julie nur gewußt, daß es Männer

giebt, die lieben können, ohne wollüſtig zu ſeyn, daß Liebe und Wolluſt ſehr von einander verſchieden ſind: es wäre ihr leicht geweſen, Hennigs Liebe zu Luiſen, die doch wirklich nur die erwachende Empfindung des jugendlichen heißen Herzens war, zu vernichten. Aber ſie wollte nicht von ihm geliebt werden, nur, ihn Luiſen untreu machen; und gerade hierdurch, was in ihren Augen ſo leicht war, zerſtörte ſie ihr eignes Gebäude.

Hennig fühlte nach und nach wirklich das höchſte Wohlwollen für Julien. Zwar nannte er ſeine Empfindung nicht anders als Freundſchaft; aber doch mußte er ſich ſelbſt geſtehen, daß dieſe Freundſchaft ſehr innig wurde. Seine Treue gegen Luiſen war freilich noch unverletzt, und er dachte nicht an den Wunſch, in ein näheres Verhältniß mit Julien zu treten; aber doch vergaß er jene faſt gänzlich, wenn er Julien bei ſich hatte. Und dieſe war jeden Abend bei ihm, oft halbe Nächte auf ſeinem Zimmer. Er lehrte ſie die Harfe ſpielen, lehrte ſie ſingen, und ſein Herz wurde mit jedem Tage weicher. Nothwendig mußte er bald zu der Bemerkung kommen, daß Julie ſeiner Treue gefährlich wurde. Nun

that er, was alle junge Leute in einem ſolchen Falle thun, was aber ein ſehr gefährliches Mittel ſich zu retten iſt. Er ſtellte ſich kälter gegen Julien, als er war. Sie merkte das, äußerte Unruhe, machte ihm Vorwürfe, und veranlaßte dadurch leidenſchaftliche Unterhaltungen. Hennig entdeckte ihr, daß er ſein Herz und ſeine Hand vergeben habe; doch in ſo räthſelhaften Ausdrücken, daß dieſe Entdeckung faſt wie eine Liebeserklärung ausſah. Hier hätte nun Julie ihre Rolle beſſer ſpielen ſollen. Sie mußte erſchrecken, in ſich verſinken, und ſo weiter. Wirklich fing ſie auch recht artig an; aber ſie war nicht im Stande, ein ſo reines Herz, wie Hennig hatte, zu behandeln. Sie nahm dieſe Nachricht mit einer Art von Kälte auf, als ob das nicht viel zu bedeuten habe; ja, ſie gab dem Jünglinge ſogar Anlaß zu glauben, ſie ſey der Meinung, daß Untreue gegen die Geliebte durch eine neue, heftigere Leidenſchaft entſchuldigt werde.

Dies äußerte ſie nicht in eben dem Augenblicke, als Hennig ihr, wie ſie glaubte, ſeine Liebe entdeckte, ſondern einige Tage nachher, auch nicht ſo geradezu, ſondern ſehr bemäntelt, mehr

mit Blicken, mit Umarmungen, als mit Worten. So fein das auch angefangen war, ſo machte es Hennigen doch ſtutzig. Er hatte geglaubt, ſie würde ihre ſchon ſichtbar genug gewordene Leidenſchaft nach dieſer Entdeckung verbergen; aber zu ſeiner Verwunderung geſchah das Gegentheil. Doch, eine ſchöne Freundin kann viel thun, ehe der Freund es wagt, ſie zu beſchuldigen.

Hennig ließ ſich wieder von der Heftigkeit ihrer Leidenſchaft fortreißen; aber ein Brief von ſeinem Oheim, und die zwei Worte; „Treue! Luiſe!" von Luiſens Hand auf einem Stückchen Papier, löſchten, wie durch einen Zauberſchlag, die verzehrenden Flammen in ſeiner Bruſt, obgleich nicht den glühenden Grund ſeines Herzens. Gerade um die Zeit, da er ſonſt Julien zu beſuchen pflegte, ritt er heute aus. Er wußte ſelbſt nicht, wie es zuging, daß ſein Pferd ſich auf die Wieſe hinter ſeinem Garten verirrte. Nur durch eine Art von Anſtrengung gelang es ihm, die Wieſe zu verlaſſen. Er kam ſpät nach Hauſe, ging auf ſein Zimmer, hütete ſich ſogar, einen Blick in den Garten zu werfen, und kleidete ſich aus, um dann noch etwas zu arbeiten. Da pochte

jemand leiſe an ſeine Thür, und Julie trat herein.

Sie traf die rechte Stunde. Nie iſt man leichter untreu, als wenn man ſich ſo eben feſt entſchloſſen hat, recht treu zu bleiben. Man fühlt ſich dann ſo ſtark, daß man die einzige Wehr, Behutſamkeit, von ſich wirft. — Hennig eilte, mit dem Ausruf: meine Freundin! auf Julien zu; und die Freundin lag weinend, die Hände ringend, an ſeinem Herzen. Nein, ſagte ſie zärtlich: Sie haſſen mich, ja, Sie haſſen mich! Dieſer Vorwurf nöthigte Hennigen, ihr zu beweiſen, daß er ſie nicht haſſe. Er umarmte ſie, drückte ſie an ſeine Bruſt, und war ſogar ſchwach genug, ihr zu verſichern, daß er ſie liebe.

Kaum hatte er das geſagt, ſo erſchrak er, und wollte den Fehler wieder gut machen. Er entdeckte Julien ganz offen den Zuſtand ſeines Herzens, und ſagte zwar nicht, daß er ſie mehr liebe als Luiſen, aber doch genug, um ſie auf dieſen Gedanken zu bringen. Mit Innigkeit faßte er ihre Hände, küßte ſie, und benetzte ſie mit Thränen. Er beſchwor Julien, ihn zu vergeſſen; kurz, er that Alles, um eine Leidenſchaft

für Julien, die vorher noch nicht ſo in ſei-
nem Herzen war, zu erregen. „Ja," ſagte
er endlich, „ja, wir müſſen uns trennen,
wir müſſen!" Bei dieſen Worten ſtand er
auf, und Julie mit ihm. Er näherte ſich der
Thür, um ſich ſelbſt zu überreden, daß ſein
Vorſatz feſt ſey; denn er fühlte jetzt, daß ihm
das Mädchen ſehr lieb geworden war.

Julie hielt ſeine Bewegung nach der Thü-
re hin für Ernſt, und ſagte: Halden, ich ver-
lange ja ihre Hand nicht; ich bin gern mit
Ihrem Herzen zufrieden. Geben Sie der
glücklichen Luiſe ihren Nahmen; mir laſſen
Sie nur einen Theil Ihrer Liebe.

Bei dem Nahmen Luiſe, war die Gefahr
für Hennigs Herz auf einmal vorüber; nur
Mitleiden für Juliens Leidenſchaft erhielt ihn
noch in einer freundſchaftlichen Wärme. „Mein
Wohlwollen," ſagte er, „meine Freundſchaft,
ja, auch meine Liebe, haben Sie, Julie.
Aber, ich ſollte Luiſen betriegen? Wie wäre
mir das möglich! Nein, Julie; das iſt auch
Ihre Meinung nicht."

Julie mußte hier ſchaudern, die Hände zu-
ſammenſchlagen, den ſtärkſten Abſcheu äußern,

ſich mit erhabenem Pathos an die beleidigte Luiſe wenden, und feierlich ſchwören, daß ſie ihn niemals wiederſehen wolle. Hätte ſie das gethan, ſo würde ſie Hennigs Achtung behalten haben; allein die Buhlerin glaubte, er ſinne nur auf ein Mittel, wie er ſie beſitzen könne, ohne Luiſen ſein Wort zu brechen. Sie umfaßte ihn mit Zärtlichkeit, und ſagte liebkoſend: ach, wie glücklich iſt dieſe noch immer, wenn ſie Ihre Hand erhält!

Hennig erſchrak bei dieſen Worten. Er hielt ſich ſchon für ſchuldig, und dachte an ſich ſelbſt mit Abſcheu. „O Gott!" rief er in dem Gefühle ſeines Vergehens, und faßte Julien bei der Hand, ohne weiter an ſie zu denken. „O Gott!" rief er noch einmal; „wenn Luiſe es erführe!" — Julie glaubte, er fürchtete nur, daß ſeine Untreue Luiſen verrathen werden könnte; und nun zweifelte ſie nicht im mindeſten mehr an ihrem Triumphe. Sie bat ihn mit einem feinen Lächeln, ſich zu ihr zu ſetzen, und wollte ihn nun überreden, daß Luiſe nie etwas von ſeiner Untreue erfahren würde.

Hennig ſtarrte ſie mit Abſcheu an. Sie hätte ſeine Empfindung in ſeinem Geſichte le-

ſen können; aber er ſaß im Schatten, mit dem Rücken gegen das Licht gewendet, und überdies lispelte ſie mit niedergeſchlagenen Augen. So fuhr ſie denn muthig fort, das Syſtem einer planmäßigen Betriegerei auseinander zu ſetzen, die ihr itzt ſo höchſt natürlich ſchien.

Hennig hörte Anfangs mit immer größerem Abſcheu, doch endlich mit Kälte, zu. „Ich will das überlegen,“ ſagte er ruhig, und ſtand auf. „Jetzt aber gute Nacht, liebes Kind!“ Er faßte ihre Hand, führte ſie hinunter bis an ihre Gartenthür, und ließ ſich kein Wort entfallen, woraus ſie ihn errathen konnte. Als er wieder auf ſein Zimmer zurückgekommen war, ging er eine Weile heftig auf und nieder, und rief dann endlich: „Luiſe, Luiſe! für wen wollt' ich dich aufgeben! Betriegen! dich betriegen!“ Er legte ſich in das offne Fenſter, und weinte Thränen der Scham, der bitterſten Reue. Nicht lange, ſo hörte er Julien die Harfe ſpielen. Sonſt konnten dieſe Töne ſein Herz in Bewegung ſetzen; doch jetzt fand er ſie widrig, und machte das Fenſter zu. Je länger er überlegte, deſto ſtärker quälten ihn die Vorſtellungen: „was würde Luiſe ſagen, wenn ſie das wüßte!

Ja, ich habe ſie betrogen, und muß ſie be-
triegen, ſo lange ich lebe; denn kann ich ihr
das je entdecken?"

Jetzt kam er auf den Gedanken, den Zeu-
gen ſeiner Untreue, Julien, zu entfernen. Er
ging am folgenden Morgen zu ihr, erkundigte
ſich näher nach ihren Verwandten, und ſagte,
daß er an dieſe ſchreiben wollte. Julie ge-
rieth, da ſie ſeine Kälte ſah, in Verwirrung.
Sie verwickelte ſich in Widerſprüche, die Hen-
nigen bei ſeinem jetzigen Mißtrauen nicht ent-
gingen; auch konnte ſie ihren Verdruß über das
Scheitern ihres Planes nicht ganz verbergen.
Hennig, der ſie jetzt mit forſchenden Augen anſah,
bemerkte etwas Zweideutiges in ihren Blicken, in
ihren Bewegungen; ſeine Achtung für ſie verlor
ſich gänzlich, und er fühlte nun bei ihr nichts
mehr, als daß ſie ſchön war. Julie machte in
den nächſten Tagen noch einige Verſuche, die vo-
rigen Empfindungen wieder bei ihm zu erre-
gen; allein Hennig blieb vollkommen kalt und
ruhig. Ja, ſie bemerkte ſogar, daß er ſie jetzt
mit Widerwillen betrachtete; kurz, ſie ſah, daß
ſie ihn unwiederbringlich verloren hatte.

Er drang noch beſtimmter wegen ihrer Ver-

wandten in ſie, und ſie ſuchte eine Ausflucht über die andre. „Nicht wahr?“ ſagte er endlich mit einem Lächeln, das faſt wie Spott ausſah: „Sie haben mir eine Fabel erzählt, und halten ſich aus andern Urſachen hier auf?“ Julien ſchlug das Herz; ſie erröthete, wurde dann bleich, und verwickelte ſich aufs neue in Widerſprüche. Hennig brach das Geſpräch ab, wurde einſylbig, und verließ ſie bald mit ſichtbarer Kälte.

Nun trieb er ſeine Geſchäfte, wie zuvor, ohne ſich weiter um Julien zu bekümmern. Wenn ſie ſich ihm in den Weg ſtellte, ſprach er mit ihr, aber nur kalt und höflich. Er war ſchon völlig überzeugt, daß ſie ihn betrogen hatte; indeß drang er noch einige Male in ſie, ihm zu ſagen, woher ſie wäre, und was ſie zur Abſicht hätte. Sie blieb hartnäckig bei ihrer erſten Erzählung, hatte aber ſogar Hauptumſtände vergeſſen, und ſagte heute gerade das Gegentheil von dem, was ſie einige Tage vorher geſagt hatte.

Eines Morgens erfuhr ſie zu ihrem großen Verdruſſe, der Forſtmeiſter von Halden ſey in eine andere Gegend der Stadt gezogen.

Sie eilte, ſobald es finſter war, zu Selenber- gen, und erzählte ihm den ganzen Verlauf ih- rer Geſchichte vom Anfang an ſehr ausführlich. Er lächelte, und ſchüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. Als ſie endlich auf den Umſtand kam, daß Hennig aus der größten Leidenſchaft auf einmal in die größte Kälte übergegangen ſey, ſagte Selenberg: Mädchen, du hätteſt Frau von Halden werden können, wenn du einen Phantaſten zu behandeln wüßteſt! Aber es iſt ſchon gut ſo. Bleib jetzt nur in deinem Hauſe einſam und traurig. Wenn dich Leute ſehen, ſo halte dein Tuch vor die Augen, und klage über Unglück, über die Treuloſigkeit der Män- ner. Deine Rolle iſt noch nicht zu Ende.

Durch die dritte und vierte Hand machte nun Selenberg einen jungen Herrn auf Ju- liens Schönheit aufmerkſam, und ließ ihm auch zufliſtern, daß ſie die Geliebte des Forſt- meiſters von Halden geweſen ſey. Der junge Herr ſah das Mädchen, fand es bezaubernd, erkundigte ſich, und miethete eben die Zim- mer, die Hennig vorher bewohnt hatte. Ju- lie war einſam, und weinte faſt ununterbro- chen. Die Leute in ihrem Hauſe erzählten:

der Forſtmeiſter von Halden ſey mit ihr vertraut umgegangen; aber auf einmal habe er ſeine Wohnung neben an verlaſſen, und ſeitdem weine die ſchöne junge Mamſell, daß es einen Stein erbarmen möchte.

Das wurde weiter erzählt, und kam mit ungeheuern Zuſätzen an den Hof. Nicht lange ſo war es auf ganz natürlichen, unverdächtigen Wegen auch in Ransleben bei der alten Couſine, die mit mehreren Perſonen in der Reſidenz Briefe wechſelte. Leſen Sie einmal, Gräfin! ſagte die Couſine, und hielt Luiſen den Brief hin. Dieſe las, und wurde blaß. Doch jetzt bemerkte ſie auch das bosḣafte Lächeln des Fräuleins; ſie gab den Brief zurück, und ſagte: „hat man nicht noch ſonſt etwas von Halden? Ich wundere mich, daß man ſo lange ruhig geweſen iſt!"

Bald aber kamen Beſuche aus der Reſidenz, und die erzählten einſtimmig daſſelbe. — Er liebt das Mädchen noch, ſagten Einige. — Nein, er hat ſie verlaſſen, ſagte ein Anderer. Sie vergeht faſt vor Gram. Ich habe ſie ſelbſt geſehen; ſie ging im Garten auf und nieder, und weinte bittre Thränen.

Schön iſt ſie, das kann man ihr wirklich nicht abſprechen! — Das alles drang wie Dolchſtöße in Luiſens Herz; aber noch immer behielt ſie Glauben an Hennigs Tugend. Verläumdung! dachte ſie; das beweiſen ja die Widerſprüche, mit denen die Begebenheit erzählt wird.

Luiſe vertheidigte Hennigen gegen ihren Vater mit dem zärtlichſten Eifer. Der Graf ſagte mit Kopfſchütteln: „ich muß das genau wiſſen! Wir wollen ſelbſt nach der Reſidenz" — Sie werden ſehen, erwiederte Luiſe, daß ich Recht habe, und daß er nur verläumdet wird.

Das Fräulein ſchrieb der Kammerherrin: die Reiſe wäre beſchloſſen; und Karl eilte in die Reſidenz zu Selenbergen. Nun wurde Julien Luiſens Geſtalt ſehr genau beſchrieben, weil dieſe gegen das Fräulein geäußert hatte, daß ſie ihre Nebenbuhlerin ſelbſt ſprechen wollte.

Luiſen pochte das Herz immer ſtärker, je mehr ſie ſich der Reſidenz näherte. Gleich nach der Ankunft ſchickte ſie zu Hennigen; der war aber nicht da, weil Selenberg ihn durch einige Bekannten zu einer kleinen Reiſe auf einige Tage hatte bereden laſſen. Jetzt wurde Luiſe

noch unruhiger. Gegen Abend hängte ſie einen Flor über, wickelte ſich in eine Enveloppe, nahm ihre Jungfer mit, und begab ſich zitternd nach der Vorſtadt. — Der Jäger, der ſie begleitete, mußte ſich nach der Wohnung des Forſtmeiſters erkundigen. Luiſe ging nun gerade in das Haus, worin Julie wohnte, und bat um Erlaubniß, durch den Garten auf die Wieſe zu gehen, wohin ſie den Jäger ſchon geſchickt hatte, daß er ſie da erwarten ſollte. Dann fragte ſie nach dem Preiſe eines Tiſches, der gerade da ſtand, und kaufte ihn, ohne etwas abzudingen. Nun war das Geſpräch in Gang gebracht. Luiſe erkundigte ſich nach dem Forſtmeiſter Halden, und bekam von der Frau des Tiſchlers nur ein Achſelzucken zur Antwort. Sie fing wieder an: „es gehen ja wunderliche Gerüchte von dem Forſtmeiſter umher. Hier in der Nähe ſoll ein Mädchen wohnen . . .“

Hier im Hauſe, ſchönes Mamſellchen! Wahrhaftig hier im Hauſe wohnt das gute, unglückliche Kind, das ſo betrogen iſt.

Luiſe ſetzte ſich ſogleich in einen Lehnſtuhl, und hielt den Fächer vor das Geſicht, um ihre Todtenbläſſe zu verbergen; denn ſie fühlte, daß

ihr Blut aus den Wangen zurücktrat. Sie fragte mit zitternder Stimme: „betrogen? von wem denn?"

Je nun, von wem ſonſt, als von dem Herrn Forſtmeiſter? Sehen Sie, das gute Kind wurde hier von einem Verwandten eingemiethet, weil wir ordentliche und ehrbare Leute ſind. Ach, Sie ſollten nur wiſſen, was das arme Julchen ſchon vorher ausgeſtanden hatte! Nun war ſie hier, und lebte ganz ſtill für ſich. Aber nicht lange, ſo ging ihr der Forſtmeiſter auf allen Schritten nach. Bald ſetzte er ſich im Garten neben ſie, bald nahm er ſie mit hinaus auf die Wieſe. Er war auch ſtill, gar nicht ſo, wie die andren jungen Herren. Und ſchön iſt er dazu, wie ein Wachsbild. Ja, wie das ſo geht! Zuletzt hatte er ſie doch beſchwatzt. Nun waren ſie alle Abende auf der Wieſe oder in der Laube zuſammen; und die Gartenthür ſtand dann immer offen. Lieber Gott! wer denkt an alles? Da iſt ſie denn oft die ganze Nacht bei ihm auf ſeiner Stube geweſen. Das haben wir erſt hinterher erfahren. Und das war ein Geherze und Gedrücke und Geküſſe! Freilich, trok-

ken Holz brennt leicht. Sehen Sie, wie nun junge Mannsleute ſind! Er mochte endlich ihrer müde ſeyn. Auf einmal war er ausgezogen, und ſeitdem hat das arme Kind kein trocknes Auge mehr. Sie nimmt keinen Troſt an, und klagt immer über ihr Unglück. Gott behüte, wenn's wahr wäre!

„Was denn?" fragte Luiſe zitternd; „was ſoll denn wahr ſeyn?"

Ja, liebes Mamſellchen, bedenken Sie doch nur! Das arme Julchen war ja ganze Nächte bei ihm auf der Stube; und da beten ſo ein Paar junge Leute nicht zuſammen! Es ſollte mich eben nicht wundern, wenn ſie nach ein ſechs Monathen in die Wochen käme.

Luiſe ſeufzte bei dieſen unglücklichen Worten tief und ängſtlich. Sie ſtand jetzt auf, um Julien ſelbſt zu ſprechen, weil doch die Aeußerung der Frau noch immer zweifelhaft war. Ihre Jungfer mußte ihr in den Garten folgen.

Julie kam ihr entgegen, erkannte ſie ſogleich, und redete ſie mit etwas Gleichgültigem an. Luiſe winkte ihrer Jungfer, daß ſie auf die Wieſe gehen ſollte, und ſetzte ſich mit Ju-

lien in eine Laube. Sie würde dennoch ihre Abſicht nicht haben erreichen können, wenn Julie ihr nicht halb entgegen gekommen wäre. Ach, ein trauriges Geſicht, fing dieſe an, iſt jetzt für mich der beſte Anblick; und Sie ſcheinen ja traurig, liebe Manſell. Nun war das Geſpräch angeknüpft. Luiſe erzählte, was ihr die Wirthin geſagt hatte, und bezeugte ihr Mitleiden darüber. Ach, leider! erwiederte Julie mit klagender Stimme; ich kann es nicht läugnen, ſo gern ich auch möchte! Warum hätte ich auch ein Geheimniß aus dieſer Liebe machen ſollen, da mir der treuloſe Mann ſo oft aufs heiligſte verſicherte, daß er mich heirathen würde!

„Sie heirathen?" fragte Luiſe mit leiſer Stimme, und faßte zitternd Juliens Hand.

Ach, dies Verſprechen, dem ich ſo ganz trauete, hat mich unausſprechlich unglücklich gemacht. Nur der Böſewicht weiß, wie fürchterlich, wie verzweiflungsvoll mein Zuſtand iſt.

„Gott im Himmel!" rief Luiſe, die Hände emporhebend, mit einem Tone, der deutlich ſagte, daß ihre Seele zerriſſen war. Julie erſchrak, und ſchlug zitternd den lichtſcheuen

Blick zu Boden; eine ſchmerzhafte Angſt ergriff ihre zagende Seele. Sie faßte Luiſens Hände, und zog ſie nieder, weil es ihr war, als ob die Betrogene um Rache an ihr zum Himmel riefe. Nein, ſagte ſie ängſtlich und bittend; nein, er iſt kein Böſewicht! Ich, ich, bin die Unglückliche! — Es giebt keinen Teufel auf der Erde; ſo boshaft wie Julie ſeyn ſollte, iſt kein Menſch. Selbſt Selenberg würde bei Luiſens Angſt, bei ihrem Jammergeſchrei ſich geſcheuet haben, ſein Verbrechen zu vollenden.

Julie floh die Schrecken ihres Gewiſſens, und eilte, in der Meinung, daß ſie nun der Gräfin die ganze Verrätherei entdeckt habe, aus dem Garten nach ihrem Zimmer. Luiſe ging zitternd und troſtlos auf die Wieſe, ſtützte ſich da auf den Jäger, und ſchwankte, mit brennendem Schmerz im Buſen, ohne Troſt und ohne Glauben an die Menſchheit, nach Hauſe.

Julie lief zu Selenbergen, und ſtürzte, mit Angſt im Geſichte, zu ihm in das Zimmer. Nein, ſagte ſie laut; länger will ich nicht Menſchen quälen. Ich muß fort, oder ich entdecke alles; und dann können Sie thun, was Sie wollen.

Es koſtete Selenbergen Mühe, von ihr her⸗auszubringen, was ſie ſo erſchreckt hatte. Sie beſchrieb die Angſt der Gräfin, und verſicherte, daß der Anblick ihr fürchterlich geweſen wäre. Sogar Selenberg fühlte eine Art von Mit⸗leiden für Luiſen; indeß, zurückzugehen konnte ihm nicht einfallen. Er gab Julien die ver⸗ſprochene Summe, und ſie reiſte noch in eben der Nacht, ſobald nur ihre Kleider eingepackt waren, wieder zu ihrem Vater. Selenberg fand das recht gut; jede Entdeckung der Intrigue war nun verhindert, und das Gift doch rich⸗tig da angebracht, wo es wirken ſollte.

Die unglückliche Luiſe überließ ſich, als ſie wieder auf ihrem Zimmer war, der Verzweif⸗lung. Noch einmal rief die Liebe ihr zu: „nein, es war Halden nicht! Das Mädchen hat ſich geirrt!" Ob ſie gleich nicht einſah, wie es anders ſeyn ſollte, ſo glaubte ſie den⸗noch dieſer ſchmeichelnden Stimme, und ging am folgenden Morgen noch einmal zu Julien, um mit ihr recht ruhig zu ſprechen. Sie erinner⸗te ſich, daß Julie ihr noch zugerufen hatte: er iſt keinBöſewicht! Ueber dieſe Worte ſollte das Mädchen ihr Erläuterung geben. Als ſie, mit

einer leiſen Hoffnung im Herzen, in das unglückliche Haus trat, hörte ſie, daß Julie in der Nacht abgereiſt ſey. Ich weiß nicht, fing die Frau des Tiſchlers an, wie das ſo ſeltſam war mit der Mamſell. Sie ſagte mir geſtern mit großer Angſt: wenn Sie nur nicht da geweſen wären! Und dabei war ſie ſo ſonderbar, daß ich wirklich ungleiche Gedanken habe. Noch, als ſie weg ging, ſagte ſie: ach, hätt' ich mich doch nicht dazu bringen laſſen! Das arme Mädchen! Ich fragte, wen ſie meinte; da ſagte ſie: das Frauenzimmer, das geſtern hier geweſen wäre! Sie!

„Mich?" erwiederte Luiſe lächelnd, und drückte der Frau mit fröhlicher Hoffnung die Hand, weil die Ahnung einer Betriegerei in ihrer Seele aufſtieg. Die Frau mußte jezt noch einmal wiederholen, wie alles gekommen war; aber ihre Erzählung blieb ganz dieſelbe. Sie hatte einen Beſen in der Hand, und ſagte zulezt: ich wollte eben das Zimmer der Mamſell wieder ausfegen. Luiſe ging, aus Neugierde zu ſehen, wo Julie gewohnt hatte, mit in das Zimmer. In dieſem Augenblick klingelte jemand, und die Frau mußte hinunter.

Lui-

Luiſe, die allein blieb, ſtand an einer Kommode, deren Schubkaſten herausgezogen waren. Sie ſah ein Papier darin liegen, nahm es, und erſtarrte, als ſie fand, daß es ein Billet an Julien von Hennigs Hand war. „Nein, Julie,“ ſchrieb er; „eine ſolche Nacht darf nicht wieder kommen! Sie machen Sich unglücklich, und mich elend. Mein Herz blutet; aber ich darf Sie nicht wiederſehen. Sie wiſſen die Bande, mit denen ich gebunden bin. Länger will ich nicht das reinſte, treuſte Herz, Luiſen, betriegen. Nie wieder eine ſolche Nacht! Bedenken Sie, wie leicht das Glück dreier Menſchen zerſtört werden könnte! Adieu. Ich ſehe Sie heute nicht. H.“

Als Luiſe das las, rann eine große Thräne langſam aus ihrem Auge, und ihr Herz zog ſich kalt in ihrer Bruſt zuſammen. Sie ſteckte das Billet ein, ging die Treppe hinunter durch den Garten, und ſo über die Wieſe nach Hauſe. Im Gehen ſiegte ihr jungfräulicher Stolz über jede andre Empfindung ihrer Seele, und ſie wurde kalt bis zur Gefühlloſigkeit. Es iſt ein ſehr elender Menſch! ſagte ſie leiſe, und ihr Schritt wurde immer feſter. Sie trat, als ſie

nach Hauſe kam, gleichgültig und kalt in das Zimmer. Die alte Couſine wußte ſchon durch nachgeſchickte Leute, daß Luiſe geſtern und dieſen Morgen in der Vorſtadt geweſen war. Nun? fragte ſie; haben Sie noch keine Nachricht, ob es mit dem Forſtmeiſter ſo iſt, wie die Stadt ſagt?

Luiſe antwortete kalt: „Sie haben Recht gehabt, Couſine. Halden iſt ein verächtlicher Menſch. Ich bitte Sie jetzt um weiter nichts, als daß Sie in meiner Gegenwart ſeinen Nahmen nicht mehr nennen." Sie forderte ein Blatt Papier, und ſchrieb: „Stärker kann ich Ihnen meine Verachtung nicht ausdrücken, Herr Forſtmeiſter von Halden, als dadurch, daß ich Ihnen dieſes, von Ihrer eigenen Hand geſchriebene Billet zuſchicke. Luiſe Gräfin von Espenbruch." Sie ſchlug Beides in ein Couvert, machte die Adreſſe, ſiegelte mit zitternden Händen, klingelte, und ſagte zu dem hereinkommenden Bedienten mit Stolz: „das ſogleich zu dem Forſtmeiſter von Halden. Man ſoll es ihm geben, ſo bald er zurückkommt. Beſtell' Er das; es iſt daran gelegen."

Nach einer Stunde ſah ſie den Bedienten

wieder, und fragte kalt: „hat er das Billet abgegeben?“ Ja; ich habe den Herrn Forſtmeiſter ſelbſt geſprochen. Er war eben zurückgekommen. Ich fragte, ob ich Antwort bekäme; aber er war auf einmal ſo bleich geworden, wie die Wand, und ging, ohne mir etwas zu ſagen, in's Zimmer. Als es mir zu lange währte, ſchickte ich ſeinen Bedienten zu ihm hinein. Der ſchüttelte, als er wieder herauskam, bedenklich den Kopf, und ſagte: Antwort iſt nicht nöthig.

Dieſe wenigen Worte rührten Luiſen ſo ſehr, daß ſie ſich abwenden mußte. Noch einmal rief eine Stimme in ihrem Innern ihr zu: er iſt unſchuldig! Aber ihre Empfindlichkeit brachte dieſe Stimme ſogleich zum Schweigen. Sie befahl den Bedienten, wenn Halden etwa kommen ſollte, ihn abzuweiſen; doch der ſo ſchwer beſtrafte, unglückliche, furchtſame Halden kam nicht.

Er ſaß in dem furchtbarſten Schweigen, mit Luiſens Billet in der Hand, und fühlte ſich ſchuldiger, als er wirklich war. Julie hatte Anfangs ſein Mitleiden, und dann ſeine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht, ohne daß ſein Herz Luiſen untreu wurde. So wie er etwas Zweideutiges

an Julien merkte, verlor ſie auch den Reitz für ſeine Sinne. Nun wurde es ihm gar nicht ſchwer, aus ihrer Nachbarſchaft wegzu- ziehen; und mit dem erſten Schritt in ſein neues Zimmer war auch ſeine Liebe zu Luiſen in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht. Freilich wird man ſeine Gefühle für Julien Untreue nennen; aber — wer ſagen kann, daß er bei ſo man- nichfachen Verſuchungen zur Untreue ſtärker geweſen ſeyn würde, als Hennig, der werfe den erſten Stein auf ihn!

Wie iſt mein Billet in Luiſens Hände gekom- men? dachte Hennig, als er ſich von ſeinem Schrecken ein wenig erholt hatte. Er nahm Hut und Stock, eilte nach Juliens Wohnung, und hörte zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie nicht mehr da ſey. Die Wirthin erzählte ihm, daß geſtern und heute eine junge Mamſell da geweſen wäre, die an Juliens Schickſale ſehr vielen Theil genommen hätte. Er erkannte aus ihrer Be- ſchreibung ſehr leicht Luiſen, und gerieth nun in eine noch größere Verwirrung. Als er langſam wieder zurückging, überdachte er die ganze Bege- benheit noch einmal. Sollte er glauben, daß alles ſo angelegt wäre, um ihn ſeiner Luiſe ver-

haßt zu machen? Es ſprach Manches für dieſe Vermuthung; aber doch fand er auch, daß Alles ſich ganz natürlich, ohne einen liſtigen Plan, ſo hatte reihen können. „Ich habe ſie verloren!“ ſagte er zuletzt mit tiefem Schmerze, und verſank in das Gefühl ſeines Unglücks.

Hennig behielt indeß einen mächtigen Fürſprecher bei Luiſen. Zwar hatte Suschen von ihr ausdrücklichen Befehl bekommen, ſeinen Nahmen nicht zu nennen, und ſie gehorchte auch wirklich eine Weile; endlich aber erzählte ihr der Jäger ſo viel, daß ſie ihrem Herzen Luft machen mußte. Ach, Gott erbarme ſich! fing ſie an. Ich will wohl ſchweigen, nicht ein Wort will ich ſagen; aber ich wollte nur, ſie trügen ſeine Leiche hier vor dem Fenſter vorüber, wenn er todt ſeyn wird! Nicht vier Wochen lebt er mehr, der arme Herr!

Luiſe fuhr aus ihren Träumen auf, und ihre Phantaſie ergriff das neue Bild, das Suschen vor ihre Seele gebracht hatte. — Bleich iſt er wie ein Schatten, fuhr Suschen fort; er ißt und trinkt nicht. O, es ſoll ein Anblick zum Erbarmen ſeyn, ſagen ſeine Bedienten. Lieber Gott! was hat er denn nun Großes begangen?

Mit der Mamſell ein wenig ſchön gethan, das iſt es ja Alles!

Luiſens Mitleiden verwandelte ſich wieder in Abſcheu. „Schweig, Mädchen!" ſagte ſie erbittert. „Es iſt ein elender Menſch!"

Nun ja, ich will ſchweigen; aber Eins muß ich noch ſagen, weil es mir ſonſt das Herz zerdrückt. Sie ſind unbarmherziger als ein Stein; und Sie werden es noch bedauern, wenn Sie erfahren, was ich weiß. Ja, ſchweigen will ich, und wenn er ſich eine Kugel durch das Herz ſchießt. Bin ich doch unſchuldig daran! Ich habe geſprochen, als es noch Zeit war.

Luiſe glaubte, als Suschen das ſagte, eine Kugel in ihrem eigenen Herzen zu fühlen. Sie blickte auf, und ſah, daß dem Mädchen Thränen in den Augen ſtanden. „Wenn er unſchuldig wäre," ſagte ſie jetzt ſanfter, „ſo käm' er ja wohl! Aber nein! O Gott! der elende, abſcheuliche Menſch! Er mag thun, was er will, und was er verantworten kann. Ich will nichts mehr von ihm wiſſen. Und mit dem Todtſchießen hat es nichts zu ſagen."

Solche Geſpräche führte Suschen oft; und endlich kam ſie auf den Einfall, Hennigen durch

den Jäger ſagen zu laſſen: er möchte Luiſen zu ſprechen ſuchen; ſie ließe ſich dann gewiß verſöhnen.

Hennig wagte es nicht, das zu glauben. Er fand eine Art von Genugthuung für Luiſen darin, wenn er jede Hoffnung auf ſie in ſich ſelbſt zerſtörte. „Ich fühle," dachte er, „daß ich Luiſens Herz nicht verdiene, und muß ihr zeigen, daß ich es fühle." Das Leben war ihm jetzt eine Laſt, und er hatte ſchon einige Male den Gedanken, zu der Ruſſiſchen Armee zu gehen, um gegen die Türken zu dienen. Dieſer Gedanke wurde in ſeiner Seele immer lebhafter, weil die Ausführung ſo gefährlich war, und auch immer ſüßer, weil ſich eine Hoffnung mit ihm vereinigte. „Sie wird," dachte Hennig, „um dich weinen, für dich zittern, wenn ſie hört, wie nahe du dem Tode biſt, und endlich vielleicht dich zurückrufen!" Er hatte noch eine andere nähere Hoffnung. Nothwendig mußte er Abſchied von ihr nehmen, und dann wollte er ihr ſagen, daß er, um ſein Verbrechen zu büßen, in den Tod ginge. Zwar endigte ſeine Phantaſie dieſe Unterredung immer mit ſeiner Abreiſe; aber zwiſchen durch blickte doch die Hoff=

nung auf, daß Luiſe ihn nicht weglaſſen wür⸗
de. Er bildete den Plan aus, an den ſich
die ſüßeſten Vorſtellungen hefteten; indeß aus
einem gewiſſen Inſtinkte verſchwieg er ihn, um
den Weg zur Rückkehr immer offen zu behalten.
Endlich war er feſt entſchloſſen, Luiſen zu ſpre⸗
chen, bloß, wie er ſich ſelbſt überredete, um
ihr Lebewohl zu ſagen.

Suschen übernahm es, ihn einzuführen,
oder ihm wohl gar von Luiſen ſelbſt Erlaubniß zu
einem Beſuche zu verſchaffen. Das Letztere war
unmöglich; Luiſe wollte durchaus nichts von
dem treuloſen Hennig wiſſen. Indeß ſagte ſie
jeden Nachmittag zu ihrer Jungfer: heute
Abend will ich allein bleiben und nicht in das Ge⸗
ſellſchaftszimmer gehen. Und hörte ſie dann
Abends etwas an der Thür, ſo zitterte ſie,
und glaubte, daß es Halden wäre. Suschen
wagte alſo nichts, wenn ſie ihren Plan ausführ⸗
te; und das war um ſo leichter, da der Graf
in einem großen Wirthshauſe wohnte, wo viel
ein⸗ und ausgegangen wurde.

Eines Abends kam Halden, in einen Man⸗
tel gehüllt, und ging zitternd hinter Suschen
her, die ſchon auf ihn gewartet hatte. Da!

ſagte Suschen leiſe, nnd zeigte auf die Thür des Zimmers. Hennig ſeufzte, und wollte zurück; aber Suschen nahm ihm den Mantel ab, machte das Zimmer auf, und ſtieß ihn, halb böſe über ſein Zaudern, hinein.

Luiſe, die den Kopf in die Hand geſtützt hatte, blickte mit naſſen Augen auf, und ſah ihn bleich und ängſtlich an der Thüre. Beide waren ſehr erſchüttert, und konnten nicht ſprechen. Luiſe mußte die Augen niederſchlagen, um den gefährlichen Menſchen nicht länger zu ſehen; denn in ihrer Bruſt regte ſich etwas, das ſie bereden wollte, ihm mit geöffneten Armen zu ſagen: ich habe dir vergeben!

Hennig fragte endlich mit einem Tone, der ihr Herz durchdrang: „darf der Unglückliche Sie noch einmal ſehen?" Luiſe empfand das innigſte Mitleiden; aber ſo auf einmal und ſo ganz konnte ſie ihm doch nicht verzeihen: das ging der Zukunft wegen nicht an. Sie haben mich betrogen!? ſagte ſie mit einem Tone, daß die Worte halb wie eine Behauptung, halb wie eine Frage klangen. — Hennig ſchwieg in dem Bewußtſeyn ſeiner Schuld. — Betrogen haben Sie mich! ſagte Luiſe etwas härter, weil

ſie ein Nein von ihm erzwingen wollte. Er ſchwieg wieder eine Weile, und ſagte dann traurig: „ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu ſagen.“ — Haben Sie mich betrogen? fragte Luiſe zum dritten Male; und jetzt war nicht mehr etwas Verſicherndes, ſondern etwas Wehmüthiges in ihrem Tone, weil das Wort „Lebewohl“ ſie ſanfter gemacht hatte.

„Ach, Luiſe, warum zwingen Sie mich, mein eignes Urtheil zu ſprechen! Ja, ich fehlte einen Augenblick. Eine unglückliche, ſchwache Stunde ... ! Ja, ich habe Sie betrogen.“

Luiſe fand in dieſen Worten mehr, als Hennig damit ſagen wollte. „Eine unglückliche, ſchwache Stunde.“ Dabei dachte ſie an die Vermuthung, welche die Tiſchlersfrau über Juliens Zuſtand geäußert hatte. Ihre Wangen fingen an zu glühen, und Eiferſucht verzehrte in ihrem Herzen alle ſanftern Empfindungen. Verlaſſen Sie mich! ſagte ſie zornig; Sie ſind ein Elender!

„Luiſe,“ ſagte Hennig betroffen; „ſoll das mein Lebewohl ſeyn? O, laſſen Sie mich nur noch einmal einen Ton der Liebe hören! Dann will ich gehen; der Säbel eines Türken . . .“

Luiſe unterbrach ihn. Jetzt eben hatte ihre Eiferſucht den höchſten Punkt erreicht; ſie dachte ſich Julien bei Nacht in ſeinen Armen, und ſagte, mit Stolz und ein wenig Hohn in der Miene: Sie ſind ein Betrieger! Säbel eines Türken! Ha! ha! Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſer Erfindung. Vielleicht haben Sie wieder eine Schöne aufgeſpürt, in deren Armen Sie Sich gern verbergen möchten; und man ſoll Ihnen den Gefallen thun, zu glauben, Sie wären unter Säbeln! . . . Ich verachte Sie, mein Herr.

Hennig fühlte ſich vernichtet, und zugleich auch empört. Luiſens Spott erregte ſeinen Stolz, und er empfand es nun weniger, daß er ſie verloren hatte. Er verbeugte ſich ſchweigend, und verließ das Zimmer. Nun? fragte Suschen. — „Es iſt alles recht gut!" erwiederte Hennig kalt. „Gieb mir den Mantel, Suschen. Gute Nacht." So ging er langſam die Treppe hinunter. Suschen begleitete ihn, um etwas Beſtimmtes zu erfahren; er gab ihr aber keine Antwort.

Luiſe gerieth in die heftigſte Angſt, ſobald Hennig die Thür hinter ſich zugemacht hatte.

Sie ſah nun auf einmal nichts als Türkiſche Säbel über ſeinem Kopfe. Dieſes gräßliche Bild wurde in ihrer Seele ſo lebhaft, daß ſie zu der Klingel ſprang und heftig läutete. Sie wollte Suschen Hennigen nachſchicken, um ihn nicht unter die Türken gerathen zu laſſen. Suschen war noch unten an der Hausthür, und hörte das Klingeln nicht; aber die Couſine kam in großer Eil gelaufen. Was iſt Ihnen, Gräfin? rief ſie ängſtlich, als ſie Luiſen bleich und zitternd vor ſich ſah. Luiſe ſagte in der Beſtürzung: o Gott! ich bin auf einmal ſehr krank geworden. Nun läutete das Fräulein noch heftiger, bis Suschen endlich hereintrat. Auch der Graf kam, und es wurde ein Arzt geholt. Dieſer erklärte, daß Luiſe ein ſtarkes Fieber hätte. Sie wurde zu Bett gebracht, und die Jungfer des Fräuleins mußte bei ihr wachen, weil man zu einem jungen Mädchen, wie Suschen, kein Zutrauen hatte. Suschen mußte, ſo ſehr Luiſe auch dagegen proteſtirte, mit zu der Couſine, daß doch auch die nicht ganz allein wäre. Nun hatte die arme Luiſe Niemanden, den ſie zu dem noch immer geliebten Ungetreuen ſchicken konnte, um ihn von ſeinem Vorſatze abbringen zu laſſen.

In Hennigs Seele war jetzt alle Hoffnung vernichtet. Schon dies allein wäre hinlänglich geweſen, ihn gegen die Türken zu treiben; aber noch überdies hatte Luiſe ihn mit ihrem Spotte aufgefordert, ſein Wort zu erfüllen. Selbſt ein Feigherziger würde bei ſolchen Umſtänden aus Scham gegangen ſeyn; um wie viel mehr der Jüngling, der durch ſeinen erſten Erzieher, den alten Huſaren, eine große Vorliebe für das Militair bekommen, und den ſein Oheim kaum von dieſem Stande hatte zurückhalten können! — Hennigs Herz war jetzt kalt gegen Alles, und am meiſten gegen ſein eigenes Schickſal. Eine Schlacht wäre ihm in dieſem Augenblicke erwünſcht geweſen, und er würde den Tod nicht vermieden, ſondern ihn geſucht haben.

Bei dem allen hatte er doch ſo viel Beſonnenheit, daran zu denken, daß er zu dem Fürſten gehen müßte; und bei ſeinen Verhältniſſen konnte er es ſich erlauben, das noch dieſen Abend zu thun. Er bat in ſeltſamen Ausdrücken um ſeinen Abſchied, oder um Urlaub. Der Fürſt, der von ſeinen Begebenheiten mit Julien und Luiſen hatte ſprechen hö-

ren, merkte ſogleich, daß die Liebe mit im Spiele war. Er ſagte lächelnd: den Abſchied nicht, Halden; aber Urlaub, ſo lange Sie wollen. Hennig verbeugte ſich ſchweigend, und ging nun ſogleich zu dem Ruſſiſchen Reſidenten, mit dem er in dieſen Tagen ſchon einige Male über die Art und Weiſe, wie man bei der Ruſſiſchen Armee ankommen könne, geſprochen hatte. Der Reſident wollte, als Hennig heute Abend wieder von eben dem Gegenſtande anfing, die Vortheile, welche der Ruſſiſche Dienſt hätte, weitläuftig aus einander zu ſetzen. Hennig aber unterbrach ihn mit den Worten: „ich ſuche nicht Vortheile, nur eine Stelle in der Armee; aber ich muß noch in dieſer Nacht abreiſen." Er wartete, bis der Reſident ein Empfehlungsſchreiben an einen Ruſſiſchen General aufgeſetzt hatte, nahm dann Abſchied, ging nach Hauſe, und ſchrieb ſeinem Oheim ein kurzes Billet, worin er ſeinen Schritt mit einer ſtarken Neigung für das Militair entſchuldigte, und ihn um die Fortdauer ſeiner Liebe bat. Mit dieſem Billet ſchickte er einen Bedienten, den er nicht mitnehmen wollte, nach Sollingen, und einen ſehr treuen jungen Men-

ſchen beſtimmte er zu ſeinem Begleiter. Er ließ ſatteln, und ſteckte eine volle Börſe, nebſt einem Wechſel des Reſidenten, deſſen Werth ſein Oheim bezahlen ſollte, zu ſich. Gerade um zwölf Uhr, als der Mond aufging, ſetzte er ſich zu Pferde, und nahm den Weg nach Schleſien, als den nächſten zu der Ruſſiſchen Armee.

Am folgenden Morgen war Luiſe wieder geſund, und Suschen kam zu ihr. Sie fragte ſich erſt: iſt es wohl ſchicklich, daß ich mich noch um den Böſewicht bekümmre? Endlich aber gab ſie doch Suschen den Auftrag, ſich nach Halden zu erkundigen. Du mußt ihm, ſagte ſie, den ſeltſamen Einfall, gegen die Türken zu gehen, auszureden ſuchen. Aber, daß du mich ja nicht hinein miſcheſt! Mich dauert nur der arme Major, der den flatterhaften Menſchen ſo herzlich liebt. — Suſe verſprach das wohl zu machen. Sie ſchickte den Jäger aus; und nach einer Stunde kam ſie mit einem verlegenen Geſichte wieder in das Zimmer, und ſeufzte. Luiſe wurde blaß, als ſie Suschen anſah, und hatte nicht das Herz, ſie zu fragen. Herr von Halden, ſagte das Mäd-

chen endlich langſam, iſt dieſe Nacht abgereiſt! „Abgereiſt?" fragte Luiſe, und es drangen Thränen in ihre Augen. — Ich glaube ganz gewiß, ſetzte Suschen hinzu, in den Krieg. Luiſe dachte, um ſich zu tröſten: wohl erſt nach Sollingen! Und morgen . . . Ich muß wieder nach Nansleben; morgen, heute ſchon! Mein Vater wird mir die Bitte nicht abſchlagen. „Ach, Suschen!" ſagte ſie dann laut; „ich bin recht unglücklich! So ein Trotzkopf! Sein Onkel hat es mir wohl geſagt!" — Ja, wer weiß, was für harte Worte Sie ihm geſtern gegeben haben! — Luiſe ſeufzte.

Suschen erfuhr nun auch, daß Halden nicht nach Sollingen geritten war, und zwar von dem Bedienten, der den Brief an den Major überbringen ſollte, wenn er erſt noch einige Beſtellungen beſorgt hätte; aber ſie ſagte der Gräfin nichts von dieſer neuen Entdeckung. Mittags hörte der Graf in einer Geſellſchaft den Reſidenten erzählen, daß der Forſtmeiſter Halden dieſen Morgen nach Rußland gereiſt ſey. Abends ſagte er das ſeiner Tochter, und ſetzte hinzu: ich danke dem Himmel, daß er weg iſt. Der unruhige Kopf hält ja keinem

Men-

Menſchen Treu' und Glauben. Der Fürſt liebt ihn; und dennoch bleibt er nicht. Den albernen Handel mit dem Mädchen hätte ich wohl überſehen; aber das kann ich ihm nicht vergeben. Der ältere Halden iſt doch ein ganz anderer Menſch! Wiſſen Sie nicht, Couſine, wo der jetzt ſeyn mag? Er iſt verſchwunden, ohne Abſchied zu nehmen.

Luiſe ging auf ihr Zimmer, und fühlte ſich höchſt unglücklich; denn ſie mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie es war, die den armen Hennig in die blutigen Säbel, in die ziſchenden Kugeln, in den Tod getrieben hatte.

Der Major ſaß, während das Alles vorging, an den warmen Sommerabenden mit ſeinem alten Hennig, ſeiner Frau und ſeiner Tochter, ganz ruhig unter den Linden vor ſeinem Hauſe in Sollingen, und konnte ſich oft mit einem Briefe von Hennig oder Seibold unterhalten. Auf einmal blieben die Briefe von Beiden aus, und der Major ſchalt. Eines Abends ſaß er wieder ſo unter den Linden, und es wurde ihm ein Brief von einer fremden Hand gebracht. Er las, wurde aufmerkſam, las dann eine Einlage in großer Bewe-

gung, ſtand auf, pfiff den Deſſauer-Marſch, und ging weg, ohne ein Wort zu ſagen. Bald kam er wieder, und es ſtanden große Schweißtropfen vor ſeiner Stirne. Er ſetzte ſich neben ſeine Frau, und ſagte mit zitternder Stimme: „hört nur Kinder die Hiobspoſt! Der arme Seibold! Er ſchreibt mir:"

„Ein Paar Worte, liebſter Herr Oberſtwachtmeiſter. Die ſchwärzeſte Bosheit, oder der allerunglücklichſte Zufall, hat mich in die Hände Oeſtreichiſcher Werber gebracht. Ich gehe als Rekrut: wohin, das weiß ich nicht; wahrſcheinlich nach Ungarn. Sie ſollen Nachricht von mir haben, ſo bald ich Gelegenheit finde. Man beobachtet mich genau. Dieſe Zeilen ſchreibe ich auf einem Schemel im Finſtern. Der Himmel wird ja meine Hand führen, daß Sie die Buchſtaben leſen können. Ich glaube, Emilie iſt in Gefahr. Seibold."

Unten ſtand mit großen Buchſtaben des Majors Adreſſe, und dem Ueberbringer des Briefes wurden vier Louisd'or verſprochen. Der Wirth in einem Dorfe auf der Böhmiſchen Gränze hatte das Blatt in ſeinem Hauſe gefunden, und es einem proteſtantiſchen Prediger

zugeſtellt, der gerade bei ihm eingekehrt war. Dieſer gab es in der nächſten Stadt couvertirt auf die Poſt, und ſo kam es an den Ort ſeiner Beſtimmung.

„Ein Freudenſaal,“ hob der Major nach langem Schweigen endlich an, „ſollte dies Leben nicht ſeyn, das ſeh' ich wohl!“ Mit dieſen Worten nahm er die Mütze ab (wie er allemal that, wenn ihm etwas Unglückliches begegnete), und ging ängſtlich vor den Linden auf und nieder. „Hm!“ ſagte er endlich, und blieb ſtehen; „wenn wir nur erſt wiſſen, wo er iſt, ſo ſoll er wieder los. Das koſtet nichts als Geld. Lieber Gott! man ſollte nicht ſo in die freie Luft hintreten und krähen und ſtolzieren, wie ein Hahn! Nun, Gott gebe, daß es vorüber geht! Mit Emilien hat es nichts zu bedeuten! die werden ſie doch nicht nach Ungarn ſchleppen! Und wer weiß, ob nicht der Forſtmeiſter ſchon zu Pferde iſt. Morgen wollen wir in die Reſidenz, und dann geht es Seibolden nach. Ein Werber hält ſeinen richtigen Weg, wie die Sonne. — Seht Ihr? da kommt Wilhelm! Nun iſt Hennig nicht weit.“

Wilhelm übergab ſchweigend Hennigs Brief,

Der Major wurde, als er ihn las, bleich, hielt ihn ſeiner Frau mit einem trübſeligen Geſichte hin, und warf ſeine Mütze auf die Erde. „Alter, die Mütze ab! Es iſt alles vorbei. Laß uns Gott um ein ſanftes, ſeliges Ende bitten. Mit der Freude hat's ein Ende. Der Junge iſt fort, iſt gegen die Türken gezogen zur Ruſſiſchen Armee. Großer Gott! gegen die Türken! Seibold, Emilie und Hennig! Meine drei Augäpfel!"

Seine Frau warf ſich an ſeine Bruſt, um ihn zu beruhigen. „Alles vorbei! alles!" ſagte er noch einmal mit troſtloſem Schmerze. Sie wollte die Hoffnung bei ihm erregen, daß Hennig vielleicht bald wiederkäme.

„Wiederkommen? O, lieber Gott, ich kenne das. Da iſt es nicht, wie in Böhmen und Schleſien. Säbel und Kugeln ſind das Wenigſte. Die Peſt, die Peſt! Weiß Gott, was dem armen Jungen im Kopfe geſteckt hat. Wilhelm! Komm her, mein Sohn!" Er fing an, den Bedienten zu examiniren; und dieſer erzählte nun von der Mamſell bei dem Tiſchler, von der Gräfin Luiſe, von dem Jäger des Grafen, und von Jungfer Suschen eine ſehr verwirrte

Geſchichte. Der Major konnte nichts von dem Allen begreifen. „Laß ſatteln!“ rief er dem alten Hennig zu: „wir reiten noch heute Abend nach der Reſidenz.“

Der alte Ahrens, zu dem der Major gleich nach ſeiner Ankunft ging, ſagte mit einem fin- ſtern Geſichte: ich ſehe, Sie wiſſen ſchon, daß Ihre Nichte aus Waldengrund entführt iſt. — Der Major faltete die Hände, und ſetzte ſich matt nieder. „Auch die?“ ſagte er; und mein Hennig gegen die Türken, und Seibold Rekrut! Lieber Gott, was haſt du mit mir altem Manne noch vor? Ich wollte, Herr Ahrens, daß ich irgendwo gefangen ſäße, oder in der Erde läge. Denn, wenn mich ein Menſch anſieht, ſo . . . Gott vergeb' es mir! aber es iſt doch viel Elend auf der Erde. Ach, ich wünſchte, der Alte, der mit mir gekommen iſt, hätte die Kroaten über mich gelaſſen, ſo erlebte ich das Unglück nicht. Was ſoll ich nun zuerſt thun? Meine armen Kinder!“

Er fiel darauf, daß Selenberg Emilien ent- führt haben müßte. Ahrens zweifelte daran; denn Selenberg war ſeit acht Tagen gar nicht aus der Reſidenz weg gekommen. Der Major

hatte jetzt alle ſeine Entſchloſſenheit verloren. Die Umſtände bei Emiliens Entführung gaben ihm nicht das mindeſte Licht; und „die,“ ſagte er, „muß zuerſt gerettet ſeyn: denn ſie iſt ein armes ſchwaches Mädchen.“ Er ritt über Moorberg zurück. Der Kammerherr wußte von nichts; Karl war nicht da, und die Mutter antwortete auf alle ſeine Fragen zweideutig. Nun ritt der Major nach Ransleben. Luiſe erſchrak, als ſie den Mann erblickte, dem ſie ſeinen Liebling geraubt hatte, und ließ ſich nicht vor ihm ſehen. Der Graf aber erzählte ihm Hennigs Geſchichte mit Julien, und ſetzte hinzu: das Mädchen iſt faſt zu gleicher Zeit mit Ihrem Neveu verſchwunden; und ſo könnte die Reiſe zu der Ruſſiſchen Armee wohl nur ein Vorwand ſeyn. — „Und Ihre Tochter?“ fragte der Major, der aufs neue erſtarrte. — Nun, erwiederte der Graf; Sie können leicht denken, welche Wirkung das auf ſie gethan hat: Eiferſucht, Zorn, Haß, Verachtung, und dann Gleichgültigkeit. Mit dem Flüchtlinge iſt es nun freilich vorbei; aber, ich hoffe, wir wollen doch mit einander verwandt werden.

Der Major ritt troſtlos wieder nach Hauſe,

und konnte ſich zu weiter nichts entſchließen, als die Moorberger im Auge zu behalten. Er ging ſchweigend, und in tiefem Grame, zu Bette. So wie er am Morgen aus ſeinem Schlafzimmer trat, ſagte er: „Kinder! und wenn ich hörte, er läge an der Peſt, es ſollte mir nicht ſo nahe gehen, als daß er liederlich geweſen iſt.“ Er erzählte; und der alte Hennig widerſprach ihm. „Ja,“ fuhr der Major dann ärgerlich fort: „ja, das wollt' ich. Siehſt du, Alter? wir könnten doch ſagen, wenn wir's erführen: Glück zu! oder fahr' hin! Gottes Segen mit dir! oder ſo etwas. Aber, wenn nun der Junge liederlich geweſen iſt — Alter, was wollteſt du ihm denn wohl von dem allen nachrufen? Nichts! Du würdeſt ſagen: Gott ſey dem Sünder gnädig! Sieh, ich habe der Gräfin und ihrem Vater die ſchönſten Worte gegeben; und nun bricht er dem guten Kinde die Treue, bricht Gott und Menſchen . . .“

Wenn's wahr iſt! fiel der alte Hennig ein; wenn's wahr iſt, ſag' ich!

Wenn's wahr iſt? Haſt du denn nicht gehört, was Wilhelm erzählt hat? Ach, ich bin ein unglücklicher Mann! Und ich wollte ihm

doch gern vergeben, wenn er nur wiederkäme!“ So ging es an dieſem und an den folgenden Tagen. Sehr oft fiel aber dem Major auch wieder Seibold ein; dann ſagte er: „Gott ſegne ihn, und geb' ihm Glück! Es iſt doch ein Troſt, daß ich von dem das ſagen kann!“ Dann ſchwieg er wieder ſtill, und dachte an ſeinen Hennig.

Bisweilen trat er Morgens mit den Worten aus dem Schlafzimmer: „iſt der Selenberg Schuld an Emiliens Unglück, ſo ſey ihm Gott gnädig! Wo das arme Kind wohl ſeyn mag! Die Rabeneltern! Ich begreife nur nicht, wie der liebe Gott ſo geduldig ſeyn, und zu aller der Bosheit ſchweigen kann. Na, Gott gnade dem Selenberg, wenn der ſie hat! Und verborgen wird das nicht ewig bleiben.“

Der Major irrte ſich nicht; Selenberg hatte Emilien wirklich entführt, oder vielmehr entführen laſſen.

Der Leſer wird ſich noch erinnern, daß Emilie in einem offnen Wagen von dem Luſtſchloſſe des Fürſten abfuhr. Sobald es Tag wurde, legte ſie ſich, auf Verlangen ihres Fuhrmanns, platt in dem Wagen nieder. Der Weg ging nun durch dicken Wald. Um Mittag wurde vor ei-

ner einſamen Schenke gefüttert; und auch hier blieb Emilie liegen. In der Nacht mußte ſie das Stroh auf dem Wagen zu ihrem Bette machen. Ihr alter Fuhrmann, in deſſen Geſichte ſehr deutlich Menſchenhaß zu leſen war, bedeckte ſie mit einem Mantel, und ſorgte für ſie mit väterlicher Zärtlichkeit, ob er gleich noch nicht zehn Worte mit ihr geſprochen hatte. Am folgenden Morgen ging die Reiſe ſchon vor Tagesanbruch weiter durch eine fruchtbare Ebne voller Dörfer; und Emilie mußte eben die Vorſicht beobachten, wie geſtern. Am Abend ſtiegen ſie in einer einzeln liegenden Schenke ab. Den dritten Tag ging es weiter in die Ebene hinein, doch gegen Abend in hohe Gebirge und dicke Waldung. Am vierten Morgen ſagte der Fuhrmann endlich: nun ſind Sie ſicher, Mamſell Schlüter. (Dieſen Nahmen hatte der alte Ahrens Emilien gegeben.) Richten Sie Sich nur auf!

Der Wagen fuhr mühſam weiter. Die Gegend wurde immer wilder, die Felſen immer höher, der Wald immer dicker. Endlich lenkte der Fuhrmann aus dem Walde in ein Thal, das rings von hohen Felſen umſchloſſen war. Hinten im Thale ſtand ein großes Haus, und in der

Schluft zwiſchen den Felſen eine Reihe kleiner Hütten. Das iſt Waldengrund, ſagte der Fuhrmann, wohin wir wollen.

Emilie betrachtete die erhabne, aber rauhe und wilde Gegend, in welcher ſie künftig leben ſollte, und fühlte, daß ſie hier vor allen Nachforſchungen ſicher ſeyn würde. Der Wagen hielt vor dem großen Hauſe, das zum Theil eine prächtige Ruine war. Der Alte führte nun Emilien eine große Treppe hinauf, durch lange Gänge, durch große Säle, in den einen Flügel des Gebäudes, und an ein kleines Stübchen. Er öffnete dies, und ſagte: hier iſt Ihr Zimmer Seyn Sie mir willkommen!

Emilie trat an ein Fenſter, und weinte; dann warf ſie ſich auf das Bett in der Kammer, und ſchlief vor Müdigkeit bald ein. Als ſie nach einigen Stunden erwachte, fühlte ſie ſich geſtärkt und ruhiger. Sie öffnete ein Fenſter auf der andern Seite, und hatte nun die Ausſicht in eine ſehr lachende Gegend. Ein Thal, das ehemals ein Garten geweſen zu ſeyn ſchien, zog ſich zwiſchen zwei Reihen Felſen hin, und wurde von einem hohen, mit Waldung bedeckten Berge eingeſchloſſen.

Ein Mädchen brachte Emilien Eſſen. Sobald ſie ſatt war, ging ſie hinunter in den Garten, um die Gegend näher zu beſehen. Dunkle, ganz verwilderte Laubengänge führten ſie an den Felſenweg, tiefer in das Thal hinein. Auf einmal ſtand ſie bei einer natürlichen Felſengrotte, die mit Immergrün, Geisblatt und wildem Wein bewachſen war. Sie ſah durch die Blätter ein Mädchen, oder eine junge Frau, ganz vorn in der nicht tiefen Grotte ſitzen und emſig nähen. In dem ſchönen Geſichte des Frauenzimmers, das nicht von der Arbeit aufblickte, ſchwebten leichte Züge von Gram, die es noch intereſſanter machten; und auch die große, ſchlanke Figur ſchien Emilien ſehr reitzend. Jetzt blickte das Frauenzimmer auf, und Emilie ſah ein ſchönes blaues Auge, das aber Gram ein wenig verdunkelt zu haben ſchien. — Biſt du da, Sophie? fragte das Frauenzimmer, als es jemanden durch die Ranken erblickte.

Emilie trat jetzt hervor. Ach! ſagte das Frauenzimmer, und ſtand auf: die Mamſell Schlüter! (Emilie verbeugte ſich.) Seyn Sie hier willkommen! — In dieſem Augenblicke hüpfte ein kleines Mädchen, etwa von ſieben

Jahren, vor die Grotte, und ſagte: liebe Mutter, hier bin ich! Emilie liebkoſte dem Kinde, und die Mutter ſah ihr mit ſanftem Lächeln zu. Beide lernten einander nun bald näher kennen. Das Frauenzimmer war die Frau Schwarzen; Emiliens Fuhrmann ihr Vater, Herr Grell, Schwager von Ahrens; und das Kind ihre Tochter.

Als Emilie hörte, daß Herr Grell ſo nahe mit Ahrens verwandt war, fing ſie an, ihre Geſchichte zu erzählen; und nicht lange, ſo weinte die Frau Schwarzen. Emilie brach ab; doch ihre neue Freundin bat ſie, fortzufahren, und ſagte mit einem zärtlichen Händedrucke: wundern Sie Sich nicht, daß Ihre Begebenheiten ſolchen Eindruck auf mich machen. Auch ich habe viel gelitten!

Als die Geſchichte geendigt war, verließ die Frau Schwarzen die Grotte, und ging auf der andern Seite des Gartens in einem Gange von Hainbuchen auf und nieder. Emilie ließ ſich von dem kleinen Mädchen hinten in das Thal begleiten, und ſann nach, was wohl in ihrer Geſchichte der Frau ſo rührend geweſen ſeyn könnte. Nicht lange, ſo kam die Frau

Schwarzen wieder zu ihr, und ſagte mit ſanf⸗tem Tone: ich dächte, Sie behielten hier Ih⸗ren angenommenen Nahmen; denn Sie wiſſen nicht, welch ein liſtiger Teufel Selenberg iſt. Auch bitte ich Sie, Ihre Geſchichte allen Men⸗ſchen zu verſchweigen.

Nun führte die junge Frau Emilien in der Gegend umher, und endlich auf den Berg, der das Thal und den Garten einſchloß, und wo die Ausſicht äußerſt ſchön war. Sehen Sie, ſagte die junge Frau; dies Paradies, in das kein Menſch tritt, das kein Menſch kennt, iſt unſer. — Sie machte nun Emilien mit der Gegend bekannt. Waldengrund war ehemals ein fürſtliches Jagdſchloß geweſen, aber nach und nach in Verfall gerathen. In einigen noch guten Zimmern wohnte Grell; und in den Hütten arme Kohlenbrenner. Der große Gar⸗ten hinter dem Hauſe nährte die Familie ziem⸗lich bequem; und die Bedürfniſſe, die ſie nicht ſelbſt gewann, wurden aus Sondenheim, einem benachbarten Flecken, geholt.

Emilie ſchrieb an Herrn Ahrens und an ihren Oheim, daß ſie hier ſehr glücklich ſey; und das war ſie auch wirklich. Morgens, bald

nach Sonnenaufgang, trank ſie mit der guten Familie im Garten Thee; der Tag verfloß ihr unter weiblichen Arbeiten und Spazierengehen. Sie wurde bald wieder ſo heiter, wie jemals; doch ihre Heiterkeit konnte die Trauer der jungen Frau, und die Menſchenfeindſchaft des Alten, die ihn beinahe ſtumm machte, nicht vertreiben. Emilie wollte nicht fragen; und von freien Stücken erzählte man ihr nichts.

Nach einigen Tagen fiel ihr der Umſtand auf, daß weiter kein Buch im Hauſe war, als eine Bibel und ein Paar Geſangbücher. Sie bemerkte das zuerſt, als ſie einmal mit dem Kinde plauderte. — „Wo gehſt du denn in die Schule?“ — Schule? In Sondenheim iſt ein Schulmeiſter; aber ich gehe nicht zu ihm. — „Wer lehrt dich denn leſen?“ Das Kind wußte nicht, was das war. Emilie wollte ſogleich anfangen, es zu unterrichten; und nun fiel ihr ein, daß ſie kein Buch im Hauſe geſehen hatte. Sie fragte Dorchen (ſo nannte ſie jetzt die Frau Schwarzen); und dieſe geſtand erröthend, daß ſie keine Bücher hätte.

Dorchen war gekleidet, wie ein Frauen-

zimmer von Stande; Emilie hielt ſie alſo auch dafür, und wunderte ſich nicht wenig, als ſie die Entdeckung machte, daß Dorchen ſehr ſchlecht las, und gar nicht ſchreiben konnte. Sie ſagte nichts; aber Herr Grell mußte ihr aus der nächſten Stadt Bücher kommen laſſen, und nun fing ſie an, Sophien im Leſen und Schreiben zu unterrichten. So hatte ſie eine Beſchäftigung mehr; und Herr Grell ſowohl als ſeine Tochter gewannen ſie immer lieber. Endlich erfuhr ſie denn auch die jammervolle Geſchichte der Familie, und ſah nun, warum Dorchen ſo großen Antheil an ihrer Begebenheit genommen hatte.

Herr Grell, ein herzlicher, redlicher, einfacher Menſch, ſtand in ſeiner Jugend als Verwalter auf mehreren großen Aemtern. Endlich als er ſchon über dreißig Jahre alt war, ſah er Ahrens Schweſter, ein armes Geſchöpf, das als Hausmädchen auf einem adeligen Gute diente, und ſie gefiel ihm. Er heirathete ſie, pachtete nun ein kleines Vorwerk, zog mit ſeiner ſechzehnjährigen Frau dahin, und lebte ſo glücklich, daß er es ſich nicht beſſer wünſchte. Der Bruder ſeiner Frau war damals ſchon

ziemlich lange im Dienſte des jetzigen Fürſten; doch niemand wußte, wo er ſeyn mochte. Er hatte als ein armer vierzehnjähriger Knabe vor dem Dorfe die Gänſe gehütet. Eines Tages fuhr der verſtorbene Fürſt vorüber, und der Wagen hielt an. Der Knabe lief näher hinzu, und nahm, weil er prächtige Herren ausſteigen ſah, ſeine Mütze ab. Der jetzige Fürſt, als fünfjähriger Prinz, ſah ihn da ſtehen, zog ſeine Geldbörſe heraus, und gab ihm ein Paar Stücke. Als er wieder einſtieg, wurde ihm die Geldbörſe von dem Bedienten, der ihn in den Schlag hob, aus der Taſche geriſſen, und der Wagen rollte fort. Der kleine Ahrens fand das Verlorne, lief damit hinter den Reiſenden her, und ſchrie, ſo ſehr er nur konnte. Man hielt nicht an; er aber verfolgte den Wagen bis auf das nächſte Dorf, wo man Vorſpann brauchte. Hier ſtieg er geſchwind in den Schlag, reichte ſeinen Fund hinein, und ſagte: der kleine Mosje hat ſeinen Geldbeutel fallen laſſen.

Dies veranlaßte ein Geſpräch, worin der Knabe ſo viele ſtarre Ehrlichkeit zeigte, daß der Fürſt ihn fragte: „willſt du mit mir, ehrlicher

licher Junge?" Ahrens, der mit Freuden Ja ſagte, wurde nun auf den Bock des Kammerwagens geſetzt, dann in der Reſidenz gekleidet, und dem Prinzen zur Bedienung gegeben. Man lobte ihn ſo oft als ehrlich, daß er ſich vornahm, es immer zu bleiben. Er blieb es wirklich, und wurde endlich erſter Kammerdiener.

Seine Schweſter, die nicht wußte, wo er geblieben war, heirathete, wie geſagt, den ehrlichen Grell, und zog mit ihm auf das Vorwerk. Ein Paar redlichere, einfachere und glücklichere Menſchen, als Grell und ſeine Frau, waren wohl auf der ganzen Erde nicht. Grell bauete ſeinen Acker. Seine junge Frau führte die Haushaltung, und am Abend ging ſie ihrem Manne mit einem Geſichte voll Liebe auf das Feld entgegen. Sie hing an ſeinem Halſe, als hätte ſie ihn Jahrelang nicht geſehen; und er vergaß Dürre und Näſſe, wenn er ſie kommen ſah. Erſt nach einigen Jahren ihrer glücklichen Ehe gebar Frau Grell eine Tochter, die den Nahmen Dorchen bekam. Dorchen blieb das einzige Kind, und wurde deshalb von den Eltern ein wenig allzu zärtlich erzogen. Sie durfte nicht mit in das Feld gehen, ſondern nähete oder ſpann zu Hauſe;

auch ihre Kleidung war beſſer, feiner, als ſie eigentlich bei ihrem Stande hätte ſeyn ſollen. „Warum nicht?" ſagte Herr Grell; „hat uns doch Gott geſegnet! Sie iſt ja auch unſer einziges Kind; und ein Bauer bin ich nicht. Warum ſollte nicht ein Paſtor, oder ſo ein Mann, das Kind lieb gewinnen können? Und dann iſt es doch gut, wenn ſie ſich in den Stand zu ſchikken weiß." Dorchen wurde alſo gekleidet, wie die Töchter des Paſtors im nächſten Dorfe; und jedermann ſagte: welch ein ſchönes Kind haben die Grells auf dem Vorwerke!

Dabei hatte Dorchen im nächſten Dorfe nothdürftig leſen gelernt, das Schreiben angefangen, und wußte die fünf Hauptſtücke herzuſagen. Jetzt war ſie dreizehn Jahr alt, und ſchon wie ein völlig erwachſenes Mädchen. Der Vater ſchämte ſich, daß ſeine große Tochter noch länger mit dem Katechismus gehen ſollte. Sie wurde alſo konfirmirt, und mit dem eigentlichen Lernen hatte es nun ein Ende. Aber obgleich Dorchen nur wenig Unterricht genoſſen hatte, ſo war ſie dennoch gar nicht einfältig. Herr Grell urtheilte mit ſeinem geſunden Verſtande bei allen Gelegenheiten ſehr richtig, und es kamen wegen

ſeines Korn- und Viehhandels ſehr oft Leute aus mancherlei Ständen zu ihm. Dorchen wußte ſich alſo recht gut zu betragen; und ſah man ihr in die hellen Augen, ſo brauchte man ſie gar nicht einmal ſprechen zu hören, um zu wiſſen, daß ſie Verſtand hatte.

Den eigentlichen Werth bekam ſie aber durch ihr Herz, das aus den frommen, liebevollen Blicken, und aus dem heitern, lachenden Geſichte ſtrahlte. Sah man ihren ſtillen, und doch ſo funkelnden Blick, der aus dem Herzen in's Auge kam; ſah man das ernſte Nachdenken, vermiſcht mit holder Freundlichkeit, in ihrer Miene: ſo hätte man ſchwören ſollen, ſie müßte einen heimlichen Liebeshandel haben; und doch waren ihr Blick und ihre Miene nur Beweiſe von der Güte ihres Herzens. Ihre Eltern liebten ſie ſo zärtlich, und behandelten ſie mit ſolcher Sanftmuth, daß Liebe zu allen Menſchen ihre ganze Seele füllte.

Es war leicht zu ſehen, daß der erſte Kuß eines Jünglings das Mädchen in eine glühende Leidenſchaft ſetzen würde; und das geſchah denn auch. Der Sohn des Predigers im nächſten Dorfe, ein junger Mann von Kennt-

niſſen, jetzt ſchon Candidat, dem der Guts⸗herr die Anwartſchaft auf die Pfarre ſeines alten Vaters gegeben hatte, lernte Dorchen ken⸗nen, als er mit ihr Gevatter ſtand, und dach⸗te gleich bei dem erſten Anblick: welch ein ſchö⸗nes Mädchen! Als ſie den Abend mit ihren Eltern nach Hauſe ging, begleitete er ſie; und Herr Grell ſagte ihm beim Abſchiednehmen: ich hoffe, Sie werden uns zuweilen beſuchen. Das ließ ſich der junge Mann nicht zweimal ſa⸗gen; denn Dorchen hatte einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, wie noch kein andres Mäd⸗chen. Er wurde indeß, als er öfter mit ihr ſprach, ganz an ihr irre. Sie kannte nicht ein⸗mal den Sinn des Wortes Freundſchaft, das ſie anſtatt Verwandtſchaft brauchte; und noch viel weniger die andern hohen Wör⸗ter, die dem jungen Manne — es war gera⸗de um die Mondſcheins⸗ und Kirchhofszeit in der Literatur — bei einer Liebe ſo unentbehrlich ſchienen. Dorchen wußte von dem lieben Monde und den Sternen, von Kirchhöfen und Todtenkreuzen kein Wort zu ſagen. Das liebe, unſchuldige Mädchen war dem Herrn Ge⸗vatter ſchon von Herzen gut; aber doch konnte

ſie, wenn er kam, wohl bei ihrer Nähterei ſitzen bleiben, und nach einem freundlichen „Willkommen!“ emſig damit fortfahren.

Da Grell wußte, daß Wilhelmi — ſo hieß der junge Mann — ſeines Vaters Nachfolger werden ſollte, ſo hatte er gegen deſſen Umgang mit Dorchen nichts, und erlaubte recht gern, daß Beide zuweilen mit einander allein ſpazieren gingen. Nicht lange, ſo drückte Wilhelmi dem Mädchen die Hände, und küßte ihre Lippen; ſie gab ihm jeden Händedruck mit Zärtlichkeit, und ſeinen Kuß mit ſtillem Feuer wieder. O Dorchen, ſagte er dann; wie lieb' ich Sie! wie unausſprechlich! — Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt, umfaßte ihn, und ſagte leiſe: ich bin Ihnen auch recht gut, Herr Wilhelmi.

In ihrer ſtillen Bruſt brannte die Liebe glühender, als in der ſeinigen, ob ihm gleich das nicht ſo ſchien, weil ſie den Mond, die Sterne und die Kirchhöfe nicht auf der Zunge hatte. Sie ſagte nie: „ich liebe Sie!“ weil ihr das zu geziert klang. „Ich bin Ihnen recht von Herzen gut;“ oder „ich habe Sie recht herzlich lieb:“ zu mehr war Dorchen nicht zu bringen. Wilhelmi machte Gedichte an Doris, an den Mond,

an den Abendſtern und an den Fliederbaum, unter dem ſie oft ſaßen; er zankte mit Doris über ihre Kälte, drohete mit Sarg und Grabhügel, und ſteckte ihr richtig jeden Abend verſchämt ſein Gedicht zu. Dorchen nahm alles, und legte es in ihr Geſangbuch, wenn ſie es eine Zeitlang mit dem Wunſche, geſchriebene Schrift beſſer leſen zu können, beſehen hatte.

Wilhelmi quälte ſie nun, ihm doch einmal ſchriftlich zu antworten; und ſie gerieth in große Verlegenheit, weil ihr Geliebter ſchlechterdings nicht glauben wollte, daß ſie nicht ſchreiben könnte. Sie machte ein Paar Verſuche; da aber die mißglückten, ſo blieb ſie ruhig bei ihrem: „ich kann nicht ſchreiben;" und der junge Mann war nun genöthigt, ſich von Dorchen auf ihre Weiſe, das heißt, mit einem ſtill glühenden Herzen, lieben zu laſſen. Indeß ſo wenig Dorchen auch die damaligen Modeworte der Liebeshändel zu brauchen wußte, ſo faßte doch ihr Kopf eine Menge Ideen, und ihre Einbildungskraft eine Menge Bilder auf, die eine neue Welt in ihrer Seele hervorzauberten. Sie konnte den jungen Mann nicht Du nennen, ohne zu erröthen, ohne das Auge und den Mund an ſeine

Bruſt zu verbergen; aber ſie liebte ihn mit gro⸗ ßer Innigkeit und Treue. In ihren einſamen Stunden ſpielte ſie ganz andre Romane mit ſei⸗ nem Bilde, als die er ihr vorlas, und er wäre vor Entzücken zu ihren Füßen geſtorben, wenn er gewußt hätte, wie ſie von ihm träumte.

Um dieſe Zeit ſtarb der Edelmann, dem Wil⸗ helmi's Pfarrdorf, ſo wie Grells Vorwerk, zu⸗ gehörte; und der Herr von Selenberg, ſein Schweſterſohn, erbte die Güter. Selenberg kam nun auch zu Herrn Grell, um das Vorwerk zu beſehen, und fand da das ſchöne Dorchen mit dem flammenden Auge, mit dem Geſichte, das in die glühende Farbe der erſten unſchuldigen Liebe getaucht war. Er erſtaunte über die Schönheit dieſes Landmädchens, und redete es an. Dorchen antwortete ihm mit ſcheuer Ehr⸗ erbietung; denn von ihm hing ja das ganze Glück ihres Geliebten ab.

Selenberg ſchien unbefangen zu ſeyn und das Mädchen nicht weiter zu bemerken. Erſt nach und nach wurde er freundlicher gegen Herrn Grell. Das Vorwerk war in dem vortrefflich⸗ ſten Zuſtande. Er äußerte ſeine Zufriedenheit darüber, und ſchlug Herrn Grell vor, ſein

Hauptgut in Pacht zu nehmen, ſobald die Zeit des jetzigen Pächters zu Ende ſeyn würde. Grell freuete ſich über den Antrag, aber noch mehr über eine andre Aeußerung des neuen Gutsherrn. Ich bin reich, ſagte Selenberg, und will meine Güter zwar nützen, aber den Gewinn ihnen nicht entziehen; meine Unterthanen ſollen glücklich werden. Mir fehlt ein Mann wie Sie, Herr Grell, um mich bei meiner Abſicht zu leiten. — Selenberg ſagte hiermit nicht ganz die Unwahrheit. Er war in der That nicht hart gegen ſeine Unterthanen, ſondern freigebig, und ſogar edelmüthig, wenn die Wolluſt ihn nicht hinderte. Grell hatte ſchon von ſeiner Mildthätigkeit gehört, und ſah nun mit ſeiner Familie dem glücklichſten Leben entgegen.

Nach einigen Tagen reiſte Selenberg wieder ab, und nicht lange nachher bekam Grell auf deſſen Verwendung den Amtmanns-Titel, und zu gleicher Zeit einen ſehr vortheilhaften Pacht-Kontrakt auf das Dorf, worin der alte Wilhelmi Prediger war. „Dieſer Kontrakt,“ ſchrieb ihm Selenberg, „mußte ſo und nicht anders ſeyn; Ihre neue Einrichtung auf dem Gute, die Möbel in dem größeren Hauſe, (worin ich

mir das grüne Zimmer vorbehalte) und andre Rückſichten machten das nothwendig.“

Grell las den Brief mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen, und ſagte: Gott, welch ein lieber, guter Herr! Er mußte ſogleich anziehen; denn Selenberg hatte die Uebergabe ſchon auf den vierten Tag nachher feſtgeſetzt, und wollte ſelbſt dabei zugegen ſeyn.

Selenbergs neue Anweſenheit war ein ununterbrochenes Feſt. Jeden Abend beſchloß ein Tanz, zu dem die Pächter und Prediger aus der umliegenden Gegend mit ihren Familien eingeladen waren. Die Frau Amtmannin Grell wollte nicht tanzen. Nun, Mamſell, ſagte Selenberg zu Dorchen, ſo müſſen Sie die Wirthin vom Hauſe machen, und meine Tänzerin ſeyn.

Jetzt warf er alle ſeine Netze nach Dorchen aus. Er ſchmeichelte ihr, und behandelte ſie mit einer Art von Ehrfurcht; aber ſie bemerkte das nicht, und ſobald ſie wieder von ihm los war, ſuchten ihre Augen den geliebten Wilhelmi. So mußte Selenberg denn einen andern Weg einſchlagen. Am folgenden Morgen ging er, während daß Grell mit der Uebergabe beſchäftiget war, zu deſſen Frau, und fand da

auch Dorchen. Er ſetzte ſich zu ihnen, und bat um Erlaubniß, in ihrer Geſellſchaft ſeinen Thee trinken zu dürfen. Die Mutter war ganz außer ſich vor Freude über ſeine Höflichkeit. Nach einigen andern Geſprächen kam er auf Dorchen. „Frau Amtmannin," ſagte er; „welch eine liebenswürdige, ſchöne Tochter haben Sie!" (Dorchen erröthete.) „Werden Sie nur nicht roth, liebes Kind! In der That, ich begreife nicht, Frau Amtmannin, wie Sie hier auf dem Lande ein ſo liebes, geſittetes, angenehmes Mädchen haben erziehen können! Sie beträgt ſich ja, als wenn ſie an einem Hofe erzogen wäre."

O, Sie ſcherzen, Ihre Gnaden! erwiederte Dorchens Mutter; ſie kann Gott danken, wenn ſie nur auf dem Lande fertig wird.

„Sie müſſen nicht ungerecht ſeyn, Frau Amtmannin. Nehmen Sie einmal an, Dorchen wäre durch Zufall, oder durch Liebe, gleichviel, meine Gemahlin geworden. Ich würde wahrhaftig nicht einen Augenblick Bedenken tragen, ſie der Fürſtin als die Frau von Selenberg vorzuſtellen; und gewiß ſagte der ganze Hof einſtimmig: welch ein Engel!"

„Die Mutter lächelte. Ja, an einem Hofe

würde ſie ſich ſchön ausnehmen! ... Ihr Gna⸗
den, Sie machen mir das Mädchen eitel!

„In der That, es iſt mein Ernſt, liebe Frau Amtmannin. Glauben Sie mir, Dor⸗chen muß noch ihr Glück in der Welt machen. Nicht wahr, Dorchen?“ (Er zog ſie zu ſich, und betrachtete ſie.) „Welch ein Wuchs! welch ein Arm! welch eine Geſtalt! Und wenn ein Fürſt ihr ſeine Hand böte, wahrhaftig, ich würde ſa⸗gen: er hat nicht beſſer wählen können!“

So ſprach Selenberg eine Zeitlang fort, um die Mutter auf den Gedanken zu bringen, es wäre wohl möglich, daß er ſelbſt ihrer Toch⸗ter ſeine Hand antrüge. Zwar erreichte er ſei⸗nen Zweck nicht; aber es gefiel der Mutter doch ſehr wohl, daß er eine ſo gute Meinung von ihrer Tochter hatte. Dorchen dachte daran, daß der Herr von Selenberg ihrem Geliebten die Anwartſchaft auf die Pfarre ſeines Vaters beſtätigen, oder ihm wohl gar in Kurzem eine beſſere Stelle verſchaffen könnte; ſie that daher, was ſie nur konnte, um ſich die Gunſt des Edelmanns zu erhalten.

Selenberg begriff nicht, warum ſeine An⸗ſpielungen die Eitelkeit der Mutter und Toch⸗

ter, beſonders der erſtern, ſo wenig in Bewegung ſetzten. Es blieb ihm indeß kein Räthſel mehr, als er Wilhelmi und Dorchen einige Male beobachtet hatte. In der erſten Hitze wollte er Beider Liebe gewaltſam zerſtören und den jungen Mann auf irgend eine Art von Dorchen wegſchaffen; er beſann ſich aber, daß er ſeine zutraulichen Leutchen nicht ſcheu machen durfte. Jetzt wollte er verſuchen, ob er nicht Wilhelmi'n aus dem Herzen des Mädchens verdrängen könnte; doch die Hoffnung hierzu gab er bald wieder auf, da Dorchens Liebe augenſcheinlich ſehr glühend und romantiſch war. Auf dieſer Seite konnte er der Unſchuld nicht beikommen; die Liebe ſelbſt bewachte ſie ſchon.

Aber was wäre dem liſtigen, kalten Böſewichte nicht möglich, wenn er nur den kindlichſten Sinn, die argloſeſte Einfalt zu betriegen hat! Selenberg beobachtete nun Dorchens und Wilhelmi's kleinſte Handlungen, und machte bald eine Entdeckung, die er benutzen konnte. Wenn Wilhelmi bei Dorchen war (und er kam faſt jeden Abend), ſo ſagte er zwar gute Nacht; aber nach einer Weile ſchlich er wieder auf

ihr Zimmer. Da plauderten, da küßten denn die beiden Liebenden eine halbe Stunde, und, damit Niemand etwas davon wiſſen ſollte, im Finſtern. Ein Wagſtück für zwei ſo heiße Herzen, das auch wirklich für Beide nicht immer ohne alle Gefahr blieb; indeß der Jüngling hatte ein Gewiſſen, und ſeine Liebe war zu redlich, als daß er Dorchens unſchuldiges Hingeben hätte mißbrauchen wollen.

Auf dieſe Stunde der Liebe bauete der wollüſtige Selenberg ſeinen hölliſchen Plan. Zur Ausführung wählte er eine Zeit, da der Vater auf einige Tage verreiſt war, und einen ganz finſtern Abend. Wilhelmi war, wie gewöhnlich, da. Auch Selenberg kam, brachte einige junge Leute mit, war äußerſt fröhlich, und ſchlug ein Pfänderſpiel vor. Er ließ Punſch machen, und beredete Dorchen, einige Gläſer zu trinken. Dann kam es wieder zu Spielen, die das Blut erhitzten; und endlich bemerkte Selenberg: es ſey ſpät, und man müſſe ſich wohl trennen. Auch Wilhelmi ſuchte, als die übrigen Gäſte ſchon weggegangen waren, ſeinen Hut, und winkte Dorchen zu. Sie nahm ihr Licht, und hüpfte mit einem: „gute Nacht!“

auf ihr Zimmer. Selenberg ging in das ſeinige, und Wilhelmi blieb auf der Treppe, um, wenn erſt alles ruhig wäre, noch auf eine halbe Stunde zu Dorchen zu gehen. Aber auf einmal kam Selenbergs Kammerdiener von unten herauf mit Licht, und war ſo höflich, dem jungen Manne, ob er gleich wohl hundertmal verſicherte, er wiſſe ſich recht gut zu finden, die Treppe hinunter zu leuchten. Der Kammerdiener begleitete ihn bis vor das Haus, ſchloß hinter ihm zu, legte ſich dann in ein Fenſter neben der Thüre, und blieb da ſo lange, bis Wilhelmi endlich die Geduld verlor und nach Hauſe ging.

Selenberg ſchlich ſich unterdeſſen leiſe an Dorchens Zimmer, deſſen Thür nur angelehnt war, und rief beim Hereintreten: pſt! pſt! Dorchen hörte auch draußen jemanden gehen. Es war Selenbergs Bedienter; ſie glaubte aber, es wäre der Herr, und ſie ſchwieg, damit der unſchuldige Beſuch ihres Wilhelmi nicht bemerkt werden und Anlaß zu üblen Gerüchten geben ſollte. Sie ſchloß den vermeinten Geliebten in ihre Arme, und drückte ihn an ihr jetzt doppelt feurig ſchlagendes Herz. Das Hin- und Hergehen auf dem Saale hörte gar nicht

auf, und es war alſo nothwendig, daß ſie ſchweigen mußte. —

Das Verbrechen, welches dem Elenden eine wollüſtige Nacht gab, und mehrere Menſchen, ſo lange ſie lebten, mit Jammer überhäufte, wurde begangen. — Der Böſewicht frohlockte ſchweigend, daß er die argloſe Unſchuld beſiegt hatte; und endlich gab er ſich dem armen, tief gekränkten Mädchen zu erkennen. Er ſtellte ſich, als wäre das Zuſammentreffen ein Zufall, und als hätte Dorchen recht wohl gewußt, wen ſie bei ſich habe. Dorchen war ſtarr vor Entſetzen, ſo wie ſie Selenbergs Stimme erkannte. Sie machte nur eine heftige Bewegung, ſich aus ſeinen Armen zu reißen, nur einen Verſuch, durch einen Schrei ſich Luft zu verſchaffen; aber ſie vermochte beides nicht, und konnte nur leiſe wimmern. Selenberg ſuchte ſie zu beruhigen, und ſchob die Schuld auf ſeine heiße Liebe. „Ich ging,“ ſagte er, „geſtern Abend vor Ihrem Zimmer vorüber, theuerſtes, ewig geliebtes Dorchen, und fand die Thür nur angelehnt. Nun wollte ich Ihnen eine gute Nacht wünſchen. In dem Augenblicke, da ich die Thür aufmachte, kam jemand den Gang her.

Sollte ich Sie, liebes Mädchen, unſchuldig in Verdacht bringen? Ich mußte wirklich hineingehen, um mich nicht bemerken zu laſſen. Nun rief ich Ihnen zu: pſt! pſt! Ich wollte Ihnen ſagen, wie es gekommen wäre; und Sie ſelbſt, Dorchen, drückten mich an Ihre Bruſt; Sie ſelbſt . . ."

Ach Gott! ich ſelbſt! jammerte das Mädchen; ſie riß ſich aus ſeinen Armen, und flehete: o, verlaſſen Sie mich! Ich Unglückliche!

Selenberg verſicherte ihr ewige Liebe und Treue; ſie hörte das aber nur in ſtummer Verzweiflung an. Er ging endlich, weil der Morgen ſchon dämmerte. Hätte der Böſewicht nur ſehen können, welche glühende Verzweiflung das Herz des armen Mädchens zerriß; wie ſie ſich auf die Kniee warf, und das Morgenlicht verwünſchte, das im Oſten hervorbrach; wie ſie ihr Geſicht in das Küſſen hüllte, und jammernd um ihren Tod betete: er würde nicht länger über ſeinen Sieg gelächelt haben.

Nach und nach fing Dorchen an zu denken: wie ſoll es werden? Sie glaubte wohl, daß ein bloßer Zufall ſie untreu gemacht hätte; aber bald dachte ſie mit neuer Angſt daran, daß

geſtern

geſtern Abend Wilhelmi ſelbſt vor ihrer Thür hin und her gegangen ſeyn und folglich Alles bemerkt haben könnte. Selenberg ſchien ihr ſo unſchuldig an dem Verbrechen, wie ſie ſelbſt; und ſie empfand nun wohl Abſcheu gegen ihn, doch keinen Haß. Sie wartete mit großer Ungeduld auf ihren Geliebten, und zitterte doch vor ſeiner Ankunft. Auf einmal hörte ſie Wilhelmi's Stimme im Hofe, und eilte an das Fenſter. Er warf ihr einen ſehr freundlichen Blick zu, durch den wieder einige Hoffnung in ihre Seele zurückkehrte.

Sie ging hinunter; und das Erſte, was ihr Geliebter zu ihr ſagte, war eine Entſchuldigung für geſtern Abend. „Selenbergs Kammerdiener, liebes Dorchen, leuchtete mir bis vor die Hausthür, und ſchloß hinter mir ab. Dann legte ſich der alberne Menſch in's Fenſter, als ob er ſagen wollte: du ſollſt nun einmal heute Abend nicht zu Dorchen!"

Dorchen ſah es wohl gern, daß Wilhelmi nichts wußte; aber ſie erſtarrte auch beinahe, als ſie von dem Kammerdiener hörte. Jetzt ſchien ihr das Alles nicht mehr ein Zufall zu ſeyn, ſondern Verabredung. Sie machte ſich,

ſo geſchwind ſie konnte, von Wilhelmi los, um die ſchreckliche Begebenheit noch einmal zu über⸗denken. Ein kalter Schauder nach dem andern überlief ſie, als ſie fand, daß Alles zuſammen⸗paßte, wie Theile eines überlegten Planes: von dem erhitzenden Punſch an, bis zu dem Augen⸗blicke, da Selenberg ſich ihr zu erkennen gege⸗ben hatte. In tiefem Nachſinnen, mit gefalte⸗ten Händen, und mit Todesangſt in dem blei⸗chen, auf die Bruſt niederhangenden Geſichte, ſaß ſie da, als Selenberg ihre Thür öffnete und herein trat. Sie fuhr zuſammen, ſo wie ſie ihn erblickte, und in ihrem Herzen loderte Zorn auf; doch die Ehrfurcht, mit der ſie den Gutsherrn zu betrachten gewohnt war, hielt ſie ab, ihre Leidenſchaft ausbrechen zu laſſen, und ſie ſagte nur mit einem Blicke voll Abſcheues: laſſen Sie mich! ich muß allein bleiben!

Selenberg ſuchte ſie zu beruhigen, und es gelang ihm in der That ſo weit, daß er ihr aufs neue wahrſcheinlich machte: ihre beiderſeitige Schwäche ſey die Wirkung eines ſeltſamen Zu⸗falles geweſen. „Und jetzt kann ich Ihnen auch ſagen," fuhr er fort, „wer vor der Thüre hin und her gegangen iſt. Mein Kammerdiener.

Er bekommt geſtern Abend noch Briefe für mich. Nun geht er auf mein Zimmer, und wartet. Als er meinen Gang hört, kommt er hervor. Ich höre ihn, gerade als ich Ihre Thür aufgemacht habe. Er weiß nicht, wo ich bleibe, und geht hier auf und nieder, weil er glaubt, ich müſſe doch endlich kommen. Das hat er mir vorhin erzählt, und ich habe ihm geſagt, ich wäre durch die hintere Thür in mein Zimmer gegangen. Ihr Ruf, liebes Dorchen, iſt alſo geſichert."

Selenberg bemerkte, daß Dorchens Geſicht etwas ruhiger wurde. Nun ſetzte er ſich zu ihr, erklärte ſeine heiße Liebe, und ſagte, daß er ohne ihren Beſitz nicht glücklich ſeyn könnte. Dorchen ſchwieg; denn was ſollte ſie dem Manne antworten, mit dem ſie in einem ſo unglücklichen Verhältniſſe ſtand? — Bald fing er an, ſich aufs neue Freiheiten zu erlauben; aber nun ſprang Dorchen mit Abſcheu auf, und riß ſich aus ſeinen Armen.

Er hielt ihr Betragen für das bloße Sträuben des Mädchenanſtandes, und hoffte, ſie bald gefälliger zu machen; aber er irrte ſich. Dorchen ſchlief, ſo lange der Vater noch abweſend

war, bei ihrer Mutter, vermied jede Gelegenheit, mit Selenberg allein zu ſeyn, und vereitelte alle ſeine Plane, ſie unter vier Augen zu ſprechen, mit einfacher aber unbeſiegbarer Kälte und Feſtigkeit. Wenn er ſeinen Raub nicht wieder verlieren wollte, ſo mußte er andere Mittel gebrauchen. Er drang ſich endlich einmal bei Dorchen ein, und ſagte, als ſie ſchon aufſtand: gehen Sie nicht! Ich habe Ihnen etwas wegen Wilhelmi's zu ſagen. Sie lieben ihn, das weiß ich, und ich muß es mir gefallen laſſen, ſo ſehr ich auch den Glücklichen beneide. Dorchen, er ſoll bald Ihr Mann ſeyn. Der Prediger in Gundritz iſt alt; Wilhelmi ſoll morgen die Vokation zu der Pfarre haben, und nicht als Adjunktus, ſondern als wirklicher Prediger. Dem alten Manne will ich eine Penſion geben. Sehen Sie, Dorchen, das biete ich Ihnen an, und verlange dafür weiter nichts, als nur einen kleinen Theil Ihres Herzens.

Der Plan war Dorchen ſehr willkommen; denn ſie ſah wohl ein, daß ohne Selenbergs Hülfe Wilhelmi's Beförderung noch ſehr lange ausbleiben könnte. Sie zwang ſich, ihn mit einem heitern Geſichte für ſeine Güte zu danken. Nun

glaubte er, gewonnen zu haben, und zog ſie zu ſich in ſeine Arme. Sie ertrug, um des geliebten Wilhelmi's willen, Alles, was die keuſche Unſchuld ertragen kann, ſelbſt einen Kuß; aber dann wand ſie ſich von ihm los, und fragte: ob ſie Wilhelmi'n die Güte des gnädigen Herrn ankündigen dürfte. „Recht gern!" antwortete Selenberg; „aber unter der Bedingung, daß Sie, liebes Dorchen, noch einmal die Kammerthür für mich offen laſſen." — Dorchen ſtürzte mit Abſcheu zurück. — „Meinen Sie," fuhr er fort, „daß ich meinen Nebenbuhler glücklich machen ſoll, ohne es ſelbſt zu ſeyn? Gutes Kind, ich dächte, Sie nähmen meinen Vorſchlag an. Sehen Sie, heute Abend bin ich noch einmal bei Ihnen, und in wenigen Tagen ſind Sie Wilhelmi's Frau. Liebes Dorchen, es iſt ja doch vielleicht höchſt nöthig, daß Sie mit Ihrer Verheirathung eilen. Sie können ja Mutter ſeyn!" Dorchen verſtand das nicht. Als er es ihr erklärte, wurde ſie vor Schrecken bleich. Nun glaubte er, den Sieg errungen zu haben; aber kaum hatte ſie ſich ein wenig gefaßt, ſo brach ihr Zorn hervor, und ſie überhäufte ihren Verderber mit den bitterſten Vorwürfen.

„Werden Sie nur nicht böſe, liebes Mädchen!“ unterbrach er ſie ganz ruhig. „Was hab' ich denn gethan? Iſt es meine Schuld, daß die Thür offen ſtand? Wenn ich ungroßmüthig ſeyn wollte, ſo dürfte ich ja nur Wilhelmi'n einen Wink geben, wie es zugegangen iſt, daß er die Nacht nicht wieder zu Ihnen gekonnt hat. Sie ſehen, liebes Dorchen, daß Sie in meiner Gewalt ſind. Es iſt nun einmal nicht anders; und ſoll ich ſchweigen, ſo müſſen Sie auch artig ſeyn.“

Da ſtand nun der Böſewicht in ſeiner ganzen gräßlichen Geſtalt vor dem unſchuldigen, gekränkten Mädchen. Anſtatt, wie Sekenberg hoffte, jetzt nachzugeben und ihm Alles zu bewilligen, rief ſie mit flammenden Augen und fürchterlichem Tone: Teufel! boshafter, abſcheulicher Teufel! und in demſelben Augenblicke ergriff ſie eine Scheere, und ſtieß ſie mit fürchterlicher Gewalt nach ſeiner Bruſt. Er fiel ihr in den Arm, und ſuchte ſie zu beruhigen; aber ſie war allzutief gekränkt, und hörte nicht auf mit fürchterlichem Tone zu ſchreien: Teufel! abſcheulicher Teufel!

Ihr Vater, der eben von ſeiner Reiſe zu-

rückgekommen war, eilte herbei, und fragte erſchrocken: um Gottes willen! was iſt denn? — Dieſer Teufel, ſagte Dorchen, hat mich unglücklich gemacht. Ich bin von ihm ſchwanger! Der Vater wurde erſt todtenblaß; dann aber fuhr er wüthend auf, und faßte den Böſewicht an der Kehle, als ob er ihn erdroſſeln wollte. Selenberg riß ſich los, ſprang aus dem Zimmer, rief ſeine Bedienten, ließ anſpannen, und fuhr noch in derſelben Stunde ſo ſchnell als möglich ab. Dorchen war unterdeſſen ihrem Vater ohnmächtig in die Arme geſunken, und der unglückliche Mann hatte ſie in dieſem Zuſtande nicht verlaſſen können. Noch ehe ſie wieder zu ſich kam, trat die Mutter in das Zimmer. Der Vater befragte Dorchen behutſam um nähere Umſtände. Sie erzählte ihre jammervolle Geſchichte, und nun ſank wieder die Mutter ohnmächtig zu Boden.

Endlich erholte man ſich einigermaßen, und fing an zu überlegen. Man ſagte Dorchen, daß ſie vielleicht auch nicht ſchwanger wäre. Der Vater machte ihr begreiflich, daß ſie, ungeachtet ihres Fehltritts, die Treue gegen Wilhelmi nicht verlezt hätte, und daß ſie dennoch eine glückliche

Frau werden könnte. Dorchen ſchwieg; aber ſie fühlte, daß ſie auf immer unglücklich ſeyn würde.

Am Abend kam ein Brief von Selenbergen, den die letzte Scene doch erſchüttert hatte. Er ſchrieb dem Vater aus der nächſten Stadt, daß er Wilhelmi'n die Pfarre in Gundritz geben wolle, und ſetzte hinzu, daß Dorchens Verheirathung alles wieder gut machen werde. Hierbei hatte Selenberg freilich eine geheime Hoffnung; die junge Predigersfrau in Gundritz blieb doch mit ihm in Verbindung, und er hatte ein Geheimniß mit ihr, das der Mann nicht wiſſen durfte.

Herr Grell erbrach den Brief. Kaum hatte er geſagt: von Selenberg; ſo nahm Dorchen ihn aus ſeiner Hand, und zerriß ihn mit den Worten: nichts von dieſem Böſewichte! Der Vater war wohl ein wenig verlegen über die raſche Handlung ſeiner Tochter; indeß, ſie war nun einmal geſchehen. Er ſchlug die Stücken in ein Couvert, und ſchickte ſie Selenbergen wieder zu. Selenberg ſah jetzt deutlich genug, daß man mit ihm nichts zu ſchaffen haben wollte, und ging, dies Mal ein wenig unzufrieden mit ſich ſelbſt, unverzüglich nach der Reſidenz.

Dorchen wußte nicht, was ſie thun ſollte. Ein Paar Tage gab ſie ſich für krank aus (was ſie auch wirklich war), und konnte ſo das Alleinſeyn mit Wilhelmi vermeiden. Dann fuhr der Vater, um ſie zu zerſtreuen, mit ihr zu einem Verwandten, wohin Wilhelmi ihr nicht folgen konnte. Als ſie zurückkam, beſuchte der junge Mann ſie, wie vorher; allein ſie behielt etwas Scheues gegen ihn, das ſie nicht zu überwinden wußte. Sie war ängſtlich um ſeine Verſorgung bekümmert. Er wollte dieſe Unruhe endigen, und ſich examiniren laſſen. Dazu mußte er ſich einen Monath in der Hauptſtadt aufhalten; und in dieſer Zeit wurde nun die ſchreckliche Entdeckung gemacht, daß Dorchen wirklich ſchwanger war.

Als man an dem Unglücke nicht länger zweifeln konnte, ſank Dorchen aus einer Ohnmacht in die andere; die Mutter jammerte laut, und der Vater rang die Hände. Indeß, es mußte irgend ein Entſchluß gefaßt werden. Dorchen wollte Wilhelmi'n Alles entdecken, und ihm die Entſcheidung ihres Schickſals überlaſſen. Der Vater ſagte aber: was braucht er denn dein Unglück zu erfahren! Du biſt unſchuldig, Dor-

chen; aber dein künftiger Mann muß doch ſo etwas nicht wiſſen. Folge mir, mein liebes unglückliches Kind; verſchweig' es ihm. Wir wollen ſchon dafür ſorgen, daß die Sache ein Geheimniß bleibt.

Dorchen weigerte ſich zwar noch; aber ihre Eltern baten ſo dringend, daß ſie zuletzt nicht mehr widerſtehen konnte. Man verbarg alſo dem liebenden Jünglinge, was vorgegangen war; Dorchen wurde indeſſen immer verſchloßner und finſtrer.

Selenberg wollte, ſo ſehr man auch ſeine Eitelkeit beleidigt hatte, doch ſein Unrecht wieder gut zu machen ſuchen. Er gab Wilhelmi'n die Pfarre in Gundritz, und hoffte, daß nun die Partheien ſich unter einander vergleichen würden. Wilhelmi zog mit dem froheſten Muthe in Gundritz an, und drang nun in Dorchens Eltern, daß ſie ſein Glück nicht länger verzögern ſollten. Sie hatten einige ſehr natürliche Entſchuldigungen, weshalb die Hochzeit etwa noch ein halbes Jahr aufgeſchoben werden müßte. Die Liebenden wurden indeß feierlich verlobt, und alles ſchien ſich zu einem guten Ende anzulaſſen; aber durch einen Zufall wurde der

Plan der unglücklichen Familie gänzlich vereitelt. Eine Magd hatte im Vorübergehen gehört, daß Dorchen ihrem Vater, als der ſie mit Selenbergen auf ihrem Zimmer antraf, laut zurief: ich bin ſchwanger! Sie war ſtehen geblieben; und was ſogleich hinterher folgte, überzeugte ſie, daß ſie nicht falſch gehört hatte.

Die neugierige Magd beobachtete nun die Familie, horchte, ſo oft ſie konnte, und wußte das Geheimniß in Kurzem faſt mit allen Umſtänden. Sie ſprach ſchon zu den Leuten im Hauſe davon, aber nur räthſelhaft; und ſo achtete niemand darauf. Jetzt glaubte ſie, ihrer Herrſchaft alles bieten zu können, und wurde äußerſt nachläſſig. Man gab ihr Verweiſe; und ſie war trotzig. Sie beging endlich einen ſehr großen Fehler, und trotzte auch da wieder, im Vertrauen auf ihr Geheimniß. Der Amtmann verlor die Geduld; ohne zu hören, was ſie ihm ſagen wollte, warf er ſie zum Hauſe hinaus und vom Hofe hinunter. Das Mädchen handelte, wie alle gemeine Menſchen in einem ähnlichen Falle. Sie lief zu dem Prediger, den eben ſein Sohn beſuchte, und entdeckte ihm, daß Dorchen von dem Edelmanne

ſchwanger wäre, und daß ſie vor der Hochzeit erſt heimlich niederkommen ſollte.

Wilhelmi, der mit Schrecken zugehört hatte, wollte das Anfangs nicht glauben; die Magd erzählte aber viele kleine Umſtände, und er ſah nun wohl, daß wenigſtens nicht Alles erfunden ſeyn konnte. Die Magd mußte ihm verſprechen, Niemanden weiter etwas zu ſagen, und ſie hielt Wort, weil ſie noch in derſelben Stunde zu ihrer Mutter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, abging. Wilhelmi fand, als er die einzelnen Umſtände zuſammenſetzte, ſogar den Tag heraus, an welchem Dorchen ihm untreu geweſen ſeyn mußte. Er erinnerte ſich, daß Selenbergs Kammerdiener ihn aus dem Hauſe geſchafft, und daß Dorchen von dieſem Abend an ſich ſo kalt, ſo zweideutig gegen ihn betragen hatte. Er war hintergangen, und er hielt Dorchen für eine Betriegerin. Dorchen hatte ihn getrieben, ſich um eine Verſorgung zu bemühen, und Selenberg ihm die Pfarre in Gundritz gegeben, weil er da auch noch in der Folge recht bequem mit der Falſchen Umgang haben konnte. Er erinnerte ſich nun auch an Dorchens jetzige Farbe und Kränklichkeit. Darum alſo war

Grell zu jedermanns Verwunderung Amtmann geworden! Darum hatte Selenberg ihm einen ſo vortheilhaften Pachtkontrakt gegeben!

Wilhelmi's heiße Liebe machte noch einige Einwendungen gegen Dorchens Untreue; deshalb beſchloß er, zu ſchweigen und ſich um Gewißheit zu bemühen. Er ging zu dem Amtmann, und drang darauf, daß die Hochzeit bald ſeyn ſollte. Grell wurde verlegen, die Mutter weinte; und endlich ſchlugen Beide ſein Verlangen geradezu ab. Ihre Tochter, ſagten ſie, müßte erſt eine Baſe beſuchen, deren Erbin ſie einmal wäre, und die darauf beſtände, daß Dorchen einige Monathe bei ihr zubringen ſollte. Wilhelmi erkundigte ſich nach dieſer Baſe, wie es ſchien ganz unbefangen, und man nannte ihren angeblichen Wohnort. Er ſchrieb dahin; und niemand wußte etwas von einer ſolchen Frau.

Noch immer hielt Wilhelmi an ſich. Der Amtmann verreiſte, und blieb acht Tage weg. Von dem Knechte, der ihn gefahren hatte, hörte Wilhelmi, daß ſie in einer kleinen, zehn Meilen entfernten Stadt geweſen waren. Er ritt dahin, ſtieg in dem einzigen Wirthshauſe des Ortes ab, erkundigte ſich nach Grells Thun und

Laſſen, und erfuhr, daß dieſer ein Zimmer bei einer Hebamme gemiethet hatte, und zwar für jemanden, der ſich nur einige Wochen da aufhalten ſollte. Der unglückliche junge Mann ging zu der Frau, und ließ ſich das Zimmer zeigen, „das der lange Mann in einem grünen Rocke, der einen ſo tiefen Baß ſpräche, gemiethet hätte.“

Die Hebamme ſtellte ſich, als ob ſie nichts davon wüßte. „Liebe Frau,“ ſagte Wilhelmi; „ich bin der Bruder des armen Mädchens, das hier niederkommen ſoll, und will nur das Zimmer mit den gehörigen Bequemlichkeiten verſehen. Sie wird wohl eher reiſen müſſen, als wir dachten. Wann ſagte denn der Vater, daß meine Schweſter mit der Mutter ankommen würde? Aber, liebe Frau, halte Sie ja reinen Mund! Und es muß kein Menſch erfahren, wer wir ſind.“

Die Frau trug nun kein Bedenken mehr, dem jungen Manne zu ſagen, was ſie wußte. Aber, ſetzte ſie noch hinzu, früher kann Ihre Schweſter wohl nicht niederkommen; denn Ihr Vater hat ſogar Tag und Stunde beſtimmt, wenn Alles ſo geht, wie es ſoll. — „Je nun!“

erwiederte Wilhelmi lächelnd; „mein Vater kann ſich doch irren! . . . Welchen Tag meinte er denn?“ Die Frau nannte ihn. Richtig! Die Schlange hatte ihn von dem Kammerdiener aus dem Hauſe bringen laſſen, damit ſie ungeſtört in den Armen des wollüſtigen Edelmanns liegen könnte!

Wilhelmi eilte wieder nach Hauſe, mit dem Entſchluſſe, ſich an der Betriegerin zu rächen. — Der zur Ruhe geſetzte Prediger in Gundritz hatte eine hübſche, gute Tochter, die gegen den Nachfolger ihres Vaters immer ſehr artig geweſen war. Wilhelmi'n gefiel Karoline, und er würde ſie ohne Bedenken zu ſeiner Gattin gewählt haben, wenn er nicht ſchon Dorchen geliebt hätte. Als er nach Hauſe kam, fand er ſie — denn noch wohnte der alte Prediger im Pfarrhauſe — emſig beſchäftigt, ſein Zimmer mit Maien und Blumen zu ſchmücken. Wenn ſie auch nicht ſeine Frau werden konnte (was ſie freilich nicht mehr hoffte), ſo wollte ſie doch gern mit ihm in gutem Vernehmen ſeyn, und hatte deshalb darauf geſonnen, ihm bei ſeiner Rückkehr eine Freude zu machen.

Dieſes Mädchen, dachte Wilhelmi, bringt

dir ſein Herz ſo freundlich entgegen; und jene Schlange, die du im Buſen trugeſt, vergiftet und zerſtört dein Glück. In dieſem Gefühle umfaßte er Karolinen mit Heftigkeit, und ſagte: „o, wie gut ſind Sie! wie herzensgut!“ Sie zog ſich nicht aus ſeinem Arme zurück, und lächelte ſanft. Er drückte ſie an ſeine Bruſt, und fragte: würden Sie mir treu ſeyn, liebes Mädchen? —

Bis in's Grab! antwortete Karoline, eine von den guten Seelen, die das Herz auf der Zunge tragen, und die nicht wiſſen, was Zurückhaltung iſt.

In dieſem Augenblicke trat der alte Vater in das Zimmer. Wilhelmi führte das Mädchen auf ihn zu, und fragte: „wollen Sie mir Ihre Tochter zur Gattin geben?“ — Ich denke, Sie ſind verlobt mit der Mamſel Grell? — „Das iſt vorbei!“ antwortete Wilhelmi mit einem finſtern Blicke. „Aber ſchon morgen, Vater, müſſen Sie mich aufbieten und kopuliren. Die Strafe an das Conſiſtorium bezahl' ich.“ — Vater und Tochter machten Einwendungen; allein Wilhelmi beſtand auf ſein Verlangen, und am folgenden Morgen um

elf

elf Uhr nach der Kirche wurde er, zur groſſen Freude der ganzen Gemeine, die ihren alten Prediger liebte, getrauet.

Nun ging er auf ſein Zimmer, und ſetzte ſich nieder, um an Grell zu ſchreiben. Er fühlte jetzt, was er verloren hatte, und konnte vor heftigem Zittern die Feder nicht halten. Sein Zorn war verſchwunden, und er weinte mit verhülltem Geſichte. Endlich ſchrieb er; und noch immer ſchien ihm das, was er ſagte, zu hart. „Lieber Herr Grell, ich habe mich dieſen Morgen verheirathet. Mein Glaube an Dorchens Tugend und Treue iſt lange unerſchüttert geblieben; und noch immer möchte ich gern daran zweifeln, daß ſie mich hat betriegen wollen. Meine Verheirathung erſpart ihr ein Geſtändniß, das ſie — ich fühle es an meinen Thränen — nicht ohne Schmerz hätte thun können. Nie ſoll durch mich ein Menſch etwas von Dorchens Zuſtande erfahren, und ich ſelbſt mag nicht wiſſen, wie ſie zu dieſer Schwäche gekommen iſt. Leben Sie wohl. Ich wünſche Ihnen und Ihrer Tochter mit gebrochenem Herzen Glück und Ruhe. Wilhelmi.“

Der Brief, der ſogleich abgeſchickt wurde, überraſchte die Familie Grell in dem Genuſſe einer ſeltnen Freude. Der Kammerdiener Ahrens war zum Beſuche gekommen. Er hatte den Erbprinzen als Bedienter auf ſeinen Reiſen begleitet, und ihm immer gleiche Treue bewieſen. Als der alte Kammerdiener ſtarb, bekam Ahrens deſſen Poſten, in welchem ein ſo redlicher und menſchlicher Mann, wie er, gerade am rechten Orte ſtand. Jetzt wollte er ſeine Schweſter, wenn ſie noch lebte, unterſtützen. Er hatte ſich als ein junger Mann, noch ehe er mit auf Reiſen ging, wohl einmal nach ihr erkundigt, aber ſich mit der Nachricht, daß ſie einige Jahre nach dem Tode ihrer Eltern aus dem Dorfe weggekommen ſey, beruhigt. Die Schweſter wußte eben ſo wenig, wo ihr Bruder geblieben war. Jetzt ſtellte Ahrens genauere Nachforſchungen an, und erfuhr endlich, daß ſie ſich glücklich verheirathet, und daß ihr Mann das Gut des Herrn von Selenberg gepachtet hätte. Er beſchloß, ſie zu beſuchen, erbat ſich Urlaub, und kam gerade an eben dem Morgen, an welchem Wilhelmi ſich trauen ließ.

Wer kann ſich die Freude der Geſchwiſter,

ſo guter offener Menſchen, nicht denken! — Grell ſah es ſeinem Schwager beim erſten Blicke an, daß er ein redlicher Mann war. Man ſchüttete bald die Herzen gegen einander aus; nur Dorchens Unfall wurde verſchwiegen, weil Ahrens ja doch in der Hauptſache nichts ändern konnte. Die Familie ſaß gerade bei'm Abendeſſen, und ſtieß auf das Wohl des Bräutigams an, als ein Brief herein gegeben wurde. „Von Wilhelmi!" ſagte Grell, und ſtieß noch einmal ringsum an. Nun erbrach er den Brief, und die erſten Worte machten ihn todtenbleich. Er wollte aufſtehen, um ſeine Angſt zu verbergen; aber er ſchwankte, und mußte ſich wieder ſetzen. Dorchen ſchrie laut auf, und ſtreckte ihrem Vater die zitternden Arme zu. Die Mutter blickte ſtarr auf ihre Tochter, und dann gen Himmel. Der Vater nahm den Brief wieder, erbleichte aufs neue, und wollte endlich gehen. Dorchen umfaßte ihn, und fragte ängſtlich: was iſt denn, lieber Vater? — „Er weiß Alles!" antwortete Grell; und Dorchen ſank ohnmächtig in ſeine Arme. — Gott im Himmel! rief die Mutter; er weiß Alles? — Und hat heute geheirathet!

ſetzte der Vater hinzu; aber ſag' es Dorchen nicht!

Der unglückliche Mann brach ſeiner Frau das Herz; ſie ſank ihrem Bruder ohne Bewußtſeyn in die Arme. Ahrens ſah in den Brief, erſchrak, warf einen Blick auf Dorchen, und erſchrak noch mehr, da ihre Geſtalt keinen Zweifel übrig ließ.

Man brachte Mutter und Tochter zu Bette, und nun erzählte Grell ſeinem Schwager die jammervolle Geſchichte. Sieh, Schwager, ſo ſchloß er, es entſteht ein Unglück daraus, das weiß ich. Aber dann — er faßte ein Tiſchmeſſer — dann geh' ich in die Reſidenz. Mitten am Hofe will ich dem Teufel dies Meſſer in's Herz ſtoßen. Das thu' ich, Schwager, ſo wahr mir Gott gnädig ſeyn ſoll!

Ahrens konnte Grellen nur mit vieler Mühe beruhigen. Beide überlegten nun, wie Dorchen die Nachricht beizubringen wäre, daß Wilhelmi ſich verheirathet hätte. Ahrens übernahm am folgenden Morgen dieſen traurigen Auftrag. Dorchen hörte ihn ruhig an, und ſagte endlich ſchmerzhaft lächelnd: Gott mache ihn glücklich! Sie ſchien tief nachzudenken, lächelte noch im

mer, ſprach mit Ergebung von ihrem Schick-ſale, und ſtand endlich auf, um zu ihrer Mutter zu gehen. Zwar ſchien ſie ruhig zu ſeyn; aber ihre Leidenſchaften arbeiteten mit verborgener Gewalt, da ſie ihren Verluſt und ihre Schande wie tauſend Stacheln im Herzen fühlte. Die Mutter verbarg, als ſie Dorchen hereintreten ſah, das bleiche Geſicht; und nun brachen die heftigen Gefühle des armen Mädchens auf ein-mal hervor. Mutter! rief ſie in einem fürchter-lichen Tone; ich will ſterben! Ihr ſollt das Ge-ſicht nicht mehr verbergen, wenn ich komme! — Ihre Miene war wie von Wahnſinn verzogen. Der Vater wollte ſie halten; ſie riß ſich aber los, und ſtürzte mit dem Geſchrei: ich will ſter-ben! vor ihm her zur Thür hinaus. Der heftige Schrecken riß gewaltſam an dem Leben der Mut-ter. Sie erhob die Arme, ſeufzte noch: Dor-chen! mein Kind! und ein Schlagfluß en-digte ihr Elend.

Ahrens ſchrie auf, rüttelte ſie, und ſprengte ihr Waſſer in's Geſicht; aber ſie war nicht zu erwecken. Jetzt kam der Vater mit Dorchen wie-der in das Zimmer. Die vielfachen Leiden mach-ten ihre Herzen ſtarr und kalt; ſie weinten nicht,

ſondern beneideten die Verſtorbene, und prieſen ihr Schickſal glücklich. Erſt nach einiger Zeit fühlten ſie die Wunden ihrer Seele wieder. Vater und Tochter ſaßen an dem Sarge der Mutter ſchweigend, mit trocknen Augen und bleichen Geſichtern; nur zuweilen reichten ſie einander über den Leichnam weg die Hände zu. Ahrens mochte thun, was er wollte, er konnte ſie nicht aus ihrem finſtern Schmerze erwecken. Der Vater ſagte, als Ahrens ihn an ſeine Haushaltung erinnerte: erſt begraben; dann will ich die Hölle hier anzünden, und mich in die Flammen ſtürzen! Das Einzige, was noch Wirkung auf ihn that, war der Gedanke an ſeine Tochter. Wenn Ahrens zu ihm ſagte: du wirſt auch Dorchen noch tödten! ſo erwiederte er: was ſoll ich thun, Schwager? Ich will dir ja folgen!

Dorchen fiel, als die Mutter begraben war, vor ihrem Onkel auf die Kniee, und jammerte: nur von den Menſchen weg; ſonſt verliere ich noch den Verſtand! — Ja! weg von den Menſchen! ſagte der Vater nach. Alles! alles! nur weg von dieſen Teufeln!

Ahrens war vor einem Jahre mit dem Fürſten über das ſehr entlegene Waldengrund ge-

kommen, und hatte die wilde Einſamkeit mit Vergnügen betrachtet. Alſo dir gefällt es hier? fragte der Fürſt. — „Ja, Ew. Durchlaucht; recht ſehr. Und wenn Sie meiner einmal müde ſind, ſo will ich Sie bitten, mir die Wohnung und den Garten bis an meinen Tod zu geben.“ — Gut! ſagte der Fürſt; es ſoll dein ſeyn! Nur mußt du bei mir bleiben, bis ich todt bin. — Jetzt dachte Ahrens wieder an dieſes Waldengrund, und ſprach mit ſeinem Schwager davon.

Grell war wirklich nicht im Stande, ſeiner Wirthſchaft vorzuſtehen: ſo hatte ihn das Unglück angegriffen! Ein benachbarter Pächter trat in ſeinen Kontrakt. Ahrens reiſte wieder nach der Reſidenz, und ſchickte ſeinem Schwager bald die ſchriftliche Erlaubniß des Fürſten, nach Waldengrund zu ziehen und die Zimmer im Schloſſe, ſo wie den Garten, zu benutzen. Sobald Grell dieſe Erlaubniß hatte, verſchwand er mit ſeiner Tochter aus der Gegend, und Niemand wußte, wohin er gezogen war.

Dorchen, die ſich jetzt Frau Schwarzen nannte, gebar in Waldengrund ihre Tochter. Sie und ihr Vater bekamen ihre Heiterkeit

nicht wieder, und in ihrem Herzen blieb ein unauslöſchlicher Haß gegen Selenberg. Grell war jeʒt ein erklärter Menſchenfeind, der wenig ſprach, der allen Umgang floh, und ſeine Zeit faſt ganz mit der Bearbeitung des großen Gartens zubrachte. Bei Dorchen war die Liebe zu Wilhelmi nicht erloſchen, oder ſie überredete ſich wenigſtens, daß ſie ihn noch liebe, um nur Selenbergen haſſen zu dürfen.

Schon ſieben Jahre lebten ſie verborgen, als Grell endlich zum erſten Male wieder unter Menſchen mußte. Es hatte ſich jemand bei der fürſtlichen Kammer um den Ankauf von Waldengrund gemeldet; dieſe wilde Einſamkeit war aber dem menſchenfeindlichen Grell zu lieb geworden, als daß er nicht alles hätte anwenden ſollen, ſich den Beſitʒ zu ſichern. Er fuhr ſelbſt nach der Reſidenz zu ſeinem Schwager, um die Sache deſto eifriger zu treiben. Ahrens, der mit dem Fürſten auf dem Luſtſchloſſe war, bewirkte leicht, daß Waldengrund Grellen aufs neue überlaſſen wurde, und gab ihm nun Emilien mit, wobei er ſagte: eine Rache an Selenberg! Der Böſewicht liebt das Mädchen. Rette ſie aus ſeinen Klauen, und nimm ſie mit dir.

Wir müſſen es dem Himmel überlaſſen, den Böſewicht zu ſtrafen; denn der Fürſt, wenn ich es ihm auch entdecken wollte, würde ſagen: ſolche Dinge gehören nicht vor meinen Richterſtuhl. Leider iſt er ja ſelbſt in dieſem Punkte nicht von allen Vorwürfen frei.

Dieſe Geſchichte hörte Emilie von Dorchen, dem betrogenen, unglücklichen Mädchen ſelbſt, erzählen, und ihr Haß gegen Selenbergen wurde noch weit größer. Sie lebte übrigens in dem kleinen Cirkel dieſer ehrwürdigen Menſchen ſo angenehm, als ſie ohne ihren Seibold leben konnte, und es war ſogar vortheilhaft für ſie, daß ſie hier eine Zeitlang zubrachte. Jetzt lernte ſie einſehen, daß ſie bisher, aller ihrer Bildung ungeachtet, nicht ſo vielen Nutzen geſtiftet hatte, wie Dorchen, welche die ganze Haushaltung beſorgte, den Garten mit im Stande erhielt, und eine gütige Mutter aller der armen Köhlerfamilien war, die im Thale wohnten. Sie wurde nun Dorchens Gehülfin in allen Geſchäften, und fand bald, daß Arbeit und Wohlthun den Grund des häuslichen Glückes ausmachen, und daß es ſchwerer, doch eben deshalb auch verdienſtlicher, iſt, eine gute

Hausfrau, eine ſorgſame Mutter, eine gütige Helferin der Unglücklichen zu ſeyn, als ſich, wie Arria, einen Dolch durch die Bruſt zu ſtoßen, und zu ſagen: es ſchmerzt nicht!

Hier in Waldengrund wurde Emilie natürlicher, ſanfter, demüthiger, freundlicher und zufriedener, als ſie jemals geweſen war. Endlich hatte ſie auch die Freude, daß ſie ihren Geliebten wiederſah, den die Furcht des Majors von Sollingen weggetrieben hatte. Seibold fand ſie, als er in Waldengrund ankam, in einem einfachen Kleide, mitten unter den kleinen Töchtern der Köhler, die ſie im Stricken unterrichtete. Sie erkannte ihn ſchon von weitem, ſchrie freudig auf, ließ ihr Strickzeug fallen, und flog ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Er war froh, als er ſie ſo heiter, ſo geſund, ſo natürlich ſah, und verſchwieg ihr ganz, welcher Verdacht ihn hierher gebracht hatte. Sie ſtellte ihn Grellen und ſeiner Tochter vor. Schon nach einigen Tagen erhielt er den Beifall, und in kurzer Zeit auch die Freundſchaft des Mannes, der jedem andern Menſchen ſein Herz verſchloß.

Seibold nahm ſeine Wohnung in Sonden-

heim, ſo viel auch Alle ihn baten, ganz bei ihnen zu bleiben; er war aber jeden Tag in Waldengrund, und lebte mit der Familie, als ob er zu ihr gehörte. Glücklichere Tage hatten weder Emilie noch Seibold je gehabt. Sie waren immer beiſammen, bald in den Hütten der Köhler, bald unter den Kindern, bald allein in der dunkeln Waldung, und ihre Herzen ſchloſſen ſich immer feſter an einander. Emilie fühlte jetzt eine beſſere, reinere, heiligere Liebe zu Seibolden; und auch er konnte dem edlen Mädchen nicht länger widerſtehen. Sie wollte jetzt nicht mehr glänzen und von ihm bewundert ſeyn, ſondern ihn glücklich machen. Von Tage zu Tage nahm Beider Vertrauen und Zärtlichkeit zu. Ohne daß ſie ſelbſt es wußten und wollten, kam der Augenblick, wo Emilie an Seibolds Bruſt lag und mit Thränen in den Augen die Worte von ihm hörte: „ja, ich liebe dich, gute Emilie, mehr als mein Leben. Ich will alles thun, deine Hand zu erhalten, und dich ſo glücklich zu machen, als ich es durch dich einſt ſeyn werde."

Jetzt war Beider Glück unbeſchreiblich; aber die ſchwarze Wolke, die es zerſchmettern ſollte, hing ſchon über ihnen.

Selenberg hatte endlich herausgebracht, daß Seibold in Sondenheim war. — Er reiſte in der Kleidung eines gemeinen Bürgers dahin, und ſchlich ſich, ſo unkenntlich als möglich, auch nach Waldengrund. Hier ſah er Emilien, die jetzt noch reitzender geworden war, und Seibolden, der ſie umarmte. Er gab Karln ſogleich Nachricht, und bat ihn, nach einer nahe gelegenen Stadt zu kommen, weil er ſelbſt nicht wohl Emilien entführen könnte. Karl kam, und der Plan wurde entworfen. Man wollte nicht nur Emilien entführen, ſondern auch Seibolden ein⸗für allemal aus dem Spiele ſchaffen. Sobald Alles verabredet war, ging Selenberg wieder nach der Reſidenz zurück, und war jeden Tag bei Hofe, um ſich vor allem Verdachte zu ſichern. Karln überließ er die Ausführung des Planes, den er erfunden hatte, empfahl ihm aber, noch einige Wochen zu warten, und ſich ſo lange verborgen zu halten, bis der Streich unmöglich fehl ſchlagen könnte.

Waldengrund lag auf der Grenze. An den Weg zwiſchen dieſem Schloſſe und Sondenheim ſtieß das Gebiet einer Reichsſtadt, in welcher ſich Oeſtreichiſche Werber aufhielten. Eines

Abends, als Seibold ſehr ruhig von Emilien nach Hauſe ging, hörte er ein lautes Geſchrei, und ſah einen Menſchen an der Erde liegen, den ein anderer mit dem Degen in der Hand bedrohete. Seibold ſprang ſogleich hinzu. Erbarmen Sie Sich! rief der Liegende mit jammernder Stimme. Seibold fragte: was giebt es hier? — Herr, antwortete der Stehende, was kümmert Ihn das? Und damit ſchlug er auf den Unglücklichen los. Seibold faßte den wüthenden Menſchen bei der Bruſt. In dem Augenblicke ſprang der Andre von der Erde auf, und lief wie ein geſcheuchtes Reh in das Gebüſch. — Hülfe! rief nun der Menſch, den Seibold gefaßt hatte; und ſogleich war dieſer von fünf oder ſechs Kerln umringt und feſt gehalten.

Seibold hörte zu ſeinem Schrecken, daß er ſich unter Oeſtreichiſchen Werbern befand, und daß der von ihm befreite Menſch ein Rekrut war, der nicht hatte marſchiren wollen. Er wurde, an des Entlaufenen Stelle, mitgenommen, und nach dem Werbehauſe in der Reichsſtadt gebracht. Hier erbot er ſich, einen Rekruten zu bezahlen. Man forderte aber eine

ungeheure Summe, die er nicht bei ſich hatte; und ſo mußte er ſchon am folgenden Morgen mit einem Transport nach Böhmen zu aufbrechen. Er bat den Werbe-Officier, nur ein Paar Worte an ein Frauenzimmer ſchreiben zu dürfen. Als es ihm erlaubt wurde, ſchrieb er Emilien ſeinen Unfall Engliſch, und bemerkte dabei: die Sache käme ihm ſeltſam vor, und er riethe ihr, auf ihrer Hut zu ſeyn, da vielleicht Selenberg oder ihr Bruder im Spiele wäre. Meinetwegen, ſetzte er hinzu, mache dir keine Sorgen, und ſchreib nur ſogleich an den Major. Das Billet wurde erſt Karln gebracht, der es dann richtig nach Waldengrund ſchickte. Was er erwartet hatte, geſchah; Emilie wollte Seibolden wenigſtens noch einmal ſehen, und ging in Dorchens Geſellſchaft ſogleich mit eilenden Schritten nach der nicht ſehr weit entfernten Stadt. Auf einmal kam ihnen ein Wagen entgegen. Zwei Bedienten ſprangen vom Bocke, ergriffen Emilien, und hoben ſie in den Wagen, der nun in Galopp dahin flog.

Emilie, ſagte Karl, der ſich vorher, um nicht von Dorchen geſehen zu werden, in einen

Winkel zuſammen gedrückt hatte: willſt du Selenbergen deine Hand geben, ſo iſt Seibold frei; weigerſt du dich aber, ſo geht er nach Ungarn gegen die Türken. Eine andere Wahl bleibt dir nicht übrig.

„Sterben kann ich, du elender Menſch; aber Selenbergen heirathe ich nicht, und wenn es auch in deiner Macht ſtände, Seibolden zu tödten! — Karl! du begehſt Verbrechen; und warum? für wen? Du wirſt dich ſelbſt damit ſtürzen. Ich habe mich ſchon einmal gerettet, und werde auch jetzt aus deiner Gewalt kommen.“

Rette dich, wenn du kannſt! Dieſes Mal bin ich dir zu fein, mein Kind. Es iſt alles überlegt, und du ſollſt wohl thun, was ich verlange.

Sie blieben die Nacht in einem Städtchen. Am folgenden Morgen weigerte ſich Emilie weiter zu reiſen; ihr Bruder befahl aber den Bedienten, ſie mit Gewalt in den Wagen zu bringen. Jetzt rief ſie um Hülfe. Karl drang ſelbſt darauf, daß ein Juſtizbeamter gerufen werden ſollte. Dieſem zeigte er Papiere vor; und der Juſtizbeamte fragte nun Emilien: iſt dieſer Herr Ihr Bruder? — Ja. — Nun,

ſo müſſen Sie fahren. — Karl lächelte hämiſch, und Emilie ſetzte ſich ohne weiteres Sträuben in den Wagen.

„Ich ſehe," ſagte Emilie, als ſie kaum ſaß, „du biſt zu deinem Bubenſtücke mit allem Nöthigen verſorgt; nur Eins fehlt dir, wie jedem andern Schurken: Muth." — Ich bitte dich, erwiederte er, ſetze ihn nicht auf die Probe! — Sie lächelte. Vor dem Thore in einer einſamen Gegend ließ ſie halten, und ſtieg aus. Mit großer Geſchwindigkeit riß ſie die Piſtole aus der Seitentaſche, und hielt ſie Karln vor die Stirn. „Nun, Elender?" rief ſie mit drohender Stimme, und ſpannte den Hahn. Karl wurde bleich, und ſagte: Schweſter! um Gottes willen! — „Gieb mir die Papiere, du elender Menſch!" Karl zog zitternd die Papiere hervor, und reichte ſie ihr hin. (Es war eine Requiſition ſeines Vaters an alle Obrigkeiten, den bezeichneten jungen Mann, Kammerjunker von Halden, mit ſeiner Schweſter, die er aus den Schlingen eines Entführers wieder zu ihren Eltern bringen ſolle, nicht aufzuhalten.) „Sieh," ſagte Emilie, „du feigherziger Bube, wie ein Mädchen dich in ſeiner Gewalt hat! . . .

O Karl, Karl! ſetzte ſie, von Schmerz überwältigt, mit Thränen in den Augen, hinzu: „wie boshaft und grauſam mußt du ſeyn, daß du vor einer Piſtole in der Hand deiner Schweſter zitterſt!“ Sie warf die Piſtole zu Boden. In dieſem Augenblicke entriß ihr Karl die Papiere, und ſprang nach der Piſtole. Er ſchoß ſie los, und zur Sicherheit ſogleich auch die andre, die er noch im Wagen hatte.

Als Emilie wieder eingeſtiegen war, drückte Karl ſich in die eine Ecke des Wagens, und biß die Zähne zuſammen. Sie fuhr ruhig mit ihm weiter, ohne die Flucht zu verſuchen, da ſie wohl einſah, daß ſie Seibolden für jetzt doch nicht retten konnte.

Nach einer mehrere Tage langen Fahrt kam Emilie endlich an den Ort ihrer Beſtimmung. Karl führte ſie auf ein ſchönes Zimmer, und ſagte: hier, Emilie, bleibſt du. Es ſind Anſtalten getroffen, dir das Entlaufen unmöglich zu machen. Die Eltern wollen nun einmal, daß du Selenbergen heirathen ſollſt. Auf den Major rechne nur nicht, und auf Hennigen eben ſo wenig! Wer weiß, wo dieſer Tugendſpiegel jetzt umher ſtreift! (Emilie hörte hoch auf.) Ich

muß dir doch etwas Neues von ihm erzählen. Der Herr Forſtmeiſter verführte ein unſchuldiges Mädchen, brach mit der Gräfin Luiſe, wurde des einförmigen Lebens hier müde, und ging nach Rußland gegen die Türken. Vermuthlich wird der Major dem verlornen Sohne nachgezogen ſeyn. Wenn du etwa auf den Schutz des Fürſten hoffſt, ſo irrſt du dich; denn du biſt hier im Preußiſchen, auf einem Gute, das Selenbergen gehört. Die Eltern ſind es müde, deinen Thorheiten länger nachzuſehen. Ich ſage dir gerade heraus, du kannſt nichts Beſſeres thun, als freiwillig dein Jawort geben. Vier Wochen magſt du dich allenfalls noch bedenken; aber dann, mein Kind, iſt die Gnadenzeit vorüber. Der Befehl, dich zu kopuliren, iſt aus dem Conſiſtorio da. Du wirſt getrauet; und dann mag Selenberg zuſehen, wie er mit dir fertig wird.

„Ich gebe dir mein Wort," erwiederte Emilie entſchloſſen, „daß ich nicht zu entfliehen ſuchen will; denn ich bin doch neugierig, wie ihr elenden Menſchen, du und dein Spießgeſell Selenberg, es anfangen wollt, ein Mädchen zu zwingen, das Muth hat. Für mein Schick-

ſal ſorge ich nicht; aber um meinen edlen Bruder bin ich bekümmert, und um Seibolden. Du wirſt mir Hennigs Schickſal nicht ſagen, das weiß ich wohl. Aber wehe dir, wenn er einmal die Schurkereien erfährt, durch die man ihn unglücklich zu machen ſucht! Karl, du biſt nicht ganz und gar boshaft; aber du treibſt dich mit einem Teufel in Menſchengeſtalt umher, mit Selenbergen. Du willſt groß und reich werden, und ſiehſt nicht, daß eben dieſer Selenberg ohne Bedenken dich ſelbſt aufopfern würde, wenn du ihm einmal im Wege ſtändeſt. Wir, ich und Hennig, wollten gern deine Habſucht und deinen Ehrgeitz befriedigen, wenn du uns nur auf unſere Weiſe glücklich werden ließeſt. Aber, Trotz dir wollen wir das ſeyn. Selenberg wird nie mein Mann, ſo lange noch eine Scheere, ein Meſſer, oder eine Gabel ſpitz genug iſt, in ſein Herz zu dringen. Sag das deinem edlen Geſellen! Und nun haſt du mein letztes Wort."

Karl übergab Emilien einer Frau, die auf ſie Acht haben und alle Leute im Hauſe anweiſen ſollte, ſie nie aus den Augen zu laſſen, damit ſie nicht etwa einen Brief ſchreiben oder jeman-

den mit mündlichen Aufträgen wegſchicken könn⸗ te. Julie, die Tochter des Förſters Silbermann, bekam den Auftrag, ſich an Emilien zu drängen; denn Selenberg rechnete darauf, daß Julie durch Bilder der Wolluſt die Sinnlichkeit bei ihr erwek⸗ ken würde. Karl ſchrieb Selenbergen nun: er möchte ſo bald als möglich zu Emilien reiſen. Auch die Eltern würden (der Vater freilich mit einigem Widerwillen) nächſtens dahin gehen, um der Kopulations⸗Handlung, zu der Emilie im Nothfalle mit Gewalt gezwungen werden ſollte, Kraft und Feierlichkeit zu geben. Selenberg ant⸗ wortete nach einigen Poſttagen: man müßte Emilien die vier Wochen Zeit laſſen, die man ihr verſprochen hätte; doch die Mutter würde wohl thun, wenn ſie je eher je lieber zu ihr reiſ'te, um ſie im Auge zu behalten.

Selenberg konnte nicht kommen; denn ihn beſchäftigte jetzt eine kleine Nebenſache ſehr ernſtlich. Er war ſchon wieder unter einem frem⸗ den Nahmen in Waldengrund, das er auch neu⸗ lich nicht ſo bald verlaſſen haben würde, wenn er nicht, um ſich vor Verdacht zu ſichern, ge⸗ mußt hätte. Als er das erſte Mal dort war, ſchlich er rings um das Haus her, wo Emilie

wohnte, um mit dem Terrain, den Wegen und verborgenen Plätzen bekannt zu werden. Er ſtieg auf die Felſen an der Seite des Gartens, um auch den, im Gebüſche verſteckt, mit ſei⸗nem Taſchen⸗Dollond zu überſehen. Auf ein⸗mal trat eine weibliche Geſtalt in den Garten, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erregte. Es war Dorchen, die Selenberg indeß nicht wieder kannte, da ſie vor acht Jahren noch nicht völ⸗lig ausgewachſen und äußerſt ſchlank geweſen, jetzt aber eine große, edle Figur geworden war. Auch ihr Geſicht hatte ſich ſehr verändert. Ehe⸗mals glüheten ihre jugendlichen, runden Wan⸗gen von Geſundheit, ihr Auge funkelte und lachte, ihre Bewegungen ſchienen ein ſteter Tanz. Jetzt war ihr Geſicht ein ſchönes feines Oval, in welchem auf dem zart weißen Grunde nur ein blaſſer Karmin, wie der Widerſchein der Abendröthe an einem Schneehügel, ſpielte. Ihr Auge blitzte noch eben ſo, wie ehemals; aber an der ſanften Trauer, die darin herrſch⸗te, ſah man, daß es oft in Thränen ſtand. Ihre Bewegungen waren jetzt ſanfter, milder und ſchöner. Selbſt an ihrer Stimme konnte Selenberg, als er ſie nachher ſprach, ſie nicht

wieder erkennen; denn ehemals hatte die Stimme dem fröhlichen Herzen nachgejauchzt, und jetzt war ſie leiſer, reiner, ein wenig klagend, aber ſehr rührend geworden.

Selenberg konnte nicht aufhören, die edle Geſtalt zu betrachten, die langſam den Garten auf und nieder ging. Sein Herz pochte, und ſeine Begierden wurden rege. Jetzt hüpfte die kleine Sophie herbei. Dorchen blieb ſtehen, lächelte ihr zu, küßte ſie; und Selenberg dachte: o, einen Kuß von dieſem ſchönen Munde! Als ſie endlich weggegangen war, erkundigte er ſich nach ihr bei dem erſten Köhler, der ihm begegnete. Der Mann ſagte: es wäre die Frau Schwarzen, eine junge Witwe. Nun fragte Selenberg weiter nach den übrigen Familien-Umſtänden, und erfuhr, daß der Alte (ſo nannten die Leute Herrn Grell, wenn ſie von ihm ſprachen) von dem Fürſten Garten und Haus geſchenkt bekommen hätte. — „Und wie heißt der Alte?" — Wie wollt' er heißen! Kaſtlan, nennen ſie ihn. — „Aber ſein Nahme?" — Hm! das iſt ſein Nahme. — Ein Anderer ſagte: er heißt Herr Schwarz. — Grell hatte hier ganz verborgen gelebt, und es war ihm ſo ſehr daran

gelegen, unbekannt zu bleiben, daß er die Köhler, wenn ſie ihn Herr Schwarz nannten, abſichtlich in ihrem Irrthume ließ.

Selenberg glaubte nun, die ſchöne junge Witwe wäre des alten Mannes Schwiegertochter. Er ſah Dorchen noch einmal, dann wieder, und ihr Bild drückte ſich immer tiefer in ſeine Seele. Endlich ſah er auch den Alten, und erkannte ihn eben ſo wenig wie Dorchen; denn Grell, ehemals ein wohlbeleibter Mann, war durch ſeinen Gram ſehr bleich und hager geworden, und ging jetzt gebückt. Er wünſchte, Emilie und Seibold möchten nur erſt weg ſeyn, daß er eine Verbindung mit der jungen, ſchönen Witwe anknüpfen könnte. Unter ſeinem eignen Nahmen durfte er nicht auftreten; denn er mußte befürchten, daß Emilie von ihm erzählt und ihn nicht auf die vortheilhafteſte Art geſchildert hätte. Er beſchloß daher, unter einem fremden die intereſſante Bekanntſchaft zu machen.

Sobald er, etwa vierzehn Tage nach ſeiner Rückkehr in die Reſidenz, die Nachricht erhielt, daß Emilie und Seibold entfernt wären, bat er den Fürſten wieder um Urlaub,

und ritt, ſehr einfach gekleidet, ganz allein nach Sondenheim. — Er ging ſchon vom erſten Tage an um Waldengrund her ſpazieren, und hoffte, daß er der ſchönen Witwe einmal begegnen würde. Das geſchah nicht; aber Dorchen ſah ihn bald in einiger Entfernung, und erkannte ihn ſogleich wieder. Sie eilte zu ihrem Vater, und ſagte mit blaſſen Lippen: Selenberg iſt hier! ich habe ihn geſehen! — Der Vater ſprang auf, und riß eine Büchſe von der Wand. Dorchen fiel ihm in den Arm. O, lieber Vater, ſagte ſie; wir haben unſer Elend überſtanden. Wollen Sie mich nun in ein neues ſtürzen? Sollte ich noch erleben, daß Sie . . . — Der Vater hängte die Büchſe wieder auf, und fragte gelaſſener: aber was will er? Emilie iſt ja fort, und Seibold auch. Was will der Teufel hier? Das muß ich heraus zu bringen ſuchen. — Er erfuhr nun, daß Selenberg in Sondenheim logirte, daß er ſich Müller nannte, und daß er ſich bei den Köhlern erkundigt hatte, wer Dorchen wäre, und ſo weiter.

Als Grell alle Umſtände zuſammen hielt, ſah er, daß Selenberg weder ihn, noch Dor-

chen erkannt haben müßte. Dorchen, ſagte er nun; laß den Teufel hier umher gehen! Es wird ſich ja zeigen, was er will. Aber wehe ihm, wenn ich ihn auf einer neuen Bosheit ertappe! — Dorchen ſuchte ihren Vater in dieſer beſſern Stimmung zu erhalten, und er verſprach ihr, ſich dem abſcheulichen Menſchen nicht zu entdecken. Beide nahmen ſich vor, auf ihre Weiſe fort zu leben, und ſich um den Böſewicht nicht weiter zu bekümmern. Vielleicht, ſagte Dorchen, erfahren wir zufällig etwas, das der guten Emilie nützlich ſeyn kann.

Sie begegnete Selenbergen ſchon am folgenden Tage, und behielt ihre Faſſung ſo ziemlich; nur ein leichtes Zittern fuhr durch ihre Glieder, als er ſie vertraulich anredete: liebe Mamſell oder Madame, es hat hier ein Mädchen unter dem Nahmen Mamſell Schlüter gelebt, eigentlich aber ein Fräulein von Halden. Sie iſt entführt, und es giebt Menſchen, die um ihr Schickſal bekümmert ſind. Der Verdacht fällt auf ihren Bruder, und noch einen Mann. Vielleicht haben Sie von einem Major Halden, dem Oheim des Fräuleins, gehört. Sie würden Sich

dieſen redlichen Greis verbinden, wenn Sie ihm genauere Nachricht von der Entführung geben könnten. Ich wende mich gerade an Sie, weil wir wiſſen, daß Sie ſo gütig geweſen ſind, dem verfolgten Mädchen eine Freiſtätte in Ihrem Hauſe zu gönnen.

Dorchen war tief erſchüttert, und ſchwieg. Selenberg fuhr fort zu ſprechen, und Dorchen ſagte endlich: ich weiß nicht, ob ich ohne Erlaubniß meines Vaters Ihre Frage beantworten darf. Er erbot ſich, ſogleich mit ihr zu gehen; das lehnte ſie aber unter einem wahrſcheinlichen Vorwande ab. Sie wollte ſich gern losmachen; Selenberg ließ aber das Geſpräch nicht fallen, und erkundigte ſich nun nach dem Nahmen ihres Vaters. — „Er heißt Schwarz." — Und Sie? — „Ich bin ſeine Schwiegertochter, und heiße folglich auch ſo." — Witwe, wie ich höre? — Dorchen verbeugte ſich. — Das Schickſal iſt ſehr grauſam gegen Sie geweſen, Madame; in der That ſehr grauſam! — „Ja, das iſt es!" ſagte Dorchen, zu Thränen bewegt. — Sie, fuhr er fort, in den Jahren der Jugend zur tiefſten Einſamkeit zu verdammen, Sie, eine ſo holde, liebliche Frau! Aber der Himmel kann

nicht immer ſo hart gegen Sie ſeyn. Schon ehe ich Sie kannte, nahm mein Herz Theil an Ihnen; denn Emilie ſchrieb in jedem Briefe von ihrer neuen vortrefflichen Freundin. O, ich wollte mein ganzes Glück darum geben, wenn ich die Thränen aus dieſen ſchönen Augen wegſchaffen könnte! Verzeihen Sie mir, Madame. Ich bin ſehr bewegt. Sagen Sie Ihrem Vater, daß ich ihn morgen ſelbſt ſprechen werde. — Er verbeugte ſich, und verließ ſie.

Dorchen ſah ihm lange mit unverwendeten Blicken nach, und fliſterte dann hinter ihm her: o, du Teufel! Sie ging zu Hauſe, und erzählte ihre Unterredung mit Selenbergen. Noch erriethen Vater und Tochter nicht, was der Boshafte eigentlich zum Endzwecke hatte; aber deſto begieriger wurden ſie, es zu erfahren. Sie faßten den Vorſatz, ſich zu verſtellen; und das Verlangen, ſich an dem Böſewicht zu rächen, gab ihnen Kraft dazu.

Am folgenden Tage kam Selenberg. Herr Schwarz war ernſt, aber ganz höflich. Er erzählte, als jener ihn um Emilien befragte, mit kalter Ruhe, was er wußte, und ſchloß mit den Worten: „Gott verdamme die Un-

menſchen, die das arme Mädchen unglücklich machen wollen!" Selenberg ſuchte nun, ſich die Gunſt des Vaters zu erwerben. Er bat um Erlaubniß, ſo lange er ſich hier in der Gegend aufhielte, ihn bisweilen beſuchen zu dürfen. Grell ſagte: „Sie werden mir willkommen ſeyn." Aber ſeine Rolle wurde ihm endlich doch zu ſchwer; er ging hinaus, und Selenberg blieb nun mit Dorchen allein im Zimmer.

Jetzt fing Selenberg ein Geſpräch an, worin er der jungen, ſchönen Witwe die feinſten, lieblichſten Schmeicheleien ſagte. Sie merkte endlich mit Schaudern, daß die Beſuche des Böſewichtes ſ i e galten. Als er fort war, entdeckte ſie dem Vater, was ſie dachte. Grell überlegte ſchweigend, und ſagte endlich: weiſ' ihn nicht ganz ab, Dorchen! ſey freundlich gegen ihn! . . . Führt ihn die Rache hieher? oder ſollen wir noch mehr leiden? Ich bitte dich Dorchen, ſey freundlich gegen ihn. — In Grells Kopfe ſchwankten mancherlei Vorſtellungen. Er konnte noch nicht mit ſich ſelbſt einig werden, was er wollte, was er wünſchte, was er zur Abſicht hatte: ob Rache, oder ſonſt

etwas. Zuletzt entſchloß er ſich, den Gang der Begebenheit abzuwarten, und dann vielleicht einen Plan, der dunkel in ſeiner Seele lag, auszuführen.

Schon ſeit einigen Jahren machte dem armen Dorchen, da der Verluſt ihres geliebten Wilhelmi nicht mehr ſo brennend ſchmerzte, das Schickſal ihrer Tochter den meiſten Kummer. Sophie war ein uneheliches Kind, folglich, nach den gewöhnlichen Vorurtheilen, mit Schande bedeckt; und daran konnte die Mutter nie denken, ohne heiße Thränen zu vergießen, davon ſprach ſie am meiſten, und immer mit den rührendſten Klagen. Grell wußte ſeine Tochter hierüber nicht zu beruhigen. Es gab kein anderes Hülfsmittel, als daß Selenberg Dorchen heirathete; und daran ließ ſich gar nicht denken. Doch jetzt war Selenberg da, und in Grells Kopfe ſtieg der Gedanke auf, dieſen Umſtand zu benutzen.

Nach einigen Beſuchen blieb es nicht länger zweifelhaft, daß der Abſcheuliche die Abſicht hatte, Dorchen zu verführen. Er war ihr Schatten, und verhehlte ſeine Neigung nicht mehr, ob er ſie gleich nicht geradezu er-

klärte. Dorchen befand ſich in der ſchrecklich-ſten Lage. Sie verabſcheute den Böſewicht, und ihr Vater bat ſie doch dringend, ihn mit ſeinen Bewerbungen nicht abzuweiſen.

Grell ging unruhig, ſchwankend, mit ſich ſelbſt kämpfend, umher. Endlich als Dorchen ihm eine Unterredung mit Selenberg erzählte, rief er in wilder Hitze: der Böſewicht ſoll dich heirathen! — Dorchen erſtarrte faſt, und ſag-te mit Abſcheu: „nimmermehr!“ — Er ſoll! fuhr der Alte fort; dein Kind ſoll er ehelich machen, dir ſeinen Nahmen geben, und dann — liebes Dorchen, dann ſiehſt du ihn nicht wieder! Aber heirathen muß er dich, getrauet muß er mit dir werden; dadurch wollen wir uns an ihm rächen. — Er entdeckte nun Dor-chen ſeinen Plan. Die Mutterliebe überwand ihren Abſcheu vor Selenbergen; ſie willigte ein, und ging zu ihrer Tochter, heiße Thränen vergießend.

„Und will er nicht,“ ſagte Herr Grell, als er allein war, mit ernſten Blicken — „will der Teufel nicht, ſo ſoll er ſterben!“ Er hatte ſeinen Schwager Ahrens ſchon vor einigen Tagen in einem Briefe gebeten, ihm von dem Fürſten

ſogleich die Erlaubniß zu verſchaffen, daß der Prediger in Sondenheim ſeine Tochter ohne die gewöhnlichen Formalitäten trauen dürfte. Ahrens, der aus dem Tone des Briefes etwas Unrechtes argwohnte, antwortete ihm durch einen reitenden Boten, und wollte wiſſen, mit wem. Jetzt ſchrieb Grell ihm ſeinen Plan mit Selenbergen. Ahrens trug die Sache dem Fürſten vor, erzählte nun endlich die Betriegerei des Präſidenten, und ſchilderte das Elend der unglücklichen Familie mit den lebhafteſten Farben. Der Fürſt, dem vor Selenbergs Verbrechen ſchauderte, und den Dorchens Begebenheit innig rührte, bewilligte die Erlaubniß, ließ ſie von dem Conſiſtorium bis auf die Nahmen ausfertigen, und ſchrieb dann dieſe eigenhändig hinein. So kam der Befehl nach wenigen Tagen in Grells Hände.

Selenberg wußte noch immer nicht, was er aus der jungen Witwe machen ſollte. Sie ſchreckte ihn nicht zurück, ſie vermied ihn nicht; aber ſie nahm ſeine Liebe nur an, ohne ſie zu erwiedern, zitterte, ſo oft er ihre Hand faßte, und vergoß Thränen, wenn er die Arme um ihren Leib ſchlug. Er rückte endlich mit ſeinen

Liebeserklärungen näher, und ſpielte die Unterredungen in's Leidenſchaftliche. Dorchen wies ihn nicht ab, und blickte immer zur Erde. Selenberg hielt ihren Abſcheu für Verlangen und Scham. Er drang jetzt ſtärker auf ſie ein, und bat um geheime Unterredungen. — „Mein Vater iſt ſtreng!" ſagte Dorchen mit einem Seufzer; und nun glaubte Selenberg, geſiegt zu haben. — Streng? erwiederte er, und küßte ihre Hände. Laſſen ſie ihn ſo ſtreng ſeyn, wie er will, liebſte Schwarzen. Braucht er denn zu wiſſen, wie heiß ich Sie liebe? Ja, meine Theure, ich will das ſüße Vergnügen aufopfern, Sie alle Tage zu ſehen. Aber wenn ich nun Abends komme? Ihr Vater geht früh zu Bett, und ich weiß Ihr Zimmer zu finden. Ach, liebe Frau, ich habe Ihnen noch ſo viel zu ſagen, was uns Beiden wichtig iſt! Ich muß Sie nothwendig allein ſprechen. Sie ſollen glücklich werden, und auch ich will es durch dieſe Hand ſeyn. Heute Abend um zehn Uhr bin ich bei Ihnen. Darf ich? — Dorchen ſchwieg, wendete ſich von ihm ab, und verhüllte das Geſicht. Er drang weiter in ſie, und betheuerte die Reinheit ſeiner Abſichten. Endlich

lich ſeufzte ſie leiſe und zitternd: „ja, ich will Sie ſprechen.“

So hatte denn Selenberg den Sieg errungen! Er kam um zehn Uhr, und Dorchen erwartete ihn an der Thüre. Sie ging mit ihm zwei Treppen hinauf, durch öde Säle, die er nie geſehen hatte, in ein feſtes gewölbtes Zimmer, und ſetzte die Lampe auf einen ſteinernen Tiſch. Dann wendete ſie ſich zu ihm, und fragte zitternd: „nun, Herr Müller, was haben Sie mir zu ſagen?“ — Er umarmte ſie, und ſchwor ihr eine ewige Liebe. Dorchen fragte: „aber wollen Sie mich heirathen?“ — Ja, theures, geliebtes Weib, dieſer Gedanke iſt mein höchſtes Glück, und ich führe ihn aus, ſobald meine Umſtände es erlauben.

Er nahm ſie wieder in ſeine Arme, und drückte brennende Küſſe auf ihren Mund. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür. Der Vater trat herein; zwei Köhler, mit Gewehr in den Händen, folgten ihm, und auf dem Saale ſtanden noch andre Menſchen. Die Thür wurde wieder verſchloſſen. Selenberg trat erſchrocken und zitternd zurück. „Hab' ich dich endlich?“ ſagte Grell; „hab' ich dich, Böſewicht?“

Herr Schwarz, Sie verkennen mich. Die reinſte Liebe zu Ihrer edlen Tochter hat mich hierher geführt. Ja, ich liebe Ihre Tochter; iſt das ein Verbrechen? Ich biete ihr meine Hand an; finden Sie das unrecht?

„Sie wollen alſo meine Tochter heirathen?“ fragte Grell, und ſah ihn ſtarr an.

O, Sie machen mich zum glücklichſten Manne auf der Erde, wenn Sie Ihre Einwilligung geben!

„Die gebe ich!“ erwiederte Grell. Er ſchloß die Thür auf und ſagte: „kommen Sie doch herein, Herr Prediger!“ Selenberg machte in großer Angſt einige ſehr ſcheinbare Vorſtellungen gegen eine ſo ſchnelle Verheirathung; aber Grell ſagte mit Kälte: „Sie werden hier auf der Stelle kopulirt!“ Nun wendete Selenberg ſich an den Prediger: Sie dürfen mich nicht trauen. Es kann ja ein kanoniſches Hinderniß ... Ich brauche die Einwilligung meiner Eltern, an der ich freilich nicht zweifeln darf. Aber, Herr Schwarz, Sie bringen mich und Ihre Tochter um ein anſehnliches Vermögen, wenn Sie die Trauung nicht noch einige Tage aufſchieben. Ich habe einen Onkel. —

„Jetzt auf der Stelle wirſt du kopulirt, Böſewicht!" erwiederte Grell, dem das zu lange währte.

Selenbergen wurde bange bei dem kalten, feſten Tone, bei dem fürchterlichen, grimmigen Blicke des Mannes. Ihm fiel ein: nun, ich werde ja doch unter einem fremden Nahmen getrauet, und mit Geld läßt ſich am Ende die ganze Geſchichte unterdrücken. Er ſagte, freilich noch immer ſehr ängſtlich: wenn Sie denn ſchlechterdings darauf beſtehen, theurer Mann; wenn es denn nun einmal ſcheinen ſoll, als hätten Sie mich gezwungen, dieſe Hand anzunehmen, die das höchſte Glück meines Lebens ſeyn wird; ſo . . . Aber, ich bitte, lieber Vater, überlegen Sie!

„Dieſe Stunde wirſt du kopulirt!"

Nun, in Gottes Nahmen denn! Ich werde einige Tage früher glücklich. Kommen Sie, meine Theure!

Grell winkte dem Prediger. Alſo, fing der Prediger an, iſt es Ihr Wille, Herr Präſident —? Wie heißt Ihr Vornahme?

Als Selenberg ſeinen Titel hörte, wurde er aufs neue bleich, und fing an zu zittern. Er

faßte ſich aber ſchnell, ſuchte ſich ein Anſehen zu geben, und ſagte: ja, ich bin der Präſident von Selenberg. Und nun rathe ich Ihnen, Herr Prediger, Sich wohl vorzuſehen, keinen Theil an einer Begebenheit zu nehmen, die . . .

Ich weiß, was ich thue, Herr Präſident. Ihren Vornahmen bitte ich mir aus.

„Ludwig Wilhelm," fiel Grell ein.

Ich ſehe, ſagte Selenberg, man kennt mich hier genau. Aber meinen Sie denn wirklich, Herr Schwarz, die Intrigue dieſer Komödie wäre mir nicht klar? Man lockt mich hierher, die ſchöne Frau da nehmlich. Soll es Zufall ſeyn, daß der Prediger und alle die Leute da ſind? Sie haben Sich in einen ſehr böſen Handel verwickelt, Herr Schwarz, und ich bitte Sie, der Komödie nun ein Ende zu machen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ſchweigen will. Aber jetzt laſſen Sie mich gehen!

„Sobald du kopulirt biſt, Böſewicht!" antwortete Grell; „nicht eher! . . . Fangen Sie an, Herr Prediger!"

Fangen Sie an! rief Selenberg, den nur der kalte, grimmige Ton des alten Mannes noch verlegen und ängſtlich machte. Auf Ihre Ver-

antwortung, Herr Prediger! Ich will nicht kopulirt ſeyn; ich will nicht! Hören Sie?

„Du willſt nicht?" ſagte Grell. „Ja, das iſt ein Andres. Beſinne dich! Noch einmal: willſt du, oder willſt du nicht?" — Selenberg blieb bei ſeinem Nein. — Jetzt öffnete Grell die Thür, und ſagte: ſo geht Alle hinaus! Als er mit dem Präſidenten allein war, ſchloß er die Thür wieder zu, und wendete ſich mit fürchterlichen Blicken zu ihm. „Jetzt ſind wir allein, Teufel! hölliſcher Teufel! Wird dir nicht bange? ahnet dir nichts?" (Er zog langſam eine Piſtole hervor.) „Zum letzten Male, abſcheulicher Böſewicht: willſt du dich kopuliren laſſen?" Selenberg wußte nicht zu begreifen, wie der Mann noch immer Ernſt aus dem Handel machen konnte. Ich will Ihnen, ſagte er, jede andre Genugthuung geben; aber kopuliren laſſe ich mich nicht. Ich habe Sie nicht beleidigt, Herr Schwarz; und . . .

„Nicht, Teufel? nicht?" (Das Bild ſeiner ſterbenden Frau war vor ſeiner Seele.) „Mörder meiner Gattin! Verderber meines Kindes!" rief er fürchterlich, und drückte die Piſtole ab. Die Kugel fuhr an Selenbergs Kopfe weg, riß

ihm den Hut beinahe herunter, und prallte von der Mauer zurück. „Nicht?“ rief Grell, und zog eine zweite Piſtole hervor. Selenberg rief in Todesangſt: ich will ja! ich will! Laſſen Sie den Prediger kommen! Bei meiner Ehre, ſie ſoll meine Frau ſeyn!

Grell beſann ſich jetzt einen Augenblick. „Menſch,“ ſagte er dann bitter lachend; „wenn „ich nicht mein Kind bedächte, du müßteſt „ſterben!“ Er ſchloß die Thür auf. Alle drangen ſchnell herein, weil der Schuß ſie erſchreckt hatte, und die Thür wurde wieder verſchloſſen. Bleich, und an allen Gliedern zitternd, matt, faßte Selenberg Dorchens Hand, und trat vor den Prediger. Es iſt alſo, fragte dieſer, Ihr freier Wille, Herr Präſident, gegenwärtiges Frauenzimmer zu heirathen? — Ja, mein freier Wille! Der Prediger las das Formular; als er den Nahmen „Dorothea Grell“ nannte, warf Selenberg ängſtlich ſeinen Blick auf den Alten, und erkannte ihn, ſo wie Dorchen. Nach der Ceremonie winkte Grell ſeiner Tochter, und ſie brachte die kleine Sophie. Grell führte das Kind auf Selenbergen zu, und ſagte kalt: „das iſt Ihre Tochter, Fräulein von Selenberg.“

Selenberg ſtand ohne Beſinnung da, und wußte nicht ein Wort zu ſagen. Nun wurde der Trauſchein ausgefertigt und beſiegelt. Dann zog Grell ein Papier hervor, und gab es Selenbergen zum Durchleſen. Es war eine Vorſtellung an den Fürſten, worin der Präſident um die Legitimation ſeiner Tochter bat. Als Selenberg auch dieſe unterſchrieben und beſiegelt hatte, gingen die Uebrigen. Grell blieb mit ihm allein, und ſagte: die Vorſtellung geht noch in dieſer Nacht an den Fürſten ab; und du bleibſt hier, bis die Antwort da iſt. Dann gehſt du, und kommſt weder mir noch meiner Tochter je wieder vor Augen. Jetzt kennſt du mich, Böſewicht! Thue, wenn du wieder frei biſt, was du Luſt haſt; aber hüte dich, Elender, einen Schritt zu wagen, der meine Tochter beunruhigen könnte! Vielleicht bildeſt du dir ein, mich jetzt vor Gericht ziehen und in ein Gefängniß bringen zu können. Aber ſieh! ich habe mächtige Freunde." (Er hielt ihm die ſchriftliche Erlaubniß zu der Kopulation hin, und Selenberg erkannte des Fürſten Unterſchrift.) „Noch einmal, hüte dich vor mir, und komm nicht wieder vor meine

Augen! Mein Leben gilt mir nichts, gar nichts; und ein ſolcher Menſch muß dir, du Teufel, fürchterlich ſeyn.“ Er ging, und verſchloß die Thür.

Selenberg warf ſich, ſobald er allein war, auf ein kleines Bett, das in einem Winkel ſtand. Er war beſchämt, erſchüttert; und es erwachte in ſeinem Herzen ſogar eine Empfindung wie Reue, vor der er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte. Am Morgen brachte ihm ein Mann ein Frühſtück, und ſo auch Mittags und Abends Eſſen. Am dritten Tage kam Dorchen, mit ihrer Tochter an der Hand, in das Zimmer. „Da ſieh ihn an!“ ſagte ſie weinend zu dem Kinde: „es iſt dein Vater!“ Er ſchlug die Augen nieder, weil er es nicht wagte, die vor ihm ſtehende reitzende Frau zu betrachten; doch blickte er verſtohlen auf das Kind, und entdeckte in deſſen Zügen einige Aehnlichkeit mit den ſeinigen.

Die kleine Sophie ſtand neben der Mutter, hatte ihre Schürze gefaßt, und ſah den Präſidenten furchtſam an. Darf ich ihn denn Vater nennen, liebe Mutter? fragte ſie endlich. Dorchen umarmte das Kind, ohne zu antwor-

ten, und weinte. Nach einigen Minuten hob ſie an: Sie ſind frei, Herr von Selenberg. Jetzt bitte ich Sie aber, um meines alten ehrlichen Vaters willen, laſſen Sie uns in Ruhe. Sie haben meine Mutter getödtet und mich unglücklich gemacht. Sehr leicht — ach, Sie wiſſen nicht, wie leicht! — könnten Sie meinen Vater auf das Blutgerüſt bringen. Noch einmal, laſſen Sie uns in Ruhe! laſſen Sie Ihre Tochter wenigſtens die Mutter behalten. Und nun leben Sie wohl.

Sie ging, und die Thür blieb offen. Selenberg ſprang auf, und — trieb ihn Freude über ſeine Erlöſung, oder Reue? — er eilte Dorchen nach, reichte ihr die Hand, küßte ſeine Tochter, ſtürzte die Treppe hinunter, zum Hauſe hinaus, nach Sondenheim, und ging von da ſogleich auf eins ſeiner Güter, das weit von der Reſidenz entfernt lag.

Verlegner kann wohl nicht leicht ein Menſch ſeyn, als Selenberg in dieſer ſeltſamen Lage. Er hatte eine Frau, die er zu beſitzen wünſchte, und war doch völlig ungewiß, in welchem Verhältniſſe er mit ihr ſtände; denn, wie es ſchien, ſollte er ſie nicht wiederſehen. Als ſeine

Gattin wollte er ſie nicht anerkennen; und doch quälte ihn die Begierde nach ihr. Freilich konnte ihn eine Klage wieder von ihr losmachen; aber der Fürſt war mit im Spiele. Und wenn das auch nicht geweſen wäre — er ſah immer den alten Grell mit ſeiner Piſtole; und daß der Mann ſchießen würde, daran war jetzt nicht mehr zu zweifeln. Aber doch wünſchte er ſich Emilien; und die konnte er unmöglich bekommen, ſo lange Dorchen Rechte auf ſeine Hand behielt. Sollte er auf Scheidung klagen? Da ſah er den fürchterlichen Alten wieder. Ueberdies mußte er ja geſtehen, mit der Piſtole in der Hand zu der Heirath gezwungen worden zu ſeyn; und das machte ihn lächerlich. Man hielt ihn dann gewiß für einen Thoren, der ſich durch leere Drohungen habe ſchrecken laſſen; und ſeine vorige Begebenheit mit Dorchen ließ ſich wenigſtens für jetzt nicht erzählen. Zu andrer Zeit konnte er damit prahlen, und der Hof mußte ſie „ganz superbe" finden; doch zur Entſchuldigung war ſie nicht zu gebrauchen: denn ſonſt kam er in die Lage, geſtehen zu müſſen, daß er niederträchtig gehandelt habe. Kurz, er ſah ſich von allen

Seiten eingeengt, lächerlich dazu, und ohne Hoffnung, wieder freie Hände zu bekommen.

Er blieb auf ſeinem Gute in der tiefſten Einſamkeit. Bisweilen dachte er daran, ſeine Frau mit ihrer Tochter kommen zu laſſen, da ſeine Begierde zu dem ſchönen Weibe noch gar nicht erloſchen war. Aber er befürchtete eine abſchlägige Antwort, und noch außerdem die Piſtole des Alten. So ſchwankte er zwiſchen mancherlei Leidenſchaften hin und her, ohne daß er einen Entſchluß faſſen konnte. — In der Reſidenz war unterdeſſen ſchon bekannt geworden, daß Selenberg ſich mit einer Amtmannstochter verheirathet, und ein Mädchen, welches ſie von ihm gehabt, legitimirt habe. Die Nachricht kam mit allerlei Zuſätzen, die das Gerücht ihr gegeben hatte, auch nach Moorberg. Karl wollte ſie nicht glauben; aber ſie wurde in Kurzem völlig beſtätigt. Nun gerieth man in Moorberg um ſo mehr in Verlegenheit, da Selenberg nichts von ſich hören ließ, und da auch niemand wußte, wo er ſich aufhalten möchte. Karl erfuhr dies bald, und ritt zu ihm.

„Iſt es wahr, Selenberg, was das Gerücht ſagt? Biſt du verheirathet?“ —

Ja!

„Und du haſt deine Tochter legitimiren laſſen?“

Ja!

„Und . . .“

Ja, ja! zum Teufel, es iſt alles wahr!

„Aber, Selenberg, meine Schweſter . . .“

Nun, du hörſt ja, ich bin verheirathet, und — was dir unbegreiflich ſeyn wird — doch ohne Frau. Meine legitime Tochter habe ich nur ein- oder anderthalb Mal in meinem Leben geſehen, und ich weiß nicht, ob ich ſie jemals wiederſehen werde. — Er erzählte nun ſeine Begebenheit.

„Hm!“ ſagte Karl; „das iſt eine Poſſe. Klag, und . . .“

Laß dich todtſchießen? Gehorſamer Diener, lieber Halden!

„Aber meine Schweſter! Jedermann weiß, daß die Partie arrangirt war. Du kannſt nicht verlangen, daß wir lächerlich werden ſollen. Alſo werde ich mit deiner Erlaubniß die Geſchichte in der Reſidenz erzählen, wie du

ſie mir gegeben haſt. Ich bedaure dich; indeß . . .“

Wie du willſt! Und ich werde dann der Gräſin von Espenbruch die Geſchichte mit der Silbermannen ſchreiben, wie ſie iſt. Wir wollen uns Beide bekehren, aufrichtig ſeyn, und Alles ausplaudern. Du haſt die Wahl!

Karl beſann ſich nicht lange, und ſchloß einen neuen Vertrag. Selenberg wollte Emilien nicht aufgeben, ob er gleich noch nicht beſtimmen konnte, wie er ſich verhalten würde. Ich fühle, ſagte er, daß es nicht ſo bleiben kann, wie es iſt; wie es werden ſoll, ſehe ich freilich noch nicht. — Wir haben doch mit ſeltſamen Menſchen zu thun, und manchmal will mir aller Muth vergehen. Wahrhaftig, der Alte hat mich erſchüttert.

„Ja freilich! wenn eine Kugel ſo nahe beim Kopfe weggeht! Aber laß es gut ſeyn, Selenberg! Nur noch einige Schritte, und wir haben den Sieg. Mein Bruder, der Pinſel, iſt fürs erſte aus dem Wege; und wer weiß, ob nicht ein Türkiſcher Säbel ihn auf immer fortſchafft. Luiſe, ſagt man, trauert noch um ihn. Mag ſie doch! ſie wird ihn vergeſſen.

Seibold iſt auch zum Teufel geſchickt, und ich habe nun wenigſtens Rache an meinem tollen Onkel."

Wenn ich das Alles ſo überlege, Halden — es iſt doch eine ſeltſame Sache mit dieſen Tugendhelden und mit uns! Was für Dinge müſſen wir nicht anſtellen, was für Intriguen, was für Rollen ſpielen, um unſern Zwecken näher zu kommen! Sie aber ſind ruhig, und immer in ihrer Faſſung, ſo daß wir oft nichts gegen ſie ausrichten können. Es iſt wahr, wir genießen des Lebens, und ſie nicht; aber unſere Sorgen, die beſtändige Aufmerkſamkeit auf Alles, die ewige Anſpannung unſeres Geiſtes; und dann, was ſich doch nicht ganz läugnen läßt — eine Art von Unruhe, ich weiß ſelbſt nicht, Gewiſſensbiſſe, die uns am Ende den Spaß wieder verderben!

„Vorurtheile aus der Jugend."

Meinetwegen! Aber dieſe Unruhe iſt nun doch einmal da. Noch immer denke ich nicht ohne Zittern an den alten Grell mit ſeiner donnernden Stimme und ſeinem kalten Scharfrichtergeſichte! . . . Meine Tochter fragte die Mutter: „darf ich ihn denn Vater nennen?"

Ich kann dir nicht ſagen, Halden, wie mir die Frage durch die Seele ging. Man iſt zuweilen ein Narr, das weiß ich; und das Gefängniß hatte mich zahm gemacht. Ja, ja! Aber was hilft das Alles, Halden? Wir ſind doch keine Stunde ſicher. Kämen Seibold und dein Bruder zurück, und erführen am Ende, wie Alles zugegangen iſt — es würde uns eben nicht ſonderlich gehen.

Ein gutes Wort, ſagte Karl, macht ſie Alle wieder zahm. Davor kannſt du ganz unbeſorgt ſeyn.

Selenberg war durch Furcht in dieſe beſſere Stimmung gekommen. Er wußte nun aus Erfahrung, welche ſchreckliche Folgen die Wolluſt nach ſich ziehen kann. Sein Leben hatte auf dem Spiele geſtanden, und er fühlte, daß der Vater ſo großes Unrecht nicht gethan haben würde, wenn er ihn erſchoſſen hätte. Solcher Väter oder Brüder, die einen fürchterlichen, tödtlichen Haß gegen ihn fühlten, wie Grell, konnte es aber wohl noch zehn oder mehrere geben. Die Gefahr brachte ihn zum Nachdenken über alle ſeine Handlungen. „Wenn Seibold zurückkäme! wenn Halden erführe, wie

das mit Julien zuſammenhängt!" Selenberg war nicht beſſer geworden, ſondern nur furchtſam. Er dachte mit keinem Gedanken daran, daß er Grells Frau ermordet, und die Tochter unglücklich gemacht hatte; das ſchienen ihm nur zufällige Folgen ſeiner Handlung. Aber er wußte nun, was ein beleidigter Vater thun kann. Hm! ſagte er vor ſich, das iſt kein Spaß; und künftig werde ich doch erſt den Vater oder Bruder ein wenig in's Auge faſſen, ehe ich den Tanz mit der Tochter anfange.

Was auch Karl von Selenbergs Aeußerungen denken mochte, er hielt es wenigſtens für ſicherer, Emilien noch eine Zeitlang auf deſſen Gute in der Mark zu laſſen. Wenn der Major Emilien ſprach, ſo wußte er auch, wer ſie entführt, und wer Seiboldên den Werbern in die Hände geſpielt hatte; und daß er dann losbrechen würde, konnte Karl nicht bezweifeln.

Der Major kam Anfangs gar nicht von ſeinem Grillenfenſter weg. Wohl zehnmal im Tage pfiff er den Deſſauer-Marſch, und rieb ſich die Stirn; aber das wollte nicht helfen. Seine Frau ſuchte ſeine Hoffnungen zu beleben, und der alte Huſar ging nicht mehr von

ſeinem

ſeinem Zimmer. Er lächelte wohl bisweilen, und nickte mit dem Kopfe, wenn ſie ihm bald dies, bald jenes erzählten; doch, wenn ſie dann eine Frage an ihn thaten, ſo ſahen ſie aus der Antwort, daß er gar nicht zugehört hatte. Sehr oft unterbrach ein tiefer Seufzer ſein Lächeln, oder er fing wieder an zu pfeifen. Wohl zwanzigmal trat er an die große Landkarte von Deutſchland, die in ſeinem Zimmer hing, und betrachtete ſie mit Kopfſchütteln. „Liebes Hannchen," hob er endlich traurig an, „ihr wollt mich tröſten; und ich danke auch Gott, daß ich euch Beide habe: denn was wollte ich armer alter Mann ohne euch anfangen? Auch ſag' ich mir ſelbſt genug, daß ich undankbar gegen den lieben Gott bin. Aber ich kann's nicht gewohnt werden, ſo allein zu ſeyn. Tritt einmal her, Hannchen, vor die Landkarte. Hier müßte Sollingen liegen, wenn es darauf ſtände. Nun ſage mir, wo ſoll ich den lieben Jungen ſuchen? Sieh, da herum ſteckt er, in Pohlen, oder gar in der Türkei; und Seibold da unten, auch jenſeits der Landkarte. Und Emilie! ich weiß ja nicht einmal die Gegend, wo die jetzt weinen mag. Soll mich das

nicht ſchmerzen? Ich habe die Menſchen lieb. — Sieh, dicht bei Sollingen müßte Moorberg liegen; mit einem Nadelknopfe würdeſt du beide Oerter treffen können. So nahe an einander! und doch kommt von daher mein ganzes Unglück; und mein eigner Bruder, meines Bruders Frau, meines Bruders Sohn ſind Schuld daran! Sieh, Hannchen, und wenn ich nun bedenke, daß überall, wohin du hier mit der Nadel ſtichſt, unglückliche Menſchen ſind, denen es wohl noch ſchlimmer geht, als mir; dann möcht' ich gleich die Hände falten und den lieben Gott fragen: aber warum giebſt du den Böſen ſo viel Raum? Und je mehr ich grübele, deſto trauriger werd' ich. Betrachte dieſe Landkarte recht, liebes Hannchen. Denke dir nun einmal in allen den Ländern das Gewimmel von ſo vielen Tauſenden, die hin und her laufen, ſich quälen, einander Luft und Raum nicht gönnen; denke dir die Tauſende, die weinen und ſeufzen, und wieder die Tauſende, die dazwiſchen lachen und jubiliren, und die Tauſende, die alle Augenblicke verſchwinden, und die Tauſende, die mit Angſt und Weh, und zu Angſt und Weh geboren werden! Ach, bei

einer Landkarte ſieht man es erſt ſo recht deutlich, wie die Menſchen ſich unter einander quälen. Da wird die Erde ein Ameiſenhaufen, wo jede Ameiſe rechts und links um ſich beißt: ein Getümmel, ein ewiges Schlagen um ein Körnchen, das am Ende gar keiner bekommt. — Mir iſt recht weh, wenn ich daran denke, was uns noch begegnen kann, ehe wir ſterben!"

Mir nicht, rief der alte Hennig, der ſich auch an die Landkarte geſtellt hatte; mir nicht: eben, weil ich weiß, daß ich einmal ſterbe. Ja, müßte ich ewig leben unter dem Gewimmel, worin es mir freilich recht wohl gegangen iſt, ſo könnte mir bange werden. Aber jetzt denk' ich, wie im Kriege, an den Frieden. Wenn's wieder aus den Winterquartieren hervorging in die Kugeln und Säbel, da ſchlug mir freilich wohl das Herz. Indeß ich dachte, der Friede muß doch endlich einmal kommen! Und er kam auch. Eben ſo iſt es mit dem Leben, oder wohl beſſer; denn wir liegen die meiſte Zeit im Winterquartiere, und wenn es auch einmal vorwärts in's Unglück geht, ſo wird doch gewiß endlich Friede. Der Tod kommt. Amen!

Und, lieber Fritz, ſagte die Majorin; es iſt doch mehr Freude als Trauer in der Welt. Wer weiß auch, wozu am Ende die Noth, die von böſen Menſchen erregt wird, gut iſt. Kannſt du das ſagen?

Das kann ich, erwiederte Hennig. Böſe Menſchen machen, daß die guten zuſammenhalten, daß ſie einander lieb gewinnen. Ich wollte nur ſehen, wo die Liebe auf Erden ſeyn würde, wenn kein Haß da wäre! Da hatten wir einmal einen närriſchen Menſchen unter den Füſilieren, einen klugen Kopf, der oft ſo etwas Tiefſinniges ſagte, und dabei immer luſtig war. Bei der Compagnie ſtand auch ein großer Kerl, der ſich mit allen Kameraden maß, und mit ſeiner Länge ſtolzierte, wie der Pfau mit ſeinem Schweife. Dem ſagte der Kluge einmal: Narr, bilde dir nichts auf deine Länge ein; denn du biſt nur darum groß, weil es kleine Menſchen giebt. Ich verſtand das nicht gleich; aber ich grübelte nach, was er wohl gemeint haben könnte: denn der ſagte niemals etwas ſo in den Tag hinein. Endlich fand ich's, und merkte auch, daß man das bei allen Dingen in der Welt ſagen kann. Nachher,

wenn ich ſo dachte, du biſt doch eine ehrliche Seele, Hennig, ehrlicher als tauſend Andre; da fiel mir immer der luſtige, kluge Kerl wieder ein, und ich ſagte: Narr, ſey doch nicht ſtolz auf deine Ehrlichkeit; denn du biſt nur durch die Spitzbuben unter den Menſchen ehrlich geworden. Und ſo iſt es auch mit uns Allen. Wir wollten einmal ſehen, ob wir Hennigen und die Andern ſo lieb hätten, wenn die in Moorberg ſie nicht haßten. Nein, ich ſage: Gott hat Alles wohl gemacht. Der Acker muß mit Unrath gedüngt werden, wenn er gute Früchte tragen ſoll; und ſo müſſen Schurken auf der Erde ſeyn, daß die Ehrlichkeit gedeihen kann.

„Wahrhaftig, Alter," ſagte der Major, „du haſt Recht. — Ach, lieber Gott," hob er wieder an, und nahm beſchämt die Mütze ab: „das hat mir ein Menſch geſagt; was würdeſt du nicht ſagen können, wenn du auf mein Murren antworten wollteſt! . . . Und aus der Welt ſind ſie ja nicht; ſie werden wohl einmal wiederkommen!"

So tröſteten ſich die guten Menſchen in Sollingen unter einander. Der erſte Strahl

von Hoffnung für ſie war die Nachricht, daß Selenberg ſich verheirathet hätte. — Seht ihr? ſagte der Major; da iſt ja Emilie ſchon frei! Aber nun muß ich doch einmal hinüber nach Moorberg, um den Feind zu rekognosciren."

So wie er dort vom Pferde geſtiegen war, ſah er Mutter und Sohn wechſelsweiſe mit funkelnden Augen an, und ſagte: „höre, Karl! Seibold iſt fort; und auch Hennig und Emilie. Haſt du die Hand im Spiele gehabt, wie ich glaube, ſo . . . Du lachſt jetzt in's Fäuſtchen; aber einer von den Dreien muß doch einmal wieder zum Vorſchein kommen. Ich bin noch keines Menſchen Teufel geweſen; doch biſt du Schuld daran, ſo ſey dir Gott gnädig! Da haſt du Deutſch meine Meinung. — Selenberg hat ſich verheirathet. Wo iſt Emilie?"

Karl gerieth in Verlegenheit; indeß blieb er dabei, daß er von dem allen nichts wiſſe. Was mir bekannt iſt, fuhr er fort, will ich Ihnen ſagen. Hennig hat einen Liebeshandel mit einem Mädchen gehabt. Beide ſind verſchwunden. Vielleicht iſt er ihr nachgelaufen. Von Seibold und Emilien weiß ich gar nichts. Ich habe immer geglaubt, S i e wüß-

ten Emiliens Aufenthalt. Iſt ſie entführt, ſo müßte, ſollt' ich meinen, Seibold weit eher in Verdacht kommen, als ich.

Karl ſagte das Alles in dem ehrlichſten Tone. Der Major blickte einige Augenblicke zu Boden, und dachte: ſollte wohl Emilie mit Seibolden durchgegangen ſeyn? Aber bald ſagte er: „es iſt eine Spitzbüberei; und, nimm mir's nicht übel, die traue ich dir eher zu, als Seibolden. Nun, es wird ſich ausweiſen. Aber dann gnade Gott dem, der Schuld daran iſt!"

Karl hielt es jetzt mehr als je für rathſam, Emilien zu laſſen, wo ſie war, und empfahl den Leuten auf Selenbergs Gute noch einmal, ihr alles Briefſchreiben und die Flucht unmöglich zu machen. Jetzt traf er auch ernſtliche Anſtalten, endlich Luiſens Hand zu erhalten. Er ritt oder fuhr alle Tage nach Nansleben; aber, ſo ſehr auch das Fräulein und der Vater ihn unterſtützten, ſo gelang es ihm doch nicht, Luiſens Neigung zu gewinnen. Auch dies Mal hatte er ſich wieder verrechnet. Er bauete ſeine Hoffnungen auf Hennigs Abweſenheit; und eben dieſe Abweſenheit zerſtörte ſie. Luiſe ſchloß ſehr richtig: er iſt aus Ver-

zweifflung gegen die Türken gezogen; alſo kann er nicht aufgehört haben, mich zu lieben. Zwar hatte ſie Hennigs unglückliches Billet an Julien noch nicht vergeſſen; aber ſeine Verzweiflung und ſeine jetzige Gefahr ſprachen lauter zu ihrem Herzen. Es muß anders ſeyn, glaubte ſie; ich habe mich gewiß geirrt. Und ſo wies ſie alle Verſuche des Kammerjunkers, alle Sticheleien ihrer Couſine, alle Vorſtellungen ihres Vaters entſchloſſen zurück.

Hennig that ſo viel für ſie; ſollte ſie gar nichts für ihn thun? Sie ſagte ihrem Vater, dem Fräulein und Karln: „ich werde nie einem andern Manne die Hand geben, als dem, der jetzt . . . — bei dieſen Worten rannen Thränen aus ihren Augen — „der jetzt vielleicht blutig auf dem Schlachtfelde liegt und über meine Härte und Grauſamkeit klagt." — Der Kammerjunker lächelte, ſchüttelte den Kopf, zuckte die Achſeln, und ſchwieg. Luiſe drang in ihn, zu ſagen, was er wüßte. — Es iſt mein Bruder! ſagte Karl, und wendete ſich ab; ich muß alſo ſchweigen. Durch Luiſens dringendes Verlangen ließ er ſich endlich bewegen, zu reden. Sie glauben, hob er an, mein

Bruder iſt aus Verzweiflung gegen die Türken gezogen. Ich begreiſe in der That nicht, wie er es anfängt, ſeine Maske ſo ſicher zu tragen, daß auch Sie nichts ſehen! — Luiſe blickte ihn unwillig an; ſie kannte ja den Verläumder ſchon. — Er fuhr fort: ich weiß nicht, wie genau Sie von ſeinem Liebeshandel mit einer gewiſſen Julie unterichtet ſind. Das Mädchen verſchwindet, einige Tage nachher auch mein Bruder; und . . .

„Das war ein Zufall, Herr von Halden; ich weiß das nur zu genau. Daran war ich Schuld."

Sie, meine Gnädige? — Und nun ſchüttelte der Kammerjunker wieder vielbedeutend und lächelnd den Kopf. Luiſe gerieth in neue Angſt, und er mußte fortfahren. Wie er Sie überredet haben kann, er ſey um Ihrentwillen gegen die Türken gegangen, das weiß ich nicht; aber daß er gerade damals, als Sie in der Reſidenz waren, mit dem Mädchen Billette wechſelte, daß er drei Meilen weit von der Reſidenz ſeine Geliebte mit einer Chaiſe fand, und von da in ihrer Geſellſchaft weiter reiſte: das weiß ich, weil ich es geſehen habe.

„Geſehen?“ fragte Luiſe; „geſehen?“ — Das Blut drang ſchnell in ihre Wangen. — „Mit dem Mädchen geſehen?“ — Ihr Auge funkelte vor Zorn, und ſie rief mit großem Abſcheu: „o Böſewicht! Böſewicht!“ Sie ſah dabei Karln an, der ſehr verlegen wurde, weil er das Wort „Böſewicht“ auch auf ſich beziehen konnte. Meinen Sie, fragte er, daß ich verläumde? Dieſe Frage machte, daß ihr Herz noch zögerte, ehe es das letzte Urtheil über den Geliebten ausſprach. Sie warf einen durchdringenden Blick auf Karln, und ſagte dann mit anſcheinender Ruhe: „Herr von Halden, Sie behaupten das von Ihrem Bruder! Ich ſehe Sie nicht eher wieder, als bis Sie mir ganz augenſcheinlich beweiſen, daß es ſo iſt.“ Sie wendete ſich ab, und Karl rief ihr nach: nichts iſt leichter als dieſer Beweis, wenn Sie mir nur Zeit laſſen. Luiſe ſchwankte, als ſie das hörte, und dachte, jetzt ſchon ſo gut wie überzeugt: o, der Böſewicht!

Karl war gerade bei dieſer Unterredung auf ein Mittel gefallen, wie er die Untreue ſeines Bruders beweiſen könnte. Er ſchrieb Julien, und ſchickte ihr ein von ihm aufgeſetztes Billet

an Hennig mit, das ſie abſchreiben ſollte. Es war ein Meiſterſtück von Bosheit. Julie bedauerte darin die Gräfin Luiſe, pries ſich aber glücklich, daß ſie endlich über Hennigs Liebe zu ihr geſiegt habe, und beſtimmte ihm einen Ort, wo er ſie mit einer Chaiſe antreffen ſollte. Karl hatte zu gleicher Zeit bei Julien angefragt: ob die Tiſchlerfrau wohl noch etwas Geſchriebenes von ihr hätte. Es würde ihm ſehr lieb ſeyn, ſetzte er hinzu: denn, wenn Luiſe etwa zweifelhaft wäre, ſo könnte ſie doch die Handſchriften vergleichen.

Julie ſchickte nach einigen Poſttagen eine Abſchrift des Billets, und verſicherte dabei: in dem Hauſe des Tiſchlers müßte noch viel Geſchriebenes von ihrer Hand ſeyn, Arien und dergleichen. Karl ging nun zu Luiſen, und ſagte: ich wollte, es hätte ſonſt Jemand Ihnen dieſes Billet zu bringen, und nicht ich. Es iſt mein Bruder, den ich damit anklage. Aber, gnädige Gräfin, ich würde daſſelbe thun, wenn Sie mir auch ganz fremd wären. Sie ſind auf eine boshafte Weiſe betrogen. Leſen Sie!

Luiſe nahm das Blatt, wendete ſich ab, las, und fragte dann: „wie ſind Sie denn zu dem

Billet gekommen?" — Auf eine ſehr natürliche Art. Ich reiſte nach der Reſidenz, und ging ſogleich zu meinem Bruder. Es war etwa zehn oder zwölf Stunden vor ſeiner ſchnellen Abreiſe. Er hatte ſich ſchon mit Einpacken beſchäftigt, und die Thür ſtand offen. Ich ſah, daß er mit funkelnden Augen ein Papier las. Als er mich erblickte, warf er es, vielleicht um es vor mir zu verbergen, auf die Kommode im Zimmer. Es flog darüber weg, und fiel hinter ſie. Ich blieb bei ihm, bis er ging; denn ſein Einpacken hatte mir, ich weiß nicht welchen, Argwohn beigebracht, beſonders, da er das Billet vor mir zu verbergen ſuchte. Am folgenden Morgen wollte ich wieder zu ihm; aber er war ſchon fort. Jetzt fiel mir das Billet wieder ein, das er geſtern ſehr ängſtlich geſucht hatte, ob er gleich etwas Anderes zu vermiſſen vorgab. Ich fand es richtig noch hinter der Kommode. Nun ritt ich in der größten Eil nach dem Orte, der zum Rendezvous beſtimmt war. Als ich dahin kam, hatte er ſich eben mit einem ſehr hübſchen Mädchen in eine Chaiſe geſetzt. Ich wollte mit ihm ſprechen; aber er fuhr weg, und kam mir bald aus den Augen.

„Und dieſes Billet hat die Julie geſchrieben?“ fragte Luiſe mit zitternder Stimme.

Der Nahme ſteht darunter. Freilich den Beweis, daß es wirklich von dieſer Julie iſt, kann ich Ihnen nicht geben. Ich kenne ſie nur aus dem Gerüchte. Aber mich dünkt, es müßte wohl herauszubringen ſeyn, ob dies Billet von ihrer Hand iſt, wenn man ſich darum bemühen wollte.

„Wozu das? Warum ſollte ich Ihnen nicht glauben?“ ſagte Luiſe mit einem ſchnell hervorbrechenden Lächeln. „Ich danke Ihnen, Herr von Halden, ich danke Ihnen. Laſſen Sie mir nur Zeit; dann ſollen Sie weiter von mir hören.“ Sie konnte kaum dieſe Worte hervorbringen, ſo gedrückt war ihr Herz.

Noch immer hatte ſie die Hoffnung, das Billet könnte falſch, und Halden ein elender Verläumder ſeyn. Sie wollte Gewißheit haben, und bat ihren Vater um Erlaubniß, auf einige Tage mit der Couſine nach der Reſidenz reiſen zu dürfen. Kaum war ſie dort angekommen, ſo ging ſie ganz allein zu der Frau des Tiſchlers, bei dem Julie gewohnt hatte, und fragte: ob nicht noch etwas Geſchriebnes von der Mamſell

da wäre. Nicht ein Buchſtab, antwortete die Frau beſtürzt. O ja, Mutter! ſagte ein Knabe; ſie hat mir recht viele von den Liedern aufgeſchrieben, die ſie immer ſang. Ich will ſie holen. — Luiſe griff mit Haſt danach, erkannte ſogleich Juliens Hand, und wurde bleich. Das Verbrechen war alſo begangen! Sie gab dem Knaben etwas für die Lieder, ſteckte ſie ein, ſchwankte nach dem Wirthshauſe, und beſtand darauf, daß ſie ſogleich wieder nach Ransleben wollte. Die Couſine ſchalt über dieſen ſeltſamen Eigenſinn, doch ohne damit etwas auszurichten.

Unterweges ſprach Luiſe beinahe kein Wort. Die heftigſten Leidenſchaften, gekränkter Stolz, Scham, Zorn, Haß, alles mit bitterm Schmerze vermiſcht, tobten ohne Unterlaß in ihrer Seele; und ſo kam ſie zu Hauſe an. Als ihr Vater ſeine Verwunderung über ihre ſchnelle Rückkehr äußerte, lächelte ſie wehmüthig, klagte, daß ihr nicht wohl wäre, und ging bald auf Ihr Zimmer. Jetzt erhob die Liebe ſich noch einmal in ihrem Herzen. Suschen drängte ſich in ihr Vertrauen, und erklärte Hennigen ſogleich für unſchuldig. Luiſe ſchlug Juliens Billet auseinan-

der, legte die Lieder daneben, und fragte: „iſt das Eine Hand?“ — Suschen mußte das bejahen. — „Nun denn,“ ſagte Luiſe ſchmerzlich, faßte die Papiere, und zerriß ſie mit Heftigkeit: „nun denn, ſo iſt alles zerriſſen! Der elende, verächtliche Menſch! Ich rathe dir, nenne mir ſeinen Nahmen nicht wieder!“

Ach, liebe Gräſin Luiſe, ſagte Suschen bittend; wie kann denn Halden mit ſeinen treuen, ehrlichen Augen ein ſolcher abſcheulicher Menſch ſeyn! Sie thun ihm Unrecht, Gräſin Luiſe; gewiß, Sie thun ihm Unrecht! Darauf wollte ich ſterben. Seine blaſſe Farbe! Beſinnen Sie Sich doch nur, liebſte gnädige Gräſin. Betrogen hat er Sie nicht, er iſt gewiß ehrlich. Er kann dem Mädchen da in dem Tiſchlerhauſe einmal zu tief in's Auge geſehen haben; aber betrogen hat er Sie nicht: das will ich wohl vor Gott behaupten.

Luiſe war aufs neue unwillig geworden, als Suschen geſagt hatte: „er kann dem Mädchen einmal zu tief in's Auge geſehen haben.“ Sie ging aus dem Zimmer, weil Suschen, troß ihrem Befehle, nicht aufhörte, den Ungetreuen zu vertheidigen und zu loben.

Als ihr Vater das erſte Mal wieder von ihrer Verheirathung anfing, ſagte ſie ihm ſehr kalt: „werden Sie mir nicht erlauben, unverheirathet zu bleiben?" — Nein, gab er ihr zur Antwort. Ich werde dich nicht zwingen, einen Mann zu nehmen, den du nicht haben willſt; aber heirathen mußt du.

Das Fräulein fing ſogleich an, eine Lobrede auf Karln zu halten. „Ich bitte Sie," ſagte Luiſe, „ſchweigen Sie davon, Couſine! Muß ich heirathen, mein Vater, ſo befehlen Sie, wem ich meine Hand geben ſoll. Es iſt mir ſehr gleichgültig, wer es ſeyn mag."

Alſo der älteſte Halden — was ſagſt du zu dem, Luiſe? Er iſt . . .

Was er iſt, mein Vater, das mag ſein Gewiſſen beurtheilen. Sie wollen es, und ich bin bereit. — „Kündigen Sie es ihm an, Couſine," ſetzte ſie kalt hinzu: „ſo haben Sie auch etwas bei der Sache zu thun."

Das Fräulein ging ſogleich auf ihr Zimmer, und gab der Kammerherrin Nachricht von dieſem Auftritte. Schon am folgenden Tage war die Familie von Moorberg in Ransleben. Die Mutter machte noch einmal feierlich den Antrag;

und

und der Graf hatte nichts dagegen. Karl warf ſich vor Luiſen auf ein Knie. Sie ſagte, heimlich erbittert, und mit kalter Verzweiflung: „ſtehen Sie auf, Herr von Halden! Es bedarf dieſer Romanen-Spielerei nicht. Mein Vater will, und ich muß." Karl ſtand langſam auf, faßte Luiſens Hand, drückte ſie an ſeinen Mund, und ſagte: o theure Gräfin, Sie machen mich durch dieſes Wort zu dem glücklichſten aller Menſchen! So hat denn endlich meine Liebe Sie gerührt; ſo hat denn . . .

„Ich bitte Sie, Herr von Halden, hören Sie auf! Mein Vater bewilligt Ihnen meine Hand; und hier iſt ſie. Unterſuchen Sie nicht weiter, warum ich ſie Ihnen gebe."

Jetzt miſchten die Eltern ſich hinein. Luiſe blieb kalt; doch als ſie nun Karln die Hand zum feierlichen Verſprechen hinreichen ſollte, da zuckte noch einmal die Liebe bebend und ſchmerzend durch ihr ganzes Weſen. Sie wurde bleich, und zögerte; eine geheime Stimme rief ihr zu: er iſt unſchuldig! Hennig ſtand vor ihrer Phantaſie, bittend, bleich, wie ſie ihn den Abend, als er von ihr Abſchied nahm, geſehen hatte. Sie ſchwankte einen Schritt zurück. Aber jetzt ſah ſie ihn in

der Chaiſe bei Julien, in Juliens Armen. Sie trat muthig vor, und reichte mit abgewendetem Geſicht ihre Hand hin. Karl ſteckte einen Ring an ihren Finger. Jetzt erinnerte ſich Luiſe an die glückliche Zeit ihrer entſtehenden Liebe, und es brachen Thränen aus ihren Augen. „Ach,“ ſagte ſie jammernd in ſich, „ich drückte ihm den Ring auf das falſche Herz!“ Das Fräulein zog einen Ring vom Finger, und gab ihn Luiſen. „Hier, Herr von Halden!“ ſagte Luiſe, ohne den Ring anzufaſſen. — Soll ich ihn nicht von Ihrer Hand bekommen? fragte Karl. Luiſe gab ihm den Ring mit ſpitzen Fingern, wurde immer bleicher, ſank ihrem Vater in die Arme, und mußte weggebracht werden.

Karl drang darauf, daß die öffentliche Verlobung in Kurzem ſeyn ſollte, weil ihm daran gelegen war, ſich ſeine Rechte ſo bald als möglich zu ſichern. Luiſe ſuchte jetzt Troſt bei Suschen; aber ſie las in dem Geſichte des Mädchens nichts als Vorwürfe, und konnte kein Wort aus ihr bringen. Schon von dem Augenblicke der Verlobung an fühlte ſie, daß ſie zu raſch geweſen war, und ſich unglücklich gemacht hatte. Ihr Zorn legte ſich; denn wie konnte ſie länger über

den Jüngling erzürnt ſeyn, von dem ſie nun auf ewig getrennt war, an den ſie keine Forderungen mehr machen durfte! Und nun erhob die Liebe ſich deſto mächtiger in ihrem Herzen. Sie fühlte, daß ſie dennoch mit dem geliebten Jüngling glücklich geweſen ſeyn würde, wenn er nur in ihre Arme zurückgekehrt wäre; und ſie bejammerte den Verluſt des Glücks, das ſie ſelbſt vernichtet hatte.

Luiſens Verlobung blieb nicht lange ein Geheimniß. Hol's der Teufel! ſagte der Koch, und nahm den Förſter von Sollingen bei der Hand; euer junger Herr iſt um unſre Gräfin herum, und das Creme-Geſicht, der älteſte, bekommt ſie. Beredet haben ſie das junge Ding; denn ich will mich zu einer Paſtete hacken laſſen, wenn ſie nicht einen Inſtinkt gegen den älteſten hatte. Der Jäger munkelt zwar allerlei von einer Untreue und von Briefen; aber ich glaube nicht ſo viel davon. Dem jungen Herrn ſitzt das Herz auf dem rechten Flecke. Da zieht er gegen die Chriſtenfeinde, und will ſich etwas verſuchen, oder wie es ſonſt ſeyn mag; und da haben ſie unſerer kleinen Gräfin vorgelogen, er liefe vor ihr. Ich habe ihr auch Deutſch herausgeſagt,

daß der älteſte ein Eierkuchen iſt, und der jüngſte ein Hirſchbraten. Und die Thränen liefen ihr aus den Augen. Sie winkte mir, ich ſollte ſchweigen, und konnte nicht ein Wort hervorbringen: ſo beſtorben war ihr das Herz. Aber, hol's der Teufel! es iſt zu ſpät. Wo ſteckt denn euer junger Herr? Laß doch den Major an ihn ſchreiben, daß er kommt. Sobald er da iſt, haben wir gewonnen. Alle Leute im Hauſe bedauern die liebe Gräfin, und ſpeien Feuer und Flamme. Aber was hilft's? Der alte Drache von Fräulein iſt Schuld. Und das hab' ich geſchworen: am Hochzeittage laſſe ich alle Schüſſeln anbrennen; nicht Einen guten Biſſen ſollen ſie haben. Das arme, liebe Mädchen!

So kam die Nachricht zu dem Major. „Hört nur, Kinder! O, der arme Junge!" ſagte er mit leiſer, wehmüthiger Stimme, und ſchrieb Hennigs Nahmen mit dem Finger auf den Tiſch. „Ich bitte euch, tröſtet mich nicht. Laß es gut ſeyn, Hannchen! Laß nur, Alter; laß nur! Sie haben uns unter, wie ich es prophezeiete. — Ich will euch ſagen," fuhr er nach einer kleinen Weile lebhaft fort, „wie Alles kommen wird. Sie heirathet den kalten Schur-

ken, der nur ihr Geld haben will. Dann kommt der arme Junge wieder, und ſetzt ſich hin, und grämt ſich zu Tode, und mich und euch Alle dazu. Großer Gott! Und Seibold, der bleibt: das werdet ihr erleben! Dann kommt Emilie wieder, und hört und ſieht. Ach, Kinder, ich wollte, ich wäre todt! Da hörte doch der liebe Gott wohl auf mein Bitten, und lenkte Alles zum Beſten."

So klagte der Major; und ſeine Frau wußte ihn nicht aufzurichten. Der alte Hennig ſelbſt war beſtürzt, und wiſchte ſich die Augen. Wenn wir nur Nachricht von ihm hätten! ſagte er; ja, ich wollte bis in die Türkei reiten, und zu ihm ſagen: Hennig, dein Onkel grämt ſich; deine liebe Gräfin heirathet. Er ſollte wohl kommen! Und wenn ich nur ſchreiben könnte! ich würde der Gräfin einen Brief ſchreiben, den ſie nicht an's Fenſter ſtecken ſollte!

Dieſe Vorſtellung fiel dem Major auf. Er ritt ohne Begleitung nach Ransleben, und ließ ſich bei Luiſen, die gerade allein zu Hauſe war, anmelden. Sie verbat ſeinen Beſuch mit der Entſchuldigung, daß ihr nicht wohl wäre. Der Major, den ſein Gram jetzt furchtſam machte,

wendete ſich ſchon wieder um, und wollte ge= hen; aber da ſagte Suschen; zu bedeuten hat die Krankheit nichts, Herr Oberſtwachtmeiſter; und wenn ich wäre wie Sie, ſo . . . Sie ſah und zeigte auf die Thür. Der Major nickte freundlich mit dem Kopfe, pochte an, und ging in das Zimmer.

In der erſten Minute konnten Beide nicht ſprechen. Luiſe warf einige Blicke auf den Ma= jor, und es ſtieg eine ſanfte Thräne in ihr Auge. „Wo Thränen ſind,“ ſagte der Major, „da iſt auch Mitleiden.“ Er ſetzte ſich nun zu ihr, faßte ihre Hand, und ſah ihr betrübt in's Geſicht. Sie ſchlug, wie eine Verbrecherin, die Augen zu Bo= den. „Liebe Tochter,“ ſagte er zärtlich; „ich will Ihnen gar nichts zu leide thun. Ach, wenn ich Ihnen nur ſo in ein Paar Worten ſagen könn= te, was ich eigentlich gern möchte! Ja, für den armen Jungen wollt' ich bitten, der jetzt in der Welt umherirrt; für meinen Hennig. Ich höre, Sie haben ſich verlobt, liebe Tochter. Untreu ſind Sie nicht, das weiß ich, das ſeh' ich. Aber, liebes Kind, es kann ein Unglück daraus entſte= hen, wenn Hennig einmal wiederkommt und Sie als die Frau ſeines Bruders findet; denn er hat Sie gar zu lieb.“

Luiſe fand in dem herzlichen Tone des alten Mannes etwas ſo Ueberredendes, daß ihr ſehr bange wurde. Sie rückte ängſtlich auf dem Stuhle hin und her. Bald hob ſie das thränenvolle Auge auf den Major, bald ſchlug ſie es wieder zu Boden. Ach, er liebt mich nicht! ſeufzte ſie endlich. — „Wenn das wäre, liebes Töchterchen, ſo hätten Sie Recht, und ich würde nicht ein Wort mehr um ihn verlieren. Sehen Sie, dann ließe ich mir meinen Sarg beſtellen, und, wahrhaftig! mein letztes Wort ſollte ſeyn: Gott ſegne die gute Luiſe; denn ſie iſt unſchuldig! Aber woher wiſſen Sie das, liebes Kind? woher wiſſen Sie das?"

Luiſe erzählte nun, und ſetzte freilich bald hier, bald dort einen kleinen Umſtand zu, den ihre Phantaſie erfunden hatte, und der nun Hennigs Untreue ganz augenſcheinlich beweiſen mußte. Zuletzt ſagte ſie: er hat ja ſeine Julie noch bis auf dieſen Tag bei ſich! Das iſt zuverläſſig. — Während der Erzählung erwachte ihr Haß aufs neue, ſo daß ſie am Ende den armen Hennig einen Treuloſen, einen Falſchen, einen Betrieger nannte.

„Sie haſſen ihn alſo?" fragte der Major

ſehr betrübt, und ſtand auf. — Ja! antwortete Luiſe. Ich habe nie einen Menſchen gehaßt; aber ihn haſſe ich, ihn, dieſen treuloſen, falſchen Menſchen!

Der Major hatte jetzt gar keinen Muth mehr, ſeinen geliebten Hennig zu vertheidigen; denn die Erzählung der Gräfin traf zu genau mit dem zuſammen, was er durch Hennigs Bedienten wußte. Er legte die Hand an die Stirn, ſchüttelte den Kopf, und ſagte ſanft: „ich bitte Sie, liebe Gräfin, ſchelten Sie ihn nicht mehr! Freilich haben Sie Recht; aber es geht mir altem Manne durch's Herz. Wenn ich's nur begreifen könnte! Nehmen Sie es nicht übel, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Das alles hab' ich nicht zur Hälfte gewußt. Lieber Gott! nun geh' ich mit ſchwererem Herzen, als ich kam! Ich dachte, bei der guten Luiſe wird dir das Herz leichter werden. Nun, adieu, liebes, edles Kind; recht von Herzen adieu. Gott laſſe es Ihnen beſſer gehen, als mir!" — Er ging einen Schritt. Auf einmal wendete er ſich wieder um, faßte Luiſens Hände, und ſagte mit brechender Stimme: „Kind, wenn er aber doch unſchuldig wäre! wenn man ihn verläumdet

hätte! Ach, ich wollte darauf ſchwören. Der Junge war ſo brav und gut. Wenn er nun doch unſchuldig wäre, liebe Tochter!" Die Frage erſchütterte Luiſen; alle ihre Gedanken, alle ihre Empfindungen wiederholten ihr: wenn er nun doch unſchuldig wäre! Ihr Herz brannte in heißer Gluth; aber ihre Lippen ſagten kalt: das iſt er, leider, nicht!

Der Major ging nun betrübt an die Thür. Luiſe folgte ihm ängſtlich, und machte Bewegungen, als wollte ſie ihn halten. Sie ſchien ſagen zu wollen: o, bleiben Sie! beweiſen Sie mir, daß er unſchuldig iſt! Aber nur einige Seufzer kamen über ihre Lippen.

Als der Major die Thür hinter ſich zugemacht hatte, knieete Luiſe nieder, verbarg ihr Geſicht in den Sofa, umfaßte mit beiden Armen ein Polſter, und ſagte ſchluchzend: nun bin ich verloren! ſie verlaſſen mich Alle! Alle!

Das arme Mädchen konnte auf nichts mehr mit Hoffnung blicken. Es war ihr, als ſtände ſie in der Mitte eines fürchterlichen Abgrundes auf einem kleinen Hügel, der unter ihr ſchwankte, und von dem in jedem Augenblick ein Theil einſtürzte. Sie war ſchon in einer dumpfen, ſtar-

ren Apathie geweſen; doch jetzt, nach dem Beſuche des Majors, empfand ſie ihr Elend aufs neue, bis ſie endlich vom Weinen müde, vom Nachdenken erſchöpft, von Träumen ermattet, gefühllos ſich wieder in ihr Schickſal ergab.

Der Major kam ohne Troſt nach Hauſe. Als er ſich erholt hatte, examinirte er Hennigs Bedienten noch einmal. Er fand, daß Luiſens Erzählung immer mehr Wahrſcheinlichkeit erhielt; und eben das gab ihm wieder Muth. „Nein, Hennig,“ ſagte er zu dem Alten, und ſchlug ſich heftig vor die Bruſt: „richtig iſt das nicht, du magſt auch ſagen, was du willſt! Ganze Nächte iſt das Mädchen bei ihm auf der Stube geweſen. Kannſt du es alſo der Gräfin verdenken, daß ſie nicht will? Und nun — je, ſo ſoll ihn doch . . . ! — nun ſchleppt er ſich gar mit dem Mädchen in der Welt herum! Wenn er Recht hatte, ſo konnte er ja den Mund aufthun; aber da geht er heimlich weg. Sag mir nur nichts mehr, gar nichts! Ich wollte, die arme Gräfin hätte ihn rein vergeſſen, das wollte ich. Er iſt ein . . . . Ach Gott! ich habe ihn doch lieb, und würde ihn mit Freudenthränen auf-

nehmen, wenn er wiederkäme. Aber ſiehſt du, nicht den kleinen Finger verdient er von der Gräfin; und mich ärgert weiter nichts, als daß ſie ſich mit dem ſchlechten Menſchen, dem Karl, verſprochen hat. Wär' er ein ehrlicher Mann, ſo wollt' ich ſagen: Sie haben wohl gethan, Luischen! Denn, Alter, wir können nicht verlangen, daß die kleine liebe Gräfin ſich die weißen Engelshände in dem Waſſer waſchen ſoll, daß die Jungfer oder Mamſell Julie Silbermann ſchon ſchmutzig gemacht hat. Ich traue der Jungfer nicht. Doch, wenn er nur wiederkäme! Es war ein Jugendfehler, wollt' ich denken. Aber die gute kleine Gräfin verdient er nicht, Alter; dabei bleib' ich."

Der Alte brummte zwar; allein er konnte doch dagegen weiter nichts aufbringen, als ſeine Liebe zu dem unglücklichen Jüngling. Man vermied nun einige Zeit alle Geſpräche über Hennig. Aber endlich bekam der Major einen Brief von ihm, den er ſogleich ſeiner Frau und dem Alten vorlas. In dieſem Briefe ſtand freilich kein Wort von Julien, doch mit ſehr deutlichen Worten: ich habe mein Schickſal verdient. „Siehſt du nun, Alter?" ſagte der

Major; „er thut Buße. Da ſteht mit klaren Worten, daß er ſchuldig iſt.“

Nun, ſagte Hennig mit Eifer, mehr als Buße verlangt ſelbſt der liebe Gott nicht; und auch die Gräfin kann wohl damit zufrieden ſeyn. Wo ſteht da ein Wort von Herumſchleppen mit der Jungfer? Gott Lob, daß die kleine Gräfin ſich noch nicht hat trauen laſſen! Denn nun . . . — Er ſah den Major bittend an. — „Was nun?“ fragte dieſer. „Das iſt nichts! Die Gräfin würde ſagen: ich will keinen Mann, der Buße thun muß; und ſie hätte Recht.“

Herr Oberſtwachtmeiſter, ſie hätte nicht Recht! Will ſie doch einen Mann nehmen, der nicht einmal brav genug wäre, das zu ſchreiben, was Hennig da geſchrieben hat. Ich ſage, Herr Major, wir müſſen der Gräfin den Brief geben. Wenn Hennig einmal zurückkommt, ſo muß ſie ihn hier in Sollingen empfangen. Was hat er denn Böſes gethan? Einmal iſt keinmal!

„Alter, er hat ſein Wort gebrochen: das wäre nichts Böſes? Er iſt Luiſen ungetreu geweſen: das wäre nichts Böſes? Da, nimm

den Brief! Ich habe nichts damit zu ſchaffen. Thu, was du verantworten kannſt."

Hennig ging mit dem Briefe ſogleich nach Ransleben, ſtellte ihn der Jungfer zu, und bat recht dringend, daß ſie ihn der Gräfin geben möchte.

Luiſe hatte den Kopf in die Hand geſtützt und die Augen feſt verſchloſſen, als Suschen herein trat, und den Brief aufgeſchlagen vor ihr hin legte. So wie ſie aus ihrer Träumerei erwachte und einen Blick auf das Papier warf, erkannte ſie Hennigs Hand. Sie las mit Thränen und in mehreren Abſätzen den Brief, der auch für ſie geſchrieben war.

„Mit Zittern, mein geliebter Vater, nehme ich zum erſten Male wieder die Feder, Ihnen zu ſagen, daß ich noch bin. Sie ſollten nie wieder ein Wort von Ihrem unglücklichen Neffen hören: aber ich kann nicht länger; meine Seele muß ſich noch einmal in die geliebte Gegend verlieren, wo Sollingen, wo Ransleben liegt. Hier wohne ich auf einer ungeheuren Ebne, über welche die Nacht ihre Ruhe verbreitet. Mein Herz iſt der einzige Punkt, wo es tobt, wo die Stimme der

„Angſt, des Schmerzes und der Verzweiflung „ſich erhebt. Die Natur mahlt mir ein Bild „jener glücklichen Stunden, in denen ich unter „den Zweigen der großen Laube der ſeligſte „Menſch war: jener Stunden, in denen der „Himmel ſeine Entzückungen über mich aus„goß, der Himmel, um deſſen Beſitz meine „Schuld mich brachte.“

„Ach, ich darf nicht daran denken, wenn „ich vollenden ſoll! Eine drückende Laſt liegt „auf meinem Herzen, und ich kann nur ängſt„lich athmen. — Oft ſtarre ich in die Gegend „hin, wo ich ſo glücklich war, und gebe den „Wolken, die dahin ſchweben, meine Seufzer „mit. Die von dorther kommenden empfange „ich mit zagendem Schmerze: ſie bringen mir „ja nur Vorwürfe! Und doch möchte ich mei„nen Schmerz in dieſen Wolken abkühlen; „denn ſie haben über der geliebten Gegend ge„ſchwebt, die mir auf ewig verſchloſſen iſt. „Ach, daß ich nicht ſagen darf, was einſt ein „ſchuldloſes, großes Herz ſagte: ich möchte „mich an den Saum der Wolken hängen, und „ſo mit ihnen . . . — Nein, nein! in den „tiefſten Abgrund möchte ich mit ihnen ſtürzen,

„in die finſtre Ewigkeit, wo es mir vielleicht „zum erſten Male wieder erlaubt ſeyn wird, zu „ſagen: habe Mitleiden mit meinem Herzen; „es war ſchwach, aber nicht böſe.“

„Dahin zieht ſich die fruchtbare Ebene, „überall dem leuchtenden Himmel entgegen, „der mit ſeinen tauſend funkelnden Strahlen „der Hoffnung ſie ſchimmernd bedeckt. Ueber „mir hängt ein anderer Himmel voll Trauer⸗ „wolken, die auf das freudenloſe Herz herun⸗ „ter weinen. Nicht Ein Stern leuchtet an mei⸗ „nem trüben Himmel; nur ein zerſtörender „Bliz fährt ſchmetternd heraus, und trifft „mein zerriſſenes Herz.“

„O, wenn ich Staub bin, dann ſagen „Sie dem edlen Mädchen, das mein Mund „nicht mehr zu nennen wagt, weil ich es ver⸗ „loren habe; dann ſagen Sie — Nein, ſie „ſoll es nicht ahnen, daß ein ſterbendes Auge „in einer weiten Ferne ſich nur mit ihrem „Bilde ſchließt.“

„Ich bin unglücklich; aber ich habe mein „Schickſal verdient. Ach, waren das die Hoff⸗ „nungen, die ich, die Sie, mein Vater, hatten? „Von Allem iſt mir nur ein Ring und ein

„Brief übrig geblieben. Ich leſe den Brief „tauſendmal; er ſagt mir, was ich verloren „habe. Und der Ring? o, er vermählte mich „dem Himmel, und jetzt knüpft er mich an „das Elend.“

„Mein Vater, wenn ich einſt wiederkäme, „und Ihr bedauerndes Auge mir ſagen müßte: „du biſt verloren! — o, dann nennen Sie „mir den Nahmen nicht, und erlauben Sie „mir ſchonend, daß ich an Ihrem Herzen wei⸗ „nen darf. Laſſen Sie mich hoffen und fürch⸗ „ten, bis die letzte Entſcheidung mir das Herz „zerbricht. Ich küſſe Sie, meine gute Tante, „und meinen alten braven Hennig. Ich ſegne „Sie Alle. Luiſe — ach, da ſteht ihr Nahme „doch! — Luiſe ſey glücklich!“

„Hennig von Halden.“

Luiſe zerfloß in Thränen. Sie ſprang auf, lief mit dem Briefe an's Fenſter, öffnete es, und fliſterte den Wolken zu: „ich liebe ihn noch! ach Gott! ich liebe ihn! Ich bin ſo un⸗ glücklich, und doch ſo fröhlich!“ In ihrem Taumel vergaß ſie ſeine Schuld, klagte nur ſich ſelbſt an, verwünſchte Karln, und machte ſich die bitterſten Vorwürfe. Sie drückte Hen⸗

nigs

nigs Brief an ihren Buſen, an ihren Mund. Alles war vergeſſen, kein Funke von Eiferſucht mehr in ihrem Herzen, und er wieder ihr einziger Geliebter. Sie hatte ihn beleidigt und gekränkt; ſie war die Ungetreue.

Jetzt flog ſie von Entſchluß zu Entſchluß. Karl ſollte ein förmliches Nein bekommen, obgleich die feierliche Verlobung ſchon geweſen war. Hätte ſie ihn und ihren Vater noch dieſen Abend ſprechen können, ſo wäre Alles vorbei geweſen. Aber die Nacht kam; die Begeiſterung verminderte ſich, und die kältere Ueberlegung trat an ihre Stelle. Nun fand Luiſe mit Schmerz tauſend Bedenklichkeiten. Welche Gründe konnte ſie für ihre Veränderlichkeit angeben! Den Brief? Ach, ſie las ihn mit immer neuem Entzücken; doch ihr Vater hatte nur Hennigs Geſtändniß ſeiner Schuld darin gefunden.

Sie ſelbſt wollte nicht brechen, aber Karln zwingen, ſein Wort zurückzunehmen. Jetzt war ſie, als er zum erſten Male wiederkam, nicht mehr kalt, wie vorher, ſondern auffahrend, ſtolz, empfindlich; aber er ertrug ihre böſe Laune, war demüthig, gehorſam, ehrer

tig, geduldig, und fand ſie auch ſo noch immer liebenswürdig. Sie weinte vor Verdruß; denn ſie ſah nun wohl, daß ſie auch auf dieſe Art nicht los kommen würde.

Jetzt beſtimmte ihr Vater, auf Karls und ſeiner Mutter dringendes Bitten, den Hochzeittag. Die furchtſame Luiſe ſchwieg noch immer, und nur ihr ſchnelles Erblaſſen zeigte, was in ihrer Seele vorging. Sie fühlte, daß ſie dem Abgrunde immer näher kam, und entſchloß ſich jeden Abend, wenn ſie Hennigs Brief geleſen hatte, am nächſten Morgen den Handel mit Gewalt zu endigen, was auch daraus entſtehen möchte. So ſchlief ſie immer ruhig, und in ihren Gedanken ſchon gerettet, ein; aber am Morgen trat ihr ſogleich wieder die Scham in den Weg. „Was wird man ſagen! Man muß mich für eine Närrin halten! Hab' ich ihm nicht mein Wort freiwillig gegeben? Ach, ich bin unglücklich, und nichts kann mich noch retten!" So verging eine Woche nach der andern, und der fürchterliche Tag ihrer Verbindung kam immer näher.

Emilie rettete ſie. Dieſe lebte ruhig auf Selenbergs Gute. An die Flucht war nicht

zu denken, da ſie allzu genau bewacht wurde. Auch wollte ſie nicht einmal entfliehen, um ihrer Mutter zu zeigen, daß ſie nicht zu zwingen ſey, und um Seibolden zu beweiſen, was ſie für ihn thun könne. Es war ihr nur unbegreiflich, warum Selenberg ſich gar nicht ſehen ließ. Sein Verhältniß zu Julien wurde ihr in Kurzem bekannt. Sie fühlte Mitleiden mit dieſem ſchönen Mädchen, und nahm daher ihr freundſchaftliches Andrängen gütig auf. Ehemals würde ſie das nicht gekonnt haben; doch das Leben in der Hauptſtadt und am Hofe, wo ſie ſo manche Opfer der Wolluſt kennen gelernt, hatte ſie mitleidiger mit den armen Verführten gemacht, obgleich ihren Abſcheu vor der Wolluſt vergrößert.

Julie gab ſich, um Emiliens Gunſt zu gewinnen, die Miene der Unſchuld, und, als ſie merkte, daß ſie ſchon erkannt war, die Miene der Reue über ihre Schwächen. Emilie hatte ſie lieber um ſich, als jeden Andern im Hauſe; ſie fand Gefallen an Juliens Unterhaltung, und erzählte ihr ſogar alle ihre Begebenheiten. Dabei verſchwieg ſie ihren heftigen Abſcheu vor Selenbergen nicht, und ſetzte dann lächelnd

hinzu: „ich weiß wohl, Julie, daß ich Ihnen das nicht ſagen ſollte!“ Kurz, es entſtand zwiſchen beiden Mädchen eine Art von Vertraulichkeit, auf die Julie anfing einen hohen Werth zu legen.

Julie haßte die Tugend und die Unſchuld nicht, wohl aber die unſchuldigen, tugendhaften Mädchen: nicht wegen ihrer Unſchuld, ſondern weil dieſe Mädchen, mit Stolz auf ihre Tugend, jedes gefallene verachteten. Sie glaubte, daß vielleicht nicht Eine von dieſen Tugendhaften unſchuldig bleiben würde, wenn ſie in die Verhältniſſe käme, die ihr ſelbſt ihre Tugend gekoſtet hatten. Daher hielt ſie die Unſchuld, die Keuſchheit eines Mädchens nur für ein Glück, nicht für Verdienſt, und vergalt die Verachtung, die man ihr zeigte, mit Haſſe. Hier fand ſie nun zum erſten Mal eine Unſchuldige, von der ſie nicht verachtet wurde, die ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſogar ihre Geſellſchaft liebte. Das erhob Julien und ihr Herz. Ohne etwas dabei zu denken, gab ſie ſich Mühe, Emiliens Achtung zu verdienen. Dies Beſtreben wurde Emilien ſichtbar; und ſo war ein Band der

Dankbarkeit und des Vertrauens zwiſchen den beiden Mädchen geknüpft, das unmerklich immer feſter wurde.

Auch Emilie bekam bald eine Art von Achtung für die Unglückliche; und wie kann man einen Menſchen, den man achtet, mit Schande beladen ſehen, ohne ihn davon befreien zu wollen! So wie ſie nur den Entſchluß, Julien zu retten, gefaßt hatte, fühlte ſie auch Liebe zu dem Mädchen, die ihr Mitleiden noch größer und zarter machte.

Als Beide eines Tages vertraulich neben einander ſaßen, ſprach Julie von einem Theile ihres Lebens, und ſchalt auf die Männer. Emilie faßte zärtlich ihre Hand, und ſagte mit ſanfter Stimme: „ſo ſchön, ſo klug, ſo gut; und doch ſo unglücklich!” Julie wußte ſelbſt nicht, was ſo Rührendes in den Worten lag; aber ſie konnte ſich der Thränen nicht erwehren, und fragte endlich: unglücklich? — „So unglücklich!” ſagte Emilie noch einmal; „denn,” ſetzte ſie mit liebkoſender, zärtlicher Stimme hinzu, „wie glücklich hätten Sie nicht einen edlen Mann mit Ihrem Herzen machen können! Welch ein Weib, welch eine Mutter konnten Sie werden!”

Julie ſtand unmuthig auf; ſie glaubte in dieſen Worten Verachtung zu empfinden, und erröthete. Emilie nahm ſie aber ſogleich in ihre Arme, und ſagte zärtlich: „vergeben Sie mir! Ich hätte das nicht geſagt, wenn ich Sie nicht liebte, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie beſſer ſind, als Ihr Schickſal. Sie fielen einem elenden, verächtlichen Verführer in die Hände; aber Sie ſind wie Dorchen, deſſen Unglück ich Ihnen erzählt habe." Das war Julie nun freilich gar nicht; doch Emilie glaubte, daß ſie es wäre, und oft darf man dem Gefallenen nur Tugend zutrauen, ſo bekommt er Luſt, dieſe gute Meinung zu verdienen. Julie ſchloß Emilien in ihre Arme, und fühlte und geſtand jetzt zum erſten Male in ihrem Leben, daß ſie unglücklich ſey. Sie erzählte nun Emilien ihre Lebensgeſchichte, freilich ein wenig verſchönert, aber doch ſo ziemlich aufrichtig. Jetzt ſah Emilie wohl, daß ſie Julien nicht hätte mit Dorchen vergleichen ſollen; indeß ſie nahm ihr Wort nicht zurück. Ihre Liebe zu dem Mädchen wurde durch dieſes Vertrauen größer, und der ſchöne Vorſatz, ſie aus den Schlingen des Laſters los zu machen, in ihrer

Seele immer feſter. Sie umarmte Julien, nannte ſie ihre unglückliche Freundin, ſetzte voraus, daß ſie gerettet ſeyn wollte, und verſprach ihr, ſie zu ſich zu nehmen, ſobald ſie ſelbſt einmal glücklich ſeyn würde.

Dieſes Anerbieten weckte in Juliens Seele das Bewußtſeyn, daß ſie nicht allein ausſchweifend geweſen war, ſondern auch ein Verbrechen an Emiliens Bruder begangen hatte. Sie ſchlug es, ſo wohl es ihr auch that, mit den Worten aus: das kann ich nicht; es iſt unmöglich! Sie wiſſen nicht, warum! — Nun blieb ſie mit einem finſtern, furchtſamen Geſichte ſtehen, und wiederholte: es iſt unmöglich! Emilie drang in ſie. Julie, die jetzt tief erſchüttert war, rang die Hände, und rief, halb außer ſich: ach, ich bin ſehr unglücklich! Ihr Bruder! die Gräfin Luiſe!

Emilie erſtaunte, und drang in Julien, ihr Alles zu ſagen. Endlich erzählte das Mädchen, oft von Thränen unterbrochen, die Begebenheit mit Hennigen und Luiſen. Sie weinte in der That aufrichtig; denn ſie war wohl eitel, intriguant, leichtſinnig, aber nicht boshaft. Schon, als Luiſe ihr Herz erſchütterte,

bereuete ſie es, daß ſie Theil an dieſer Be- triegerei genommen hatte; aber ſie lebte von einer Penſion, die Selenberg ihr gab, und war dadurch an ihn und ſein Laſter gefeſſelt.

Emilie erfuhr nun durch tauſend Fragen die näheren Umſtände der Begebenheit, und auch die letzte Betriegerei mit dem Briefe, den Julie neulich auf Karls Verlangen abgeſchrie- ben hatte. Nach dieſem Geſtändniſſe war das Mädchen auch leicht zu überreden, daß ſie Alles wieder gut machen und einen Brief von Emilien nach Sollingen befördern müſſe. Emi- lie bat nun ihren Oheim ſchriftlich, er möchte ihr ganz in der Stille einen Wagen in die Nähe von Selenbergs Gute ſchicken, und be- ſtimmte genau die Stunde, wann ſie ihn ge- brauchen würde. Sie und Julie ſtahlen ſich, als der Wagen da war, mit ihren Kleidern durch den Garten, ſetzten ſich ein, und kamen in einigen Tagen ohne Unfall nach Sollingen.

Der Major war ſehr erfreut, als er Emi- lien wiederſah; doch auf ſein frohes Willkom- men folgte bald der traurige Ausruf: „der arme Hennig! In drei Tagen hat Luiſe mit Karln Hochzeit!" — Gott Lob! ſagte Emilie

frohlockend, daß ich noch früh genug komme! Aus der Hochzeit wird nichts, lieber Onkel. — Sie ſchrieb ſogleich an Luiſen, erzählte ihr den Zuſammenhang des letzten Betruges, und ſchickte zum Beweiſe den Brief mit, den Karl an Julien geſchrieben hatte. Der alte Hennig übernahm die Beſtellung, und brachte den Brief durch Suschen glücklich in die rechten Hände.

Luiſe öffnete Emiliens Brief mit Apathie, einer Folge ihrer Troſtloſigkeit. Ihr Herz fing aber ſchnell an zu pochen, als ſie las: „mein Bruder Hennig iſt unſchuldig. Er hat nie eine Untreue an Ihnen begangen; Karl und Selenberg ſind ein Paar Böſewichter, u. ſ. w. Sollten Sie etwa zweifeln, ſo will ich Julien, die jetzt hier iſt, in Perſon gegen Karln ſtellen; doch ich bitte Sie, wo möglich, ihren Aufenthalt zu verſchweigen."

Luiſe ſprang freudig auf, und bedurfte weiter keines Beweiſes, da Karls Schriftzüge jeden Zweifel hoben. Die Liebe zu Hennig erwachte in ihr mit voller Stärke, und gab ihr den Muth wieder, den ſie verloren hatte. Alles war jetzt auch leicht; denn ſie konnte ja den Betrieger entlarven.

Am folgenden Tage kamen Karl und ſeine Mutter wieder nach Ransleben. Als ſie aus dem Wagen ſtiegen, hörten ſie deutlich, daß Luiſe laut und freudig ſagte: „da kommen ſie!" Luiſe empfing ſie heute zum erſten Male, und in ihrem Geſichte war die lebhafteſte Freude. „Da ſind ſie ja endlich!" rief ſie mit froher Eil. Karl ergriff mit erkünſteltem Entzücken ihre Hand, und führte ſie voll der ſicherſten Hoffnung in des Grafen Zimmer.

Ich weiß nicht, meine Tochter, ſagte der Vater, wie du heute biſt! ſo froh, ſo ganz verändert! Sie hat gewiß von Ihnen geträumt, Herr Sohn. — Meine Liebe, erwiederte Karl, wird endlich ihr Herz gerührt haben. O theure, theure Luiſe! — Er wollte ihre Hand küſſen; und ſie trat zitternd zurück, weil das Mißverſtändniß ſie verlegen machte. Endlich ſagte ſie mit dem feſteſten Tone: Herr von Halden, ich erkläre Ihnen hiermit, ſo ſeltſam es Ihnen vielleicht auch ſcheinen mag, daß ich nicht Ihre Frau werden kann.

Karl wurde blaß; die Mutter blieb wie eine Bildſäule ſtehen. Der Graf ſelbſt erſchrak; die alte Couſine ſagte, mit einem ſtarren Blicke

auf Luiſen, und in einem hämiſchen Tone: dadurch können Sie und Ihr Herr Vater ein ewiges Ridikule bekommen! — Das half. Der Graf wendete ſich mit feſter Stimme zu ſeiner Tochter: mein Kind, du heiratheſt den Herrn von Halden!

„Herr Kammerjunker,“ ſagte Luiſe nun, „ich hoffe um Ihrer ſelbſt willen, Sie werden mich meines Wortes entlaſſen.“ Karl merkte wohl, daß Luiſe etwas wiſſen mußte; aber wie viel oder wie wenig, das konnte er nicht errathen. Uebrigens war ihm alles auch ſehr gleichgültig, wenn er nur mit ihr getrauet wurde. Sie ſcheinen, ſagte er, etwas gegen mich zu haben, meine Gnädige: es wird aber doch nicht mehr ſeyn, als daß ich mich habe in irgend etwas irren können; und ein Irrthum kann eine Verbindung, die öffentlich erklärt iſt, nicht zerreißen. Ich beſchwöre Sie, theure Gräfin, meinem Glücke nichts mehr in den Weg zu legen.

„Mein Herr,“ ſagte Luiſe kalt und mit Würde: „Ihr Bruder iſt nicht mit jener Julie weggegangen.“

Nicht? Nun, es kann ſeyn. Ich zeigte

Ihnen das Billet, das meinen Irrthum veranlaßte.

„Ihren Irrthum, Herr Kammerjunker? … Ich frage noch einmal: wollen Sie mich meines Wortes entlaſſen?“

Nein, meine Theuerſte. Erlauben Sie, daß ich beſtimmt antworte. Das hohe Glück, Sie mein zu nennen, dieſe Seligkeit könnte ich ſelbſt dann nicht aufgeben, wenn auch nur die Convenienz unſere Verbindung geſchloſſen hätte. Unſere Hochzeit iſt erklärt; jedermann weiß, daß ich übermorgen glücklich ſeyn ſoll. Bedenken Sie ſelbſt!

Uebermorgen wirſt du Frau von Halden! ſagte der Graf entſcheidend; darauf gebe ich dir mein Wort.

„Gewiß nicht, mein Vater! ſo gewiß Sie mein Vater ſind, nicht! Dieſer Herr von Halden, deſſen Frau ich werden ſoll, ſchickte ſeinem Bruder eine liſtige Verführerin zu, der es aber nicht gelang; und dann betrog er auch mich.“

Und der Beweis für das Alles, gnädige Gräfin? ſagte Karl, der ſich wieder erholte.

„Iſt dies!“ erwiederte Luiſe, indem ſie ſei-

nen Brief an Julien hervorzog. — „Leſen Sie, mein Vater!"

Der Graf las den Brief laut vor, und Karl erblaßte ſchon bei den erſten Worten:

„Bald ſind wir im Hafen, ſchöne, kluge „Julie. Mein Tropf von Bruder iſt, aus Ver„zweiflung über eine Sünde, die er nicht began„gen hat, gegen die Türken gezogen. Sie ha„ben mir den Einen Vogel eingefangen; ich „muß Sie bitten, liebe Julie, mir auch den an„dern, die Gräfin Luiſe, zu verſchaffen. Zwar „glaubt ſie, daß ihr Seladon ungetreu geweſen „iſt: aber ſie haßt ihn noch nicht; und daß „muß ſie doch, wenn ſie meine Frau werden „ſoll. Sie wird ihn gewiß haſſen, wenn ſie „überredet wird, daß Sie, ſchöne Freundin, „mit meinem Bruder zu den Türken gezogen „ſind. Zu dieſem Behuf ſchreiben Sie doch „beikommendes Billet ab, und geben Sie „mir zugleich Nachricht, ob in dem Tiſchler„Hauſe, wo Sie gewohnt haben, noch etwas „Geſchriebenes von Ihrer Hand iſt; denn die „Gräfin könnte in dieſem Punkte ein wenig un„gläubig ſeyn und Ihre Hand bezweifeln. Sie „wiſſen, wie viele Verbindlichkeit ich Ihnen „ſchon habe." —

Aber, Herr von Halden, fragte der Graf, haben Sie das wirklich geſchrieben? Nehmen Sie es mir nicht übel, das iſt eine große Unbeſonnenheit! Und hätte ich den Brief früher . . . Wahrhaftig, Sie verdienen Luiſens Hand nicht. Wenn nicht alles ſchon ſo weit wäre, Herr von Halden, ſo . . .

Ja, ſagte Karl ein wenig muthiger: es iſt eine Unbeſonnenheit, Herr Graf; aber meine unendliche Liebe . . . Verzeihen Sie mir einen Schritt, der . . . der . . .

Der Graf erwiederte, freilich mit finſterer Stirn: es iſt nun geſchehen, Luiſe. Verzeihe ihm, wie ich ihm verzeihe.

Luiſe wurde bleich; ſie hatte nichts weniger als das erwartet, und ſich ſchon frei geglaubt. Ehe ſie noch ein Wort ſagen konnte, fuhr ihr Vater fort zu leſen:

„Ich muß dieſen Schritt thun, liebe Julie, „um endlich weiter zu kommen; denn Luiſe iſt „nicht anders aus dem Zauberkreiſe ihrer Liebe „zu bringen. Das alte Fräulein betet zwar für „mein Glück mit ihren blauen Lippen und ihrem „Munde ohne Zähne; aber . . .“ —

O, Sie ſind ein unverſchämter Menſch! rief

das Fräulein, vor Zorn zitternd; und Luiſe ſoll Sie nicht nehmen! — Sie riß dem Grafen den Brief aus der Hand, um ſich mit eignen Augen zu überzeugen, ob die abſcheulichen Worte darin ſtänden.

Der Graf, der es recht gern ſah, wenn das alte Fräulein zuweilen ein wenig mitgenommen wurde, ſagte lächelnd: nun, das iſt eine ſehr große Unbeſonnenheit! Wahrhaftig, Sie können ſich glücklich ſchätzen, daß Ihr Hochzeitstag ſchon übermorgen ſeyn ſoll; ſonſt würde Ihnen das Fräulein noch etwas zu ſchaffen machen!

Ach, nein! erwiederte das Fräulein höhniſch lächelnd. Ich will doch aber den Brief ausleſen.

— „Und der Graf iſt der umſtändlichſte „alte Narr, der nichts als ſein Arrondiſſe„ment und ſein Regensburg im Kopf und auf „der Zunge hat.“

Der Graf riß ihr aufgebracht den Brief aus der Hand, ſah hinein, und fand die freche Läſterung. Wie? rief er; ich ein umſtändlicher alter Narr? Sie ſind ein unverſchämter Geck, ein Betrieger, mein Herr! Und damit ich Ih-

nen zeige, daß ich nicht ſo umſtändlich bin, als Sie glauben, ſo ſag' ich Ihnen, daß aus Ihrer Heirath nichts wird, und daß Sie auf der Stelle mein Haus verlaſſen ſollen!

Nun entſtand eine ſehr komiſche Scene. Karl wollte noch einen Verſuch machen, und hob an: ich . . . —

Das Fräulein unterbrach ihn: blaue Lippen! Seh doch einer den Menſchen! Ohne Zähne! Wer hat ihm denn das geſagt?

Ich . . . — wendete ſich Karl an den Grafen.

Der Graf fuhr ihn an. Umſtändlicher Narr! Ohne Umſtände: Sie ſind nicht für mich.

Ich . . . — ſagte Karl zu Luiſen.

„Sie ſehen, mein Herr, daß Sie nichts Beſſeres thun können, als zu gehen."

Das Fräulein pelferte gegen die Frau von Halden; und dieſe pelferte wieder. Der Graf ſtieß im höchſten Zorne, zum erſten Male ſeit vielen Jahren, Schimpfwörter aus. Luiſe hörte faſt nichts; ſie dachte nur an ihren Geliebten, und hatte alles Andre rings um ſich her vergeſſen.

Frau

Frau von Halden verbeugte ſich endlich, und ſagte im höchſten Zorne etwas, das niemand verſtand. Das Fräulein verbeugte ſich, und war eben ſo laut. Auch Karl und der Graf ſprachen zugleich. So gingen alle Vier in lautem, heftigem Geſpräch aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Die Domeſtiken kamen zum Vorſchein, und ſahen zu ihrem Erſtaunen die zornigen Menſchen. Frau von Halden nahm den Arm ihres Sohnes; das Fräulein hängte ſich an den Grafen. Man verbeugte ſich noch einmal gegen einander. Karl und ſeine Mutter ſetzten ſich in den Wagen; der Graf und das Fräulein gingen die Treppe wieder hinauf. Auf jeder dritten Stufe ſagte der Graf: „ich, ein umſtändlicher alter Narr!“ und das Fräulein: „blaue Lippen! keine Zähne!“

Luiſe war jetzt ſchon auf ihrem Zimmer, und rief mit ausgebreiteten Armen, mit Thränen in den funkelnden Augen: „ſo hab' ich ihn wieder! er iſt unſchuldig!“

Karl ſaß beſchämt, und erbittert zugleich, im Wagen, und überlegte. Er konnte nicht begreifen, durch wen ihm der nahe Sieg entriſſen war. Seine Mutter, die von ſeinen nun geſcheiterten

Planen ſehr wenig erfahren hatte, wollte den Zuſammenhang wiſſen. Er antwortete ihr aber in ſeiner Erbitterung mit Ungeſtüm und rauh. Sie merkte jetzt zum erſten Male, daß ihr Sohn ſie nur dann liebte, wenn ihm Alles nach Wunſche ging. Beide kamen erbittert nach Hauſe, und blieben es fürs erſte. Als aber Karl zuverläſſig wußte, daß Emilie mit Julien entflohen war, betrug er ſich anders, und hatte die Liebe ſeiner ſchwachen Mutter bald wieder gewonnen. Er erfuhr in einigen Tagen, daß Emilie ſich in Sollingen aufhielt; und nun drang er in ſeine Mutter, ſie von dem Major zurück zu fordern. Die Mutter war ſehr ſchwer zu dieſem Schritte zu überreden; indeß ſie mußte ſich entſchließen, da Karl nicht aufhörte ihn zu verlangen.

Sie ſchrieb an den Major in bittern Ausdrücken, und an Emilien heftig drohend. Emilie ſchlug die Forderung ihrer Mutter in einem ehrfurchtsvollen, aber beſtimmten Tone ab. Der Major ſchrieb Folgendes:

„Karl, Frau Schweſter, iſt ein Schurke, „ein Straßenräuber, ein Menſchendieb. Ein „Schurke; denn er hat ſeinen Bruder verführen wollen. Mir hat die Haut geſchaudert,

„als die Mamſell Julie es erzählte. Doch das „wird Gott richten. — Ein Straßenräuber; „denn er hat Emilien geraubt. Ein Menſchen„dieb; denn er hat Seibolden an die Oeſtreicher „verhandelt. Emilien geb' ich nicht heraus. Sie „können mich belangen; und dann werde ich „den Richter fragen, ob ich ein Kind in die „Hände einer Mutter geben ſoll, die ihren einen „Sohn liebt, weil er ein Böſewicht iſt, und „ihre zwei andren Kinder haßt, weil ſie gute, „edle Menſchen ſind. Uebrigens rathen Sie „Karln, daß er nicht mir oder meinem alten „Hennig einmal vor die Augen kommt. Einen „Wolf ſchießt man todt, wo man ihn ſieht; „und Karl iſt ärger, als ein Wolf: er iſt der „leidige Teufel. Mein Neffe Hennig, das ſage „ich Ihnen, kommt zurück. Er ſoll alles er„fahren, und dann, dafür ſtehe ich Ihnen, den „Teufel austreiben. Auch Seibold, das hoffe „ich zu Gottes Gerechtigkeit, wird einmal zu„rückkommen. Wenn Sie und Ihr Karl ſich „vor Menſchen nicht fürchten, ſo ſagen Sie ihm „doch, daß er ſterben und dann vor dem Rich„terſtuhle Gottes Rechenſchaft geben muß. „Wir, ich, Emilie, ſein Bruder und Seibold,

„werden dann als Ankläger ihm zur Seite ſte„hen; und heucheln kann man da nicht, das „wiſſen Sie.“

„Etwas Beſſeres kann ich Ihnen nicht „ſchreiben. Mir ſtehen dabei die Augen voll „Waſſer. Gott gebe, daß es wirkt! Amen.

„Halden.“

Das, was nach des Majors Meinung wirken ſollte, wirkte nicht; Karl lachte über den treuherzigen Ton des Briefes. Aber die Drohung ſeines Onkels, ihn todt zu ſchießen wie einen Wolf, machte deſto mehr Eindruck auf ihn. Theils, um der Gefahr auszuweichen, Theils um nicht Zeuge davon zu ſeyn, daß ſein verhaßter Bruder, wenn er zurückkäme, über ihn triumphirte, entſchloß er ſich, auf Reiſen zu gehen. Einige Tage nachher fuhr er, mit den beſten Wünſchen ſeiner Mutter, und mit reichlichen Wechſeln von ſeinem Vater, aus Moorberg ab.

Der alte treue Hennig hätte wirklich den Kammerjunker bei der erſten Gelegenheit auf ſein ganzes Leben gezeichnet. Als er deſſen Betriegerei erfuhr, ſchauderte er zuſammen; und nun erkläite er mit den kräftigſten Flüchen ſeinen

Abſcheu vor Karln, und ſeinen Vorſatz, den Liebling ſeiner Seele, Hennig, an ihm zu rächen. Er ging jetzt nie anders als mit dem Säbel an der Seite aus, und war ſehr unwillig, als er hörte, daß Karl abgereiſt wäre. Sein Zorn fiel nun auf Selenbergen, und er ſprach oft ſehr kräftig über die Pflicht des Majors, „dieſen Satan" zur Rechenſchaft zu ziehen. Emilie erzählte jetzt Dorchens Begebenheit, deren Ausgang ſie nicht wußte, ausführlicher, als bei ihrer Ankunft in Sollingen. Der Major runzelte dabei die Stirn, und als er zu Bette gehen wollte, ſagte er ruhig zu ſeinem Hennig: „Alter, morgen wollen wir einen Ehrenritt machen."

Nun, Gott Lob! erwiederte Hennig. Er ging hinunter, ſchliff des Majors Säbel, putzte und probirte die Piſtolen, und legte ſich dann ruhig ſchlafen. Nicht ſo ruhig lag der Major. Er richtete ſich im Bette wieder auf, und fliſterte: „iſt das auch recht, was ich thun will? Der liebe Gott weiß wohl, daß ich all mein Lebtage das Duelliren gehaßt habe; denn es iſt Mord. Aber es giebt doch Schurken, denen man nicht anders beikommen kann, als mit der

Klinge. Könnt' ich klagen, ſo wollt' ich den Säbel verroſten laſſen. Aber, großer Gott! wo kann ein armer Vater klagen, wenn ein Unmenſch ſeine Tochter verführt! Wo ſoll ich klagen, daß der Schurke den armen Hennig hat unglücklich machen wollen! Und Gerechtigkeit müſſen wir doch ausüben; ungeſtraft darf der Böſewicht nicht bleiben. Nein, hier iſt es nichts Böſes. Wir Menſchen ſollen ja gerecht ſeyn, wie Gott es iſt." Mit dieſen Worten warf er ſich beruhigt wieder auf ſein Kopfküſſen; und ſchon nach zwei Minuten ſchwebte die Ruhe aus ſeinem Herzen auf ſeine Augen.

Am folgenden Morgen ſaß er heiter in dem Kreiſe ſeiner Familie, ohne nur von fern daran zu denken, daß er ſie vielleicht zum letzten Male ſähe: ſo groß war ſein Glaube an Gottes Gerechtigkeit. Unvermerkt trat er einen Augenblick vor Hennigen in ein Fenſter, und ſagte: „Alter, mach' nur immer die Pferde zurecht. Sterben ſoll er nicht; aber zeichnen will ich ihn ein wenig, damit er lernt, daß Menſchen über ihm ſind."

Die Pferde wurden eben aus dem Stalle gezogen; da fuhr Luiſe auf den Hof, und Al-

les rief: unſre kleine Gräfin! Julie wurde ein wenig blaß, und faßte Emilien an. Dieſe ſagte: „ſeyn Sie ruhig! Luiſe wird Ihnen verzeihen.“

Der Major war der Gräfin entgegen gegangen. Sie warf ſich an ſeine Bruſt, und ſagte weinend: „o mein Vater! mein guter Vater! nun bin ich wieder glücklich! Halden iſt unſchuldig. Ach, warum ſagten Sie mir nicht früher, daß er mich ſo lieb hat, daß er ſo unglücklich iſt; ich hätte ihm ſchon längſt vergeben!“ Der alte Hennig drückte und küßte ihr die Hand, und der Major führte ſie hinauf. Sie wußte noch immer nicht recht, wie die Sache zuſammenhing, und kam jetzt, um Emilien darüber zu befragen. So wie ſie in das Zimmer trat, fiel ihr erſter Blick auf Julien, und ſie wurde bleich. Die Majorin eilte von der einen Seite, und Emilie von der andern, freudig auf ſie zu; aber Luiſe hielt mit banger Unruhe ihre Augen feſt auf Julien geheftet.

Julie näherte ſich ihr endlich, und ſagte mit ſanfter Stimme: nein, Sie können es mir nie verzeihen, daß ich . . .

„Ja, ja! Aber iſt er unſchuldig? ganz unſchuldig? war er mir immer treu?“

Gnädige Gräfin, es giebt auf der Erde keinen edleren, treueren Mann, als den Herrn von Halden. Er iſt ganz unſchuldig, ganz.

„Aber er ſelbſt," hob Luiſe wieder an, „hält ſich doch für treulos! O Gott, wie bin ich getäuſcht, wie betrogen!"

Julie erzählte nun den Zuſammenhang ausführlich, und beruhigte dadurch die Gräfin vollkommen. Sie ſagte zuletzt noch: ſeine Treue war ſo zart, daß er ſchon das Mitleiden und die Freundſchaft, deren er mich würdigte, für Unrecht hielt. Er hat mich nie geliebt, gnädige Gräfin, nie! das ſchwör' ich Ihnen.

Luiſe hatte noch hundert Fragen zu thun; aber Julie antwortete immer ſchnell, und widerſprach ſich nie, ob ſie es gleich für gut fand, Manchem eine kältere Farbe zu geben, als es wirklich gehabt hatte. Die Unterredung endigte ſich damit, daß Luiſe weinend Julien die Hand zur Verſöhnung reichte.

Der Major nahm nun Abſchied, ohne etwas von ſeinem Vorſatze zu entdecken, und ſtieg zu Pferde. Unterweges hielt er mit ſeinem alten Freunde noch eine lange Unterredung über die Zuläſſigkeit der Duelle. Er wiederholte, was

er geſtern vor dem Einſchlafen darüber gedacht hatte. Der alte Hennig fand das Alles ſehr richtig. Wo wollt' es denn auch hinaus, ſagte er, wenn nicht bisweilen ein Exempel ſtatuirt würde! Da wüchſen einem ja die Schurken am Ende zu Kopfe. Nein, wir müſſen einmal dem lieben Gott in's Amt fallen. Der kann wohl geduldig, und mitleidig mit den Schurken ſeyn; aber wir armen Menſchen fühlen zuletzt, wo uns der Stiefel drückt. —

Dieſe Bemerkung fiel dem Major auf. Er hielt ſein Pferd an, und ſagte: „hm! du kannſt wohl Recht haben, Alter. Aber ſoll ich Wurm nun ungeduldiger ſeyn, als Gott? Wenn er ſolche Menſchen, wie Selenberg und Conſorten, auf der Erde leiden will, was hab' ich ihm denn einzureden? Nein, guter Hennig, das müſſen wir erſt recht überlegen."

Das iſt ſchon überlegt, Herr Oberſtwachtmeiſter. Wenn die Menſchen ſo geduldig ſeyn wollten, wie der liebe Gott, ſo könnten wir uns am Ende vor Schurken, vor Dieben und Mördern nicht retten. Das Strafamt auf Erden überläßt er den Menſchen. Laſſen Sie uns immer reiten; wir reiten mit Gott!

Der Major überlegte noch einige Augenblicke, und ſagte dann: „wir wollen reiten! Es iſt richtig. Eigentlich zwar gehört das Strafamt der Obrigkeit, und nicht dem erſten beſten Menſchen. Doch wo die Obrigkeit ſich nicht in's Mittel ſchlagen kann oder will, da muß es freilich ein ehrlicher Mann thun. Aber Hennig, je mehr ich es überlege: nur im äußerſten Nothfalle; merke dir das! nur im äußerſten Nothfalle. Und ich hoffe zu Gott, darin ſind wir mit Selenbergen."

Das glaub' ich auch, Herr Oberſtwachtmeiſter. Und Sie wollen ihn ja nur zeichnen, ihm ſo einen kleinen Denkzettel für die Zukunft geben.

„Ja, das will ich, mit Gottes Hülfe."

Unter frömmeren Gedanken und mit ruhigerem Herzen iſt wohl nie ein Menſch zu einem Duelle geritten, als der Major. Er kam endlich auf Selenbergs Gute an, trat in dem Wirthshauſe ab, und ging dann in ein kleines Birkenwäldchen hinter dem Garten des Schloſſes. „Hol' ihn her, Hennig!" ſagte der Major; „und ſey hübſch höflich, damit er ſieht, daß auch wir Lebensart haben!"

Hennig ging recht gravitätiſch durch den Garten in das Schloß, und fragte einen Bedienten: „iſt Sein Herr zu Hauſe?" — Das weiß ich nicht; da muß Er den Kammerdiener fragen. — „Wo iſt der Kammerdiener?" — Ei, was kümmert mich das! ſagte der Menſch, und wollte gehen. Aber Hennig faßte ihn bei dem Kragen, und fragte noch einmal ſehr laut: „wo iſt der Kammerdiener?" Auf dieſe ſchrecklichen Töne, von denen die Fenſter zitterten, kamen ſogleich mehrere Domeſtiken zum Vorſchein. — Ich bin der Kammerdiener. — „Iſt Sein Herr zu Hauſe?" fragte Hennig mit ernſtem Tone. — Ja! — „Ich muß ihn ſprechen!"

Sag' Er mir nur, was Er zu beſtellen hat. Er ſoll Antwort haben. (Der Kammerdiener beſah dabei den alten Hennig von oben bis unten.) — „Was ich ſeinem Herrn zu ſagen habe, das braucht er nicht zu wiſſen." — Ich werde Ihn melden.

Der Kammerdiener ging die Treppe hinauf zu ſeinem Herrn. Hennig folgte langſam nach, trat vor Selenbergs Zimmer, und hörte die Worte: ſag' nur, ich wäre nicht zu Hauſe. —

Selenberg war ſeit der Begebenheit mit Grell ziemlich furchtſam geworden, und wollte jetzt überdies nicht geſtört ſeyn, da er ſeinen Freund Karl von Halden gerade bei ſich hatte.

Hennig machte die Thür ſogleich auf, und trat langſam und feierlich in das Zimmer. Karl und Selenberg erſchraken, als ſie ihn erblickten. „Ich habe ein Paar Worte mit Ihnen allein zu ſprechen,“ fing Hennig an. Karl machte eine Bewegung gegen die Thüre hin; Selenberg hielt ihn aber, und ſagte: bleib! . . . Der Herr von Halden iſt mein Freund; er kann alles hören, was mich angeht.

„Nun, meinethalben! Iſt der Bediente da auch Ihr Freund?“

Unverſchämter Menſch! fuhr Selenberg auf, weil er das für Spott hielt, was der Alte ſehr ernſthaft ſagte. — Ruf die Leute zuſammen! flüſterte er dem Kammerdiener zu. — Was will Er?

„Mein Herr, der Major von Halden, läßt Ihnen ſagen, daß er ein Paar Worte mit Ihnen allein zu ſprechen hat. Er iſt unten in dem Birkenwäldchen am Garten. Ich habe Befehl, Sie mitzubringen. Sie werden alſo ſo gut ſeyn . . .“

Selenberg gerieth in Verlegenheit, die er vergebens zu verbergen ſuchte. Ich muß geſtehen, hob er endlich lächelnd an, Sein Herr iſt ſehr höflich! Mir das durch einen Reitknecht ſagen zu laſſen! In der That, ſehr höflich!

„Ein Reitknecht? ja, das bin ich; aber ein ehrlicher Menſch: und der iſt mehr werth, als ein Präſident, der ein Spitzbube iſt.“

Jetzt fuhr Selenberg an die Klingel, und ſogleich ſtürzten alle Domeſtiken herein. Was ſagſt du, Kerl? rief Selenberg mit funkelnden Augen. Werft mir den groben Kerl zum Hauſe hinaus!

„Wie?“ ſagte der Alte mit donnernder Stimme und flammenden Augen: „mich hinauswerfen?“ Er ſprang gegen das Fenſter hin, und legte die Hand an den Säbel. „Bürſchchen, kommt mir nicht zu nahe, das rath' ich euch! Ich werde wohl ſelbſt gehen, wenn ich meine Commiſſion ausgerichtet habe.“ — Die Bedienten ſahen den Alten erſchrocken an, und keiner wagte es, näher zu kommen: ſo ſchrecklich flammten ſeine Augen.

Der Kammerjunker fliſterte Selenbergen zu: laß dich mit dem alten Kerl nicht ein! er iſt ein Teufel, wenn er in Zorn geräth.

Selenberg hatte gar keine Luſt, ſich zu ſchlagen, und ſtand mit finſtern verlegenen Blicken da. Karl ſagte ihm in's Ohr: gieb dem Major ein gutes Wort, und ſpiele den Neuigen; du ſollſt ſehen, dann zieht er wieder ab. — Selenberg ſagte zu Hennigen: alſo im Birkenwäldchen iſt Sein Herr? Ich werde ihn ſelbſt ſprechen. Komm' Er! — Langſam ging der Alte hinter Selenbergen her, der Karln bei der Hand gefaßt hatte, und mit jedem Schritte furchtſamer wurde. Karl wollte unterweges entſchlüpfen: aber Selenberg hielt ihn um ſo feſter; und ſo kamen ſie endlich in das Birkenwäldchen.

Der Major ſaß auf einem Baumſtamme, hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und ſann noch immer über die Rechtmäßigkeit ſeines Vorhabens. Als er aber Selenbergen, und ſogar auch Karln erblickte, regte ſich ſein Zorn, und alle Bedenklichkeiten waren verſchwunden. Er ſtand raſch auf, ſtellte ſeine Mütze auf den Baumſtamm, ging ſeinem Feinde entgegen, blieb vor ihm ſtehen, und ſah ihm eine Weile finſter in's Geſicht. Dann ſagte er mit unterdrücktem Schmerze: „ich alter Mann mit

grauen Haaren muß noch etwas thun, das ich nicht einmal als ein hitziger Jüngling gethan habe. Und daran ſind Sie Schuld, Herr von Selenberg. Sie haben meinem Neffen (nicht dem Schurken da) ein Weibsbild auf den Leib gehetzt, ihn unglücklich zu machen; Sie ſind an Seibolds Unglück, an den Thränen der Gräfin von Espenbruch, und an Emiliens Leiden Schuld; Sie haben eines ehrlichen Mannes Tochter, die Mamſell Grell, elend gemacht, und ihre Mutter ermordet. Das Alles, Herr, ſind, wie Sie nicht leugnen werden, Thaten eines Böſewichts. Gäbe es ein Tribunal, vor dem ich Sie dieſer Verbrechen wegen anklagen könnte, ſo ſollten Sie mich hier nicht ſehen. Aber jetzt muß ſich wohl ein Menſch in's Mittel ſchlagen, Sie zu züchtigen; und dieſer Menſch will ich ſeyn. Hier iſt mein oder Hennigs Säbel — (Hennig zog ſeinen Säbel hervor) — und hier ſind ein Paar gute Piſtolen." — (Hennig goß Pulver auf die Pfanne.)

Selenberg war ſchon bleich; aber noch mehr wurde er es, als Hennig auf einmal ſagte: ſoll ich Ihnen rathen, ſo nehmen Sie den Sä-

bel, Herr von Selenberg Der Herr Major hat nicht Luſt, Sie in's Grab zu ſtrecken; er will Sie nur ein wenig derb zeichnen. Und mit den Piſtolen iſt es ein eignes Ding; für die kann niemand ſtehen. Freilich ſchießt mein Herr auf den Knopf; aber ein Paar Finger breit weiter, ſo liegen Sie da!

Dieſe treuherzige Verſicherung ſetzte Selenbergen in fürchterliche Angſt, und er ſagte zitternd: Herr Oberſtwachtmeiſter, in der That .... Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich jetzt dazu komme, gerade jetzt, da ich auf dem Wege bin, mein Unrecht wieder gut zu machen. Eben dieſe Grell iſt meine Frau; und meine Tochter habe ich legitimiren laſſen. Meine Anſprüche auf Emilien ſind längſt aufgegeben. Ich glaubte, noch einmal Ihre Achtung zu verdienen; in der That das glaubte ich, das war mein Beſtreben.

„Wie?" fragte der Major erſtaunt; „die Grell wäre Ihre Frau? die Grell aus Waldengrund? Iſt das wahr?"

So wahr, als der Himmel über uns iſt! Ich kann Ihnen den Trauſchein zeigen, und die Erlaubniß des Fürſten, meine Tochter zu

legiti-

legitimiren. Sie ſollen die offenbarſten Beweiſe bekommen, daß ich anfange, mein Unrecht wieder gut zu machen.

„Nun, das muß ich ſehen! . . . Packe nur Säbel und Piſtolen wieder weg, Hennig. Wenn's ſo iſt, ſo ſoll mich Gott behüten, daß ich zürnen wollte, wo er beſſert. Kommen Sie!"

Selenberg führte mit leichterem Herzen den Major in das Haus, und zeigte ihm die beiden erwähnten Dokumente. „Das iſt recht gut," ſagte der Major; „aber laſſen Sie mich lieber Ihre Frau und Ihre Tochter ſehen." Selenberg zuckte die Achſeln, und ſagte mit anſcheinender Aufrichtigkeit: ich habe geheirathet, um mein Unrecht wieder gut zu machen; allein ich darf auf das Glück, meine Frau bei mir zu haben, nicht hoffen. — „Warum nicht?" — Weil ſie mich nicht liebt.

Der Major erwiederte: „hm! die Probe läßt ſich bald machen. Schreiben Sie einmal ihrer Frau: ſie möchte kommen. Ich will ihr auch ſchreiben; ſie kennt meinen Nahmen wohl. Und dann ſchicken Sie den Wagen mit meinem alten Hennig nach Waldengrund. Es kann ja von hier wohl kaum fünf Meilen ſeyn. Wir

wollen doch ſehen, ob die Schuld an Ihnen liegt, oder an der Frau."

Selenberg war gefangen, und ärger als je. Noch heute erwartete er die angenehme Nachricht, daß der Tod ihn von dem ſchrecklichen Grell, der ſehr gefährlich krank lag, befreiet hätte. Er dachte darauf, ſobald er dieſen Mann nicht mehr fürchten dürfte, ſeine Verbindung mit Dorchen trennen zu laſſen; jetzt ſtand aber wieder der eben ſo ſchreckliche Major da, und drohete ihm, ſie noch weit feſter zu knüpfen. Selenberg machte allerlei Ausreden, doch immer mit ſo vieler Geſchmeidigkeit, daß der Major nicht wieder in Zorn gerathen konnte. An das Duell dachte dieſer jetzt nicht mehr. Er nahm ganz freundſchaftlich von Selenbergen Abſchied, und erinnerte ihn nur noch einmal, ſich Mühe zu geben, daß ſeine Frau bald zu ihm käme. „Sie kennen mich!" ſagte er mit Nachdruck; „laſſen Sie mich nicht zum zweiten Male Sie beſuchen!"

Hennig war gar nicht mit der Sanftmuth des Majors zufrieden. Er erzählte brummend ſeinem Pferde: nun iſt der Schurke entwiſcht! Da hat mein Herr auch einmal einen dummen

Streich gemacht! — „Das hab' ich nicht!" ſagte der Major; „ſondern vielmehr etwas Gutes gethan. Mir fiel allerlei ein, woran wir nicht gedacht hatten. Erſtlich war Karl da. Sieh, wenn ich bei einem das Strafamt übernehmen müßte, ſo wär' es doch bei dem; denn er iſt meines Bruders Sohn, und Selenberg nur ein Fremder. Aber ſag ſelbſt: konnte ich mich wohl mit Karln ſchlagen? Siehſt du, wenn das bei ihm nicht recht iſt, ſo kann es bei einem Fremden noch weniger recht ſeyn. Und wenn Selenberg Grells Tochter geheirathet hat: — ſoll ich denn ihren Mann zum Krüppel hauen?" — Ja, ſagte Hennig, das glaube, wer will; ich nicht! Es iſt eine Nothlüge von ihm. — Er fing an ſich über die Sache auszubreiten, bis endlich der Major rief: „wir wollen bald wiſſen, was daran iſt. Laß uns nach Waldengrund reiten!" Sie wendeten die Pferde, und waren am Abend in Waldengrund. Der Major ging in das Haus, und, weil unten Niemand war, die Treppe hinauf. Da kam Dorchen mit verweintem, bleichem Geſichte aus einem Zimmer, und rang die Hände. Der Major redete ſie an, und nannte ſeinen Nahmen.

Sie ſind es? Sie? ſagte Dorchen, und ein Strahl der Freude drang in ihre Augen. Sie führte ihn in das Zimmer, wo ihr Vater faſt ſchon im Sterben auf ſeinem Bette lag. Hier iſt der Major von Halden! ſagte Dorchen; und ihr Vater ſtreckte ihm beide Arme matt entgegen. Nun, lispelte er, nun will ich gern aus der Welt gehen. Gott hat meinen Wunſch erhört. Schützen Sie meine Tochter gegen Selenbergen; ein Sterbender bittet Sie darum!

Der Major gab Grellen die Hand, und verſprach ihm das mit einem feierlichen Eide. Dorchen mußte nun die Geſchichte ihrer Verheirathung erzählen, weil ihr Vater vor Mattigkeit nicht konnte. Der Major ſagte dann: „vielleicht iſt er geneigt, Sie als ſeine Frau anzuerkennen. Auf alle Fälle werde ich Sie mit Ihrer Tochter zu mir nehmen, und Ihre Rechte gegen jeden vertheidigen.“ Dieſe wiederholte Verſicherung beruhigte den ſterbenden Vater aufs neue. Er reichte dem Major die Hand, blickte ihn dankend an, und — war nicht mehr.

Der Major konnte Dorchen, die jetzt des Troſtes ſo ſehr bedurfte, nicht verlaſſen. Er blieb bei ihr, bis der Leichnam beerdigt war, und

ſchlug ihr dann vor, mit ihm nach Sollingen zu gehen. Sie nahm das um ſo lieber an, da ſie vor Selenbergs Verfolgung zittern mußte. In der nächſten Stadt wurde nun eine Chaiſe gekauft. Dorchen gab manche Sachen, die ſie nicht mitnehmen wollte, einer Köhlerfamilie zum Aufheben, verſchenkte andere, und ſetzte ſich dann mit ihrer Tochter in den Wagen.

Der Major hatte ſie ſchon oft gefragt: „können Sie Sich denn nicht entſchließen, bei Selenbergen zu leben? Es iſt doch Ihre Pflicht, als Frau und als Mutter.“ Sie wußte weiter nichts darauf zu erwiedern, als daß es unmöglich wäre. „Nun, freilich,“ ſagte er, „müſſen wir erſt ſehen, wie Selenberg denkt. Er ſoll um Sie bitten; nicht Sie um ihn.“

Der Major fuhr, ohne Dorchens Wiſſen, über Selenbergs Gut, das nicht weit aus dem Wege lag; hier hörte er aber, der Präſident ſey nach der Reſidenz abgegangen, und entſchloß ſich, ihm dahin zu folgen. Als er nach zwei Tagen gegen Abend dort ankam, ließ er ſich ſogleich nach Selenbergen erkundigen, und erfuhr, daß der Herr Präſident morgen mit dem Hofe nach einem Luſtſchloſſe gehen würde. Nun ſagte

er zu Dorchen: „ziehen Sie doch das beſte Kleid an, das Sie haben.“ Sie glaubte, daß ſie ihren Onkel Ahrens beſuchen ſollte, und wählte ein Kleid, das zwar ſehr einfach, aber doch nicht ganz außer der Mode war, da ſie es nach einem, das Emilie in Waldengrund trug, gemacht hatte. Als ſie mit dem Major im Wagen ſaß, nahm er ihre Tochter auf ſeine Kniee, liebkoſ'te dem Kinde, und ſagte: „Muth gefaßt, Dorchen! wir fahren zu Selenbergen!“ Dorchen erſchrak; aber der Major verſicherte ihr ſeinen Schutz ſo zärtlich, daß ihr wirklich leichter wurde, und daß ſie entſchloſſen ſagte: ja, ich will ihm ſeine Tochter zeigen. Er iſt ihr Vater, und mein Mann!

„So iſt es recht, mein Kind! ſo iſt es recht! . . . Und du, Kleine? kennſt du wohl deinen Vater noch?“ — O ja. — „Nun, wenn wir in das Zimmer kommen, ſo lauf auf ihn zu, ruf: o mein Vater! und wirf dich vor ihm auf die Kniee.“ — Er unterrichtete die Kleine noch weiter in ihrer Rolle, und bei dieſen Geſprächen kamen ſie vor des Präſidenten Wohnung.

Selenberg war, gleich nach des Majors Beſuche auf ſeinem Gute, in die Reſidenz gereiſt.

Er mußte, ehe er ſich wieder von Dorchen los machen konnte, nothwendig wiſſen, wie der Fürſt dazu gekommen war, ſich ihrer anzunehmen; und er fürchtete, daß er nicht ohne Schleifwege ſeinen Zweck erreichen würde. Bald nach ſeiner Ankunft machte er Beſuche, und ſetzte alle Menſchen, die ihn mit vielſagendem Lächeln zu ſeiner Verheirathung Glück wünſchten, durch ſein noch mehr ſagendes Lächeln in Verlegenheit. Der ganze Hof wurde irre an ihm. Der Fürſt ſelbſt wußte nicht, was er aus Selenbergen machen ſollte, da dieſer gar nicht unzufrieden ſchien, und ſeine Abweſenheit vom Hofe mit Geſchäften auf ſeinen Gütern entſchuldigte. Man ſah es übrigens ſehr gern, daß der Präſident wieder da war; denn der Hof konnte ihn wegen ſeines großen Talents, Luſtbarkeiten zu erfinden und anzuordnen, nicht entbehren.

Mit Einem Worte, niemand erfuhr beſtimmt, wie es eigentlich mit Selenbergs Verheirathung wäre. Wurde er geradezu gefragt, ſo antwortete er lachend: wenn ich nur erſt reden darf, der ganze Hof ſoll auf einen Monath in gute Laune kommen. Man wird lachen, und, ich ſtehe dafür, nicht auf meine Koſten. — „Aber, wo iſt

denn Ihre Gemahlin?" — Meine Gemahlin? Sehen Sie, das iſt eben das Lächerliche! Hier, dort, überall; und meine Tochter dazu. Haben Sie denn nichts von meiner Tochter gehört? Das ſollten Sie doch! Denn das iſt ja der Hauptſpaß bei der Sache.

Schon am dritten Tage ſagte man einander: Selenberg iſt gewiß nicht verheirathet, und er wird am Ende uns Alle auslachen. Eben das hatte Selenberg zum Endzwecke gehabt. Er wollte aus Furcht vor dem Major ſeine Heirath nicht ableugnen, aber ſie auch nicht geſtehen; und dabei hoffte er, daß irgend ein Zufall ihn wieder von ſeiner Frau losmachen würde, ohne daß die Schuld auf ihn ſelbſt fiele. Sein Verhältniß mit dem ganzen Hofe war bald wieder das vorige; und gerade an dem Abend, da der Major mit Dorchen und ihrer Tochter in der Reſidenz ankam, gab er eine Fete, an der ſelbſt der Fürſt und ſeine Gemahlin Theil nahmen.

Als der Major mit ſeinen Begleiterinnen aus dem Wagen geſtiegen und in das Haus getreten war, wies ein Bedienter ihn die Treppe hinauf. Ein andrer Bedienter, der vor der Thür des Saales ſtand, wunderte ſich zwar

über die beiden ſehr einfach gekleideten Damen, die nicht ganz ſo ausſahen, als ob ſie in die Geſellſchaft gehörten; aber da ein Officier mit einem Orden ſie führte, ſo öffnete er die Thür.

Der Major wäre beinahe wieder umgekehrt, als er im Saale ſo viele Menſchen und ſo helles Licht ſah; indeß er war nun einmal zu weit, um zurückgehen zu können. — So wie er in den Saal getreten war, hefteten die Naheſtehenden ihre Augen auf die beiden ſehr einfach gekleideten Frauenzimmer.

Wer kommt da? fragte der Fürſt, der auf den erſten Blick nur die Damen, und nicht den Major, bemerkte. Selenberg, der etwas blödſichtig war, eilte den Fremden entgegen. In dem Augenblicke, da er Dorchen erkannte, knieete die kleine Sophie ſchon vor ihm nieder, und ſagte ſehr laut: o, mein Vater, haben Sie Mitleiden mit Ihrer Tochter! Sogleich ſchloß die ganze Geſellſchaft einen Kreis um Selenbergen und die Fremden. Elende Kreatur! rief Selenberg wüthend, und riß ſich von dem Kinde los. Aber jetzt erblickte er den Major, und blieb, in einer Mitleid erregenden Geſtalt, wie eine Bildſäule, ſtehen. Die Hän-

de, mit denen er das Kind wegſtoßen wollte, waren aufgehoben; und in dem bleichen, zu dem Major gewendeten Geſichte lag Angſt und Schrecken. Der Major hatte ſich bei dem Anblick der zahlreichen, prächtig gekleideten Verſammlung ſchon weit weg gewünſcht, und würde einen Wink von Selenbergen gewiß befolgt haben; aber der Ausruf: elende Kreatur! gab ihm ſeine Faſſung, und mit ihr ſeine zufahrende Hitze, wieder. „Elende Kreatur?“ wiederholte er, und trat Selenbergen einen Schritt näher. „Ja, das weiß Gott! eine ſehr elende Kreatur, deren Vater ein Unmenſch iſt!“ Der Fürſt trat heran, und der Major ſagte: „nehmen es Ew. Durchlaucht nicht ungnädig. Wir haben von der Geſellſchaft hier nichts gewußt; ſonſt wär' ich heute nicht gekommen. Aber da wir nun einmal hier ſind, ſo kann ich es doch nicht ſo gleichgültig anhören, daß ein Vater ſeine Tochter eine elende Kreatur nennt!“

Der Fürſt lächelte, und ſchwieg. Mit jeder Sekunde ſtieg die allgemeine Verlegenheit; niemand wußte, was er ſagen, was er thun ſollte. Zu dieſer Scene gehörte die Entſchloſſenheit, ſeine Leidenſchaft, gleichviel ob Zorn oder

Liebe, ausbrechen zu laſſen; aber Selenberg ſtand, weil er dies Mal den Kopf verloren hatte, wie verzweifelnd und mit niedergeſchlagenen Blicken in der Mitte da. Dorchen war, blaß und ängſtlich zitternd, mit ihrer Tochter zurück an die Thür getreten, und hatte nicht einmal Beſinnung genug, weg zu gehen.

Der Major würde mit ſeiner Hitze bald Leben in die Todtenſtille gebracht haben, wenn ihn nicht der Gedanke, daß er Dorchens Spiel verderben könnte, zurückgehalten hätte. Der Fürſt beſann ſich zuerſt wieder, und ſagte: lieber Herr Major von Halden, die Damen werden Ruhe nöthig haben. Wahrſcheinlich ſind Sie eben erſt angekommen. — Nun, Selenberg? fuhr er lächelnd fort: die Ueberraſchung haben Sie gewiß nicht erwartet. Geſchwind weiſen Sie Ihren Gäſten Zimmer an, wo ſie ſich erholen können. Aber eilen Sie! Ein Viertelſtündchen will ich noch warten, ehe wir ſpielen.

Dieſer Wink brachte Selenbergen zu ſich ſelbſt. Er bot Dorchen den Arm, verbeugte ſich, und führte ſie in ein benachbartes Zimmer. Sie ging mechaniſch mit ihm; der Major folgte langſam und verlegen.

Selenberg warf ſich, wie in Verzweiflung, auf den Sofa, und rief: ich möchte raſend werden! — „Raſend?“ fragte der Major, der jetzt wieder anfing ſich zu beſinnen. „Kommen Sie, liebe Frau! komm du unſchuldiges, verſtoßnes, armes Kind! Ich will euch aufnehmen. Ueberlaßt dieſen elenden Böſewicht ſeinem Gewiſſen!“

Jetzt ſprang Selenberg in vollem Grimme auf: Herr Major, Sie ſollen mich in meinem Hauſe nicht beſchimpfen! Ich fordere Genugthuung. Ja, ich haſſe dieſe abſcheulichen Geſchöpfe, und Sie dazu. Sie haben meine Ehre beleidigt. Morgen ſehen wir uns wieder.

„Ja denn, morgen! Dann will ich dich vor dem Tode zittern lehren. Morgen ſollſt du mit mir an den Rand der Ewigkeit treten, vor den Richterſtuhl Gottes!“ — Er führte Dorchen und ihre Tochter raſch zum Zimmer hinaus in den Wagen, und fuhr nach Hauſe.

Selenberg ging noch lange mit großen Schritten auf und nieder. Er war in dieſem Augenblick erhitzt genug, über die Drohungen des Greiſes zu lachen; und dieſe Stimmung

gab ihm auch wieder ſo viel Muth, daß er in leidlicher Faſſung zu der Geſellſchaft gehen konnte. Alles ſaß ſchon beim Spiele. Man aß nachher, und die Geſellſchaft ging aus einander, ohne daß jemand nur eine laute Bemerkung über die ſeltſame Scene gemacht hatte.

Endlich kam Selenberg zum ruhigen Ueberlegen. Seine Beſchämung über einen ſolchen éclat, und ſein Zorn über den Major, erhielten ſeinen Muth noch immer in Feuer; aber am folgenden Morgen wurde er bleich, als er mit dem Gedanken an den furchtbaren Mann erwachte. Er ſah ihn jetzt mit flammenden Augen und blinkendem Säbel vor ſich ſtehen, wie ſeinen Todesengel. Zum erſten Male verwünſchte er jetzt ſeine Wolluſt, und dachte mit Zittern an den Tod. Schon ſann er auf Mittel, dem Duelle auszuweichen, und war beinahe entſchloſſen, Dorchen zur Vermittlerin zu machen; als er aber mit ſeinen Vorſätzen noch hin und her ſchwankte, ging die Thür auf, und der Major trat bewaffnet in das Zimmer.

Selenberg ſuchte ſich zu faſſen. Er fing an zu ſprechen, ließ ein Frühſtück bringen,

und entſchuldigte das geſtrige Betragen mit ſeiner aufwallenden Hitze. Der Major ſagte nur von Zeit zu Zeit: „es wird ſpät, Herr von Selenberg! Wollen Sie Sich nicht anziehen? Ich mache wichtige Geſchäfte gern früh ab.“ Selenberg kleidete ſich langſam an, und hielt dabei eine Vorleſung über die Raſerei der Duelle; allein er merkte zuletzt, daß der Major nicht einmal zuhörte.

Endlich war er fertig, ſo lange er auch gezögert hatte. Nun ſtand der Major auf, nahm ſeine Mütze, und ging. Selenberg folgte ihm mit langſamen Schritten, und ſagte: ich muß doch erſt ſatteln laſſen! — „Iſt ſchon beſorgt,“ erwiederte der Major; „Ihr Pferd ſteht ſeit einer halben Stunde da.“ Er ritt mit Selenbergen nach einem abgelegenen Hölzchen, ſprang da vom Pferde, und winkte ſeinem Hennig, es zu halten. „Hier, guter Gott, hier bin ich!“ ſagte er laut. „Verzeihe, daß ich Wurm dein Richtſchwert nehme!“ (Dabei zog er den Säbel). „Aber ich muß. Ein Menſch, der ein gutes Mädchen ſo ſchändlich verführt und ihre Eltern ermordet hat, der nun noch obendrein ſein armes, unſchuldiges Kind verſtößt: der

iſt nicht werth, daß ihn die Erde trägt. Seine Seele empfehl' ich deiner Barmherzigkeit."

Selenbergen war jetzt ſchon zu Muthe, als ſollte er niederknieen, um enthauptet zu werden. Noch bleicher wurde er aber, als der Major fragte: „iſt es Ihnen nicht gefällig abzuſteigen?" Hennig hatte Mitleiden mit Selenbergs Angſt, und ſagte: Herr Oberſtwachtmeiſter, laſſen Sie doch den Herrn Präſidenten ſich erſt erholen. Er ſieht ja aus, als ob er ſchon da läge! Dem könnte jetzt ein Kind den Gnadenfang geben. — „Nun, ich habe noch Zeit," erwiederte der Major, der ſich ebenfalls des Mitleidens nicht erwehren konnte. Endlich ſtieg Selenberg ab, und mit Empfindungen, als ſollte er in die Ewigkeit treten. —

„O Gott!" ſagte der Major, und blickte gen Himmel; „dein Auge ſieht uns. Sey dem Sünder barmherzig und gnädig!" — Bei dieſen fürchterlichen Worten war Selenberg wie ſchon vernichtet. Er legte die Hand an ſeine Stirn, die mit Angſtſchweiß übergoſſen war, und ſchwankte. Sie wollen mein Leben! ſagte er endlich mit bebender Stimme. Warum aber,

da ich gern wieder gut machen will, was ich kann? Fordern Sie, Herr Major; ich räume Alles ein. Ja, ich will Dorchen als meine Gemahlin und das Kind als meine Tochter anerkennen.

Der Major ſah ihn lange ſehr ernſthaft an. Endlich ſagte er: „nun, es ſey darum! Ich habe hier nicht meinen Verdruß zu rächen, ſondern Ihre Frau und Ihre Tochter zu vertheidigen. Aber ſtehe ich ſo" — er hob den blinkenden Säbel — „zum dritten Male vor Ihnen, dann wird kein Anerbieten Sie retten! . . . Sie wollen alſo Frau und Tochter anerkennen?"

Das will ich, ſo feierlich Sie es verlangen; ſelbſt in Gegenwart des Hofes, wenn es ſeyn muß.

„Was Hof! Was hat der mit der Sache zu thun! Sie ſollen Ihrer Frau und Ihrer Tochter nur ein hinlängliches Auskommen geben; zum Exempel das kleine Gut in der Mark."

Selenberg bewilligte das ſehr gern, und ritt nun ſehr erleichtert wieder nach der Stadt. Unterweges bat er den Major, ihm ſeine Frau

und

und Tochter zum Mittagseſſen zu bringen. Jetzt, da er ſeinen Kopf wieder hatte, behandelte er Dorchen mit der Artigkeit eines Hofmannes, der ſich in ſein Schickſal ergiebt, und freiwillig zu thun ſcheint, was er thun muß. Er nahm ſogar ſeine Tochter einige Male in die Arme, und liebkoſ'te ihr.

Nach Tiſche machte er die Abtretung des Gutes in der Mark gerichtlich. Dorchen wußte von der Scene am heutigen Morgen nichts; daher ſchien ihr Selenbergs Benehmen ſo edelmüthig, daß ſie ihm keinen Vorwurf machen konnte, und bei der ganzen Verhandlung ſchweigend, mit Thränen in den ſchönen Augen, da ſaß. Selenberg empfand jetzt wirklich für ſie und ſeine Tochter eine Art von Wohlwollen, das den Stachel ſeines Verdruſſes ein wenig ſtumpfte. Gegen Abend, als Beide mit dem Major weggehen wollten, hatte er nicht den Muth zu fragen: wird meine Frau nicht bei mir bleiben? Man ging verlegen, doch mit Artigkeit, aus einander, und ſchon am folgenden Morgen ganz früh fuhr der Major mit der Frau von Selenberg nach Sollingen ab, das er in Kurzem heiter wiederſah.

Der Kreis der Freude vermehrte ſich dort mit den Menſchen, und die Hoffnung des Majors, daß auch Hennig und Seibold wiederkommen würden, wuchs mit jedem Tage. „Gebt Acht!" ſagte er mit frohen Blicken; „wir werden noch Alle glücklich! und auch du, Emilie!"

Man fuhr zuſammen nach Ransleben. „Nicht wahr, Herr Graf," ſagte der Major; „nun bekommt mein Hennig Ihre gute Tochter?" Der Graf ſagte zwar nicht ausdrücklich Ja, doch eben ſo wenig Nein; und Luiſe konnte ſich die ſüßeſten Hoffnungen machen.

Die Freude wurde immer größer, als man endlich beſtimmt erfuhr, daß Karl und Selenberg zuſammen auf Reiſen gegangen wären, und ſo bald nicht wiederkommen würden. Selenberg hatte gleich nach der letzten Zuſammenkunft mit dem Major ſeinen Abſchied gefordert, um dem Hohnlächeln, das er befürchten mußte, auszuweichen, und war zu ſeinem Freunde Karl geeilt. Nun brauchten Emilie und Julie nicht mehr vor ihm zu zittern, was ſie zeither noch immer gethan hatten, obgleich der Major ihnen oft verſicherte, daß ſie nichts von ihm befürchten dürften.

Jetzt ſchrieb Luiſe an Hennigen, und ihre Feder war in die Flamme der Liebe getaucht, als ſie ihn beſchwor, ſo bald als möglich zurückzukommen. Der Ruſſiſche Reſident in der Hauptſtadt verſprach, den Brief zu beſorgen.

Emilie war die Einzige unter den glücklichen Menſchen in Sollingen, die nicht wieder heiter wurde, da durch alle Erkundigungen niemand etwas von Seibolden erfahren konnte. Selbſt der Major fing an ein Unglück zu befürchten: „denn," ſagte er zu ſeinem Alten, „er hätte geſchrieben, wenn er . . . — noch lebte," wollte er hinzu ſetzen; aber die Worte wurden ein tiefer Seufzer.

Eben jetzt, da man in Sollingen und Ransleben noch oft voll Sorgen war, lag Hennig ſchon an dem Herzen ſeines geliebten Lehrers.

Seibold hatte ſogleich mit nach Ungarn marſchiren müſſen, und war zu genau beobachtet worden, um nur noch einmal ſchreiben zu können. Sein Kummer, ſeine Sehnſucht machten ihn krank, und endlich kam er mit andern Halbkranken an die Türkiſche Gränze. Hier wurde er eingeſtellt, und erwarb ſich durch ſeine Kenntniſſe bald die Achtung ſeines Ka-

pitäns, der ihn dann in Kurzem zum Unterofficier ernannte, und ihm auch Hoffnung machte, daß er höher ſteigen ſollte. Er war nicht ausgezeichnet brav, aber auch nicht feigherzig, und wegen ſeiner kalten Entſchloſſenheit überall zu gebrauchen.

Bei Munkatſch ſollte ein kleines Corps von Ruſſen und Oeſtreichern zuſammen gezogen werden. Das Loos traf eben das Regiment, bei welchem Seibold ſtand, und es marſchirte über das Gebirge an das Ufer des Nieſter, wo man Vorpoſten ausſtellte, um die Streifereien der Türkiſchen leichten Truppen zu verhüten. Eines Tages wurden die Ruſſiſchen Vorpoſten im Walde, längs dem Fluſſe weiter hinauf, überfallen, und es entſtand Lärm. Der Oeſtreichiſche Befehlshaber ſchickte einige Freiwillige dahin, und mit ihnen mußte auch Seibold gehen. Schon zogen die Ruſſen ſich fliehend zurück, und die Türken folgten ihnen; doch das Gefecht erneuerte ſich, als die Oeſtreicher nach und nach herankamen. Auch jetzt waren die Türken noch zu ſtark, und umſchwärmten auf ihren flüchtigen Pferden die Feinde von allen Seiten. Das Gefecht mußte ſich alſo in mehrere

kleinere zertheilen. Seibold zog ſich mit einigen Soldaten in das Gebüſch, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Auf einmal ſah er zwei Türken gegen einen Ruſſiſchen Officier fechten, der ſchon verwundet war, und ſich nur noch ſchwach vertheidigte. Er eilte hinzu; aber ſeine Leute folgten ihm nicht, weil ſo eben auch ſie von Feinden angeſprengt wurden. Seibold ſchoß. Die beiden Türken wendeten um; und in dieſem Augenblicke ſank der Ruſſiſche Officier ermattet vom Pferde.

Jetzt hörte Seibold von allen Seiten das fürchterliche Angriffsgeſchrei der Türken, und neben ihm wurde gerufen: zurück, zurück! wir ſind verloren! Schon wollte er wieder in den Wald; aber er bemerkte, daß der Ruſſiſche Officier eine Bewegung machte und einen Seufzer ausſtieß. Nun ſprang er hinzu, rüttelte ihn, und goß ihm etwas Branntwein auf die Lippen. Endlich ſchlug der Officier die Augen auf. Seibold deutete ihm durch Zeichen an: er möchte ſich retten. Als der Officier ſich mit Mühe aufgerichtet hatte, führte Seibold ihn in das dickſte Gebüſch, und ſetzte ihn an einem Baume nieder. Nun

hieb er mit ſeinem Pallaſch Strauchwerk ab, um den Ort, wo der Ruſſe lag, noch mehr zu verſtecken; und ſo oft er Menſchen hörte, ging er ſelbſt wieder in das Gebüſch zurück.

Der Lerm verlor ſich endlich in die Ferne hin. Jetzt kam Seibold zu dem Ruſſen, der bleich und mit Blute bedeckt da ſaß, und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſeine Wunden (einen Hieb über den Kopf, und einen andern in den Oberarm) verbinden wollte. Er that es, ſo gut er konnte. Der Ruſſe drückte ſeinem Retter die Hand, und ſchlief dann vor Erſchöpfung ein.

Seibold fand auf dem Kampfplatze den Dolman und den Turban eines gebliebenen Türken, und auch einen Mantel. Das Alles brachte er ſeinem Ruſſen, um ihn damit zu bedecken. Jetzt war es Abend. In der Nacht ſpürte Seibold umher, ob er nicht irgendwo einen Ruſſiſchen oder Oeſtreichiſchen Poſten finden könnte; aber er merkte von fern nichts als Türken, und kam beinahe ohne Hoffnung wieder zu ſeinem Ruſſen, der noch immer in tiefem Schlafe lag. Endlich erwachte er. Seibold hatte den Einfall, ihn Franzöſiſch

anzureden, und bekam zu ſeiner Freude Antwort in eben der Sprache. Er brach aber das Geſpräch ſogleich wieder ab, damit der Kranke nicht noch matter werden möchte.

Sie genoſſen etwas von dem Brote, das Seibold noch hatte, und nahmen ſich vor, den ganzen Tag über hier zu verweilen, die künftige Nacht aber längs dem Nieſter hin zu gehen, wodurch ſie nothwendig nach Czerwonogrod kommen mußten. Am Tage hielten ſie ſich ganz ſtill, und aßen einige Wurzeln, die Seibold gefunden hatte. Als die Nacht einbrach, gingen ſie längs dem Fluſſe hin durch dicken Wald und Sumpf. Der Ruſſe ſtützte ſich dabei auf Seibolden, der mit der größten Geduld alle Unbequemlichkeiten übernahm, die Dornen im Wege niederhieb, und von Zeit zu Zeit einen Ruheplatz aufſuchte, wo ſein Kranker ſitzen konnte.

Am folgenden Morgen rekognoscirte Seibold die Gegend, und fand alles ſicher. Nun ſuchte er an irgend einen Ort zu kommen, wo Nahrungsmittel wären. Er ging allein, und fand endlich die Hütte eines Polen, oder eines Moldauers; denn die Kleidung des Bewohners war aus den Trachten beider Nationen zuſam-

mengeſetzt. Dieſer Mann ging mit Seibolden, und half den Ruſſen nach ſeiner Hütte führen. Er nahm die Fremden mit Gaſtfreundſchaft auf, theilte ihnen mit, was er hatte, einige gedörrte Fiſche, und ließ ſeine Tochter ein Lager von Baumblättern bereiten. Seibold gab ihm zu verſtehen, daß ſein Gefährte verwundet wäre. Nun bekreuzte ſich der Mann, und nannte den Nahmen Maria, um zu ſagen, daß er ein Chriſt ſey, und daß er ihnen helfen wolle.

Das war in der That ſehr nöthig; denn der Weg hatte den Ruſſen ſo angegriffen, daß er ein heftiges Fieber bekam, ehe er ſich noch auf das Lager niederlegen konnte. Seibold wollte ihm nun die Wunden ordentlich verbinden. Das Mädchen ſah ihm erſtaunt und mitleidig zu, gab ihm zu verſtehen, daß er warten möchte, und lief aus der Hütte. Nach einer Viertelſtunde kam ſie mit einer Menge Kräuter und Wurzeln wieder, und käuete einen Theil, um den Kranken damit zu behandeln. Seibold trug Bedenken, ob er das zugeben könnte. Der Alte kreuzte ſich aber einmal über das andre, nahm ein Beil, machte die Bewegung des Holzhauens, und

zeigte dann triumphirend auf ſeine Tochter. Seibold verſtand ſehr leicht, daß der Mann ſagen wollte, er habe ſich in's Bein gehauen, und ſey von ſeiner Tochter geheilt worden; indeß ſchüttelte er noch immer den Kopf. Nun warf das Mädchen ſich vor dem Kranken nieder, ſprach ſehr eifrig, und legte die Hand auf die Bruſt, als ob ſie verſicherte.

Der Ruſſe ſagte endlich zu Seiboldeu: laſſen Sie dem Mädchen ſeinen Willen. Sie wuſch nun die eine Wunde, und legte ihren Umſchlag von Kräutern und Wurzeln auf. Als der Ruſſe zu verſtehen gab, daß es kühlte, tanzte ſie umher, und küßte ſeine Hände. Die Kopfwunde behandelte ſie eben ſo. Aber vorher machte ſie eine Oeffnung im Dache auf, um ein wenig Licht in die finſtre Hütte, oder vielmehr nur auf das Lager des Kranken, zu bringen; und ihrem Vater ſagte ſie: er möchte die Haare auf dem Kopfe des Verwundeten abſcheeren.

Nun ging das Mädchen weg, um Waſſer zu holen, und damit das Blut aus dem Geſichte des Kranken zu waſchen. Während deſſen ſchrieb dieſer, mit Thränen in den Augen, etwas in ſeine Schreibtafel, reichte ſie dann Seiboldeu

hin, und ſagte mit matter Stimme, noch immer Franzöſiſch: „ſterbe ich, ſo beſtellen Sie das. Sie werden es nicht bereuen.“ Seibold verſprach ihm, ſeinen Auftrag zu beſorgen, und ging nun, weil eben das Mädchen wiederkam, hinaus, um ſeine mitleidigen Thränen nicht länger unterdrücken zu dürfen. Nach einer Weile ſah er die Adreſſe an, die ſein Ruſſe ihm aufgeſchrieben hatte; und er wurde bleich, als er las: à Monsieur le Major de Halden à Sollingen, prés de * * *. Jetzt erkannte er auch die Hand. Wer weiß ſeinen Schmerz, ſein Entzücken zu ſchildern! Es war Hennig, den er gerettet, es war Hennig, mit dem die Vorſehung ihn in dieſer fernen Gegend zuſammen geführt hatte! — Er ſank mit lautem Schluchzen auf die Kniee, und konnte kaum noch die Schreibtafel in den zitternden Händen halten. Als er endlich wieder in die Hütte gehen wollte, kam das Mädchen heraus, und winkte ihm: er möchte ſtill ſeyn; der Kranke ſchliefe.

Mit überwallender Freude drückte Seibold das Mädchen an ſeine Bruſt, und rief: „es iſt Hennig! es iſt mein Freund, mein Geliebter! Sieh hier, hier!“ Er hielt dem Mädchen die

Schreibtafel hin. Sie legte ihm die Hand auf den Mund, zeigte auf die Hütte, und machte die Augen zu.

Seibold beſann ſich endlich. Er las nun mit ſchmerzlichem Entzücken den Brief, den Hennig ſchon früher an ſeinen Oheim geſchrieben, und zu dem er jetzt mit Bleiſtift einige Zeilen hinzugeſetzt hatte, worin er Abſchied nahm, ſeinen Retter, den edeln Ungar, empfahl, und auch Luiſen Lebewohl ſagte. Mit gefalteten Händen dankte Seibold dem Himmel, daß der Zufall ihn in ein ſo fernes Land geführt hatte. Auch das Mädchen fiel, als ſie das ſah, auf die Kniee, und betete.

Seibold bedachte jetzt, daß er Hennigen noch nicht ſagen dürfe, wer er ſey, weil ihm die Freude ſonſt ſchädlich werden könnte. Wie es zugegangen war, daß ſie einander nicht ſchon früher erkannt hatten, ſah er bald ein. Hennigs Geſicht war von Blut entſtellt, und Seibold ſelbſt in dem Feldzuge braun und mager geworden. Die Kleidung und die Entfernung von dem Vaterlande trugen ebenfalls dazu bei, ſie einander unkenntlich zu machen. Wenn ſie nun auch dunkel Aehnlichkeit mit einer ihnen ſchon

bekannten Stimme zu bemerken glaubten — wie war nur daran zu denken, daß Hennig bei den Ruſſen, und Seibold bei den Oeſtreichern wäre? Und geſprochen hatten ſie ſeit ihrem Zuſammentreffen nur einzelne Worte in einer fremden Sprache.

Leiſe kroch Seibold nun durch die niedrige Thür in die Hütte, und machte die Oeffnung im Dache wieder auf, um ſeinen Hennig deutlicher zu ſehen. Jetzt, da kein Blut mehr das Geſicht entſtellte, erkannte er auch deſſen Züge. Er warf ſich leiſe an dem Lager nieder, und hatte Mühe, ſeinem Schluchzen zu wehren. Das Mädchen ſah ihm mit gerührten Blicken zu. Sie legte die Hand auf ſeine Schulter, und ſchien fragen zu wollen: warum er ſolchen Theil an dem Jüngling nehme? Seibold zeigte erſt auf Hennigen, dann auf ſein Herz, und drückte die Hände, wie in einer Umarmung, zuſammen. Das Mädchen machte allerlei freudige Bewegungen, als ob ſie ihn verſtände. Ihr Vater kam eben herein. Sie zeigte mit Thränen in den Augen auf ihn und ſich, legte des Vaters Hand auf ihren Kopf, und wies dann auf Seibolden und Hennigen, als ob ſie fragen wollte: biſt du

ſein Vater? Als Seibold mit dem Kopfe nickte, erzählte das Mädchen dem Alten mit großem Eifer, wahrſcheinlich, daß hier der Vater den Sohn wiedergefunden hätte. Nun lief ſie weg, und kam nach einiger Zeit ſehr fröhlich mit Früchten, Blumen und einem Haſen, den ſie geſchoſſen hatte, wieder. Sie bereitete den Haſen zu, und brachte Milch von einigen Kühen, die zu der Hütte gehörten; kurz, ſie traf Anſtalten, dieſes glückliche Zuſammentreffen durch ein Feſt zu feiern.

Seibold merkte bald, was das gutherzige Mädchen wollte; denn ſie fing ſogar an, ſich zu putzen. Er bezeigte ihr ſeine Dankbarkeit, und gab ihr einige Geldſtücke, einen Kamm, ein Meſſer, eine Scheere, die er bei ſich hatte. O Gott! dachte er mit gen Himmel gerichteten Blicken: ſo giebt es auch in den ödeſten Wildniſſen Menſchen, die dein Geſetz erkennen und ehren! Endlich ſchlug Hennig die Augen auf. Seibold wendete ſich ſogleich ab; aber nun knieete das Mädchen zu Hennigen nieder, und ſchien ihm begreiflich machen zu wollen, daß hier ſein Vater wäre. Sie zog Seibolden herbei, wurde böſe, als er das Geſicht noch immer ab-

wendete, und gab ihm ſeine Geſchenke zurück. Seibold drang ſie ihr wieder auf, und ſagte Deutſch: gutes, liebes Mädchen! Schnell wendete Hennig den Kopf zu ihm. „Sie ſprechen Deutſch? — Seibold bejahete. „O Gott! welche Freude!“ rief Hennig, und es goß ſich Farbe über ſeine Wangen. „Auch ich bin ein Deutſcher.“ Er reichte Seiboiden mit einer zärtlichen Bewegung die Hand hin. „O mein Retter! mein Wohlthäter!“ Seibold wendete ſich ab, um ſeine tiefe Rührung zu verbergen. Aber das Mädchen drehete ihn zu Hennigen um, und bat, wie es ſchien, er möchte ſich doch endlich nennen. Hennig blickte ſeinen Retter verwundert an, und hielt ihm beide Arme hin. Nun widerſtand Seibold nicht länger. Er warf ſich an die Bruſt ſeines Freundes, und rief, ſich vergeſſend: o, du geliebter Jüngling! — „Seibold! Seibold!“ rief Hennig; der ihn den Augenblick an dieſem Tone erkannte. Er wollte aufſpringen, ſank aber bleich auf ſein Lager zurück. Doch bald drangen aus ſeinen Augen, die ſtarr auf Seiboiden gerichtet blieben, Freudenthränen hervor. Nach und nach kam wieder Farbe in

ſein Geſicht, und Kraft in ſeine Muskeln, daß er ſich aufrichten konnte. Jetzt ſchloß Seibold ihn in ſeine Arme, an ſein Herz. Ihre Thränen miſchten ſich; Seufzer, Liebkoſungen und Töne des Entzückens ſtrömten aus ihren Lippen. Das Mädchen tanzte in frohem Taumel umher, und der Alte betrachtete das Schauſpiel mit freudigen Blicken.

Die Freude war Hennigen nicht ſchädlich, ſondern goß neue Kraft in ſeinen Körper. Er lehnte ſich an die Wand, und nun erzählten Beide einander ihre Begebenheiten unter immerwährenden Liebkoſungen und zärtlichen Thränen. Seibold fing ſchon am folgenden Tage wieder an, in der Nachbarſchaft zu unterſuchen, ob ſie auch ſicher wären. Weit und breit war alles ruhig, und in der öden Gegend weder Feinde noch Freunde zu ſehen. Nun beſchloß Seibold, hier die Wiederherſtellung ſeines Freundes abzuwarten.

Eines Tages kam der Alte nach Hauſe, und die beiden Gäſte ſahen ihm an, daß er ihnen eine wichtige Nachricht zu geben hatte. Seibold glaubte ſchon, es wären Feinde in der Nähe; aber das Mädchen brachte ihn bald

aus ſeinem Irrthume, und machte deutlich, was ihr Vater wollte. Sie ſetzte dem Alten Hennigs Ruſſiſches Kasket auf, und hängte ihm Seibolds Mütze mit der Oeſtreichiſchen Chiffer an, ſo daß er, wie nun leicht zu begreifen war, die beiden chriſtlichen Mächte vorſtellen konnte. Nun ſetzte ſie den Turban auf, den Seibold neulich auf dem Kampfplatze gefunden und aus Vorſorge mitgenommen hatte. Dann focht ſie mit ihrem Vater eine Zeitlang. Endlich ſteckten beide die Degen ein und gaben einander die Hände. Nun verſtanden Seibold und Hennig, was ihnen in der That die allerwichtigſte Nachricht war, daß der Friede zwiſchen den feindlichen Mächten geſchloſſen ſey. Ihrer Rückreiſe lag jetzt weiter nichts im Wege, als Hennigs Wunden; doch die Kräuter des Mädchens thaten ihm ſehr gute Dienſte, und er war in einigen Wochen vollkommen wieder hergeſtellt.

Seibold und Hennig wußten zu ihrem Kummer nicht, womit ſie ihren Wirth und ſeine Tochter für ſo wichtige Dienſte belohnen ſollten. Beide gaben ſich große Mühe, ihnen den Wunſch anzudeuten, daß ſie mit nach Deutſchland reiſen

ſen möchten; aber es war vergeblich. Endlich erkundigten ſie ſich, ob nicht in der Nähe ein Dorf ſey. Als der Vater es bejahete, baten ſie ihn und die Tochter, ſie dahin zu begleiten. Nach einigen Stunden hatten ſie das Dorf erreicht, und zu ihrer großen Freude fanden ſie darin einen Juden, der Deutſch genug verſtand, um ihr Dolmetſcher ſeyn zu können. Hennig ließ durch den Juden ſeinem Wirthe vorſchlagen, ihn mit ſeiner Tochter nach Deutſchland zu begleiten, wo er für ihr Glück ſorgen wollte.

Nun entſtand eine ſehr rührende Scene. Das Mädchen ſprach ſehr eifrig mit dem Juden, und er ſagte dann mit Lächeln: ſie bäte die beiden Herren, in ihrer Hütte zu bleiben; dann wollte ſie fiſchen, jagen, und alle andre Arbeit für ſie verrichten. Hennig und Seibold mußten das freilich ablehnen; aber ſie ſchloſſen das gutherzige Mädchen in ihre Arme, und verſicherten ſie mit Thränen und Küſſen ihrer zärtlichen Dankbarkeit. — Sie ließen nun den Alten fragen, was ſie für ihn thun könnten; und er antwortete: ſie ſollen ſich unſer zuweilen erinnern. Beide wußten nun gar nicht mehr, wie ſie ihren gütigen Wirth und ſeine Tochter belohnen ſoll-

ten. Der Jude, der die Bedürfniſſe dieſer Naturkinder beſſer kannte, half ihnen aus der Verlegenheit. Einige Louisd'or, ſagte er, wären hinlänglich, dieſe Menſchen reich und glücklich zu machen. Man gab ihm Geld, und er kaufte dafür in dem Dorfe eine trächtige Kuh, eine Säge, einige Beile, und noch andre unentbehrliche Hausgeräthe.

Er ſelbſt handelte mit Kleidungsſtücken und Putz für dieſe Menſchen. Hennig kaufte beinahe ſeinen ganzen Kram, und ſchenkte ihn ſeinen Wohlthätern. Dann wechſelte er von dem Juden eine Anzahl Dukaten, ſchlug Löcher hinein, zog ſie auf eine Schnur von ſeiner Uniform, und hängte ſie dem Mädchen mit Liebkoſungen um den Hals. Sie hüpfte und jauchzte vor Freude. Der Jude ſagte den beiden Deutſchen: ſie wäre vollkommen glücklich; denn nun könnte ſie einen jungen Menſchen in dem Dorfe, den ſie liebte, heirathen.

Dieſe Scene zog Menſchen herbei, und endlich auch den Geliebten des Mädchens. Sie hüpfte ihm entgegen, zeigte ihm die Reihe Dukaten, die Kuh, die Säge, die Beile, den Putz; und die Verbindung war in dem Augenblicke ge-

ſchloſſen. Dann eilte das Mädchen von der Bruſt ihres Geliebten an Hennigs, an Seibolds Bruſt. Beide konnten ſich erſt ſpät aus den Armen dieſer gutartigen, genügſamen Naturmenſchen losreißen, und gingen dann mit dem Juden, der ihnen die Nachricht von dem Frieden beſtätigt hatte, den Weg nach Halicz. Der Jude, der ſchon ſeit dreißig Jahren in dieſen Gegenden handelte und alle Wege kannte, führte ſie über die Quelle der Weichſel bis nach Krakau; und überall fanden ſie dieſelbe Gaſtfreundſchaft, wie in der Hütte ihres Alten.

In Krakau ſchrieb Hennig an den Chef des Ruſſiſchen Regiments, unter welchem er geſtanden hatte, um ſeinen Abſchied, und kaufte nun für ſich und Seibold bürgerliche Kleidung. Dann fuhren ſie nach Neiße, und von da nach Dresden. Als ſie auf der letzten Station vor dieſer Reſidenz bei ihrer Mahlzeit mit Ungeduld auf Pferde hofften, kam gerade eine Extrapoſt von dorther an, und es ſprangen zwei Reiſende aus dem Wagen. Der eine — es war Selenberg — grüßte, als er in das Zimmer trat, die beiden Fremden nachläſſig, ohne ſie zu erkennen. Der andre, Karl, ſprach noch in der Thür mit dem

Poſthalter. Jener wendete ſich um, und ſagte: das war für Dresden lange genug, Halden. Nun aber auch ſchnurgerade nach Wien! Du ſollſt ſehen, wie glücklich wir dort ſeyn werden; der Friede müßte uns denn Seibolden auf den Leib hetzen!

Er wird ja nicht! erwiederte Karl spöttiſch lächelnd — „Er wird!“ rief Hennig, und ſprang auf; „er wird! Da ſitzt er!“ Karl erkannte ſeinen Bruder und Seibolden, und wurde bleich vor Schrecken. Auch Selenberg erſchrak; doch faßte er ſich bald wieder. Sieh da, Herr von Halden! Willkommen in Deutſchland! — Willkommen! wiederholte Karl ganz leiſe. — Ich bitte dich, ruhig! fliſterte Seibold ſeinem Freunde zu; und Hennig ſetzte ſich, um weiter zu eſſen. „Eine Frage,“ hob Hennig wieder an, der keine Briefe aus Sollingen bekommen hatte: „lebt mein Onkel noch?“ — Ja! — „Und Emilie?“ (Seibold erröthete.) — Iſt in Sollingen, antwortete Karl verdrießlich. — „Und die Gräfin Espenbruch?“ fragte Hennig zitternd. — Ich bin ſchon lange von Hauſe weg. — „Was du auch denken magſt,“ ſagte Hennig, und trat

auf ſeinen Bruder zu: „ich bitte dich, antworte deutlich! Iſt ſie — verheirathet?“ Karl antwortete mit finſtern hämiſchen Blicken: in der That, das kann ich nicht beſtimmt ſagen. So viel weiß ich, daß ihre Hochzeit einige Tage vor meiner Abreiſe angeſetzt war.

Hennig wurde bleich, und heftete die traurigen Blicke auf ſeinen Bruder. Dann wendete er ſich zu Seibolden, und fiel ihm mit Zittern um den Hals. Karl lächelte; aber die Hölle tobte in ſeiner Bruſt, und er mußte bald die ſcheuen Blicke zu Boden ſchlagen. Seibold faßte ihn ſcharf in's Auge, und ſagte: alſo nur angeſetzt! nicht vollzogen! — „Iſt das eine Lüge, Karl,“ rief Hennig: — „du gießeſt mir hölliſches Gift in die Seele; — aber iſt es eine Lüge, ſo ſey dir der Himmel gnädig!“

Du wirſt zu Hauſe erfahren, daß es ſo iſt. Ihr Hochzeitstag war angeſetzt, als ich abreiſte.

„O!“ ſagte Hennig mit Schmerz; „wäre ich doch in unſerer Hütte am Ufer des Nieſter! Uns fehlte da nichts, was die Natur bedarf; und Herzen hatten dieſe Menſchen! Herzen!“

Karl ging während dieſer Apoſtrophe hin-aus, und trieb den Poſtmeiſter, Pferde zu ſchaffen. Die Vorſtellung des Glückes, das ſeinen Bruder erwartete, erregte ihm den bit-terſten Verdruß. Er fühlte (und das war die Strafe ſeiner ſchändlichen Handlungen), daß er mit allem ſeinem Haſſe, mit aller ſeiner Bosheit das Glück ſeines Bruders nur erhö-het hatte. Seine Phantaſie zeigte ihm den Augenblick, da Seibold und Hennig in Emi-liens und Luiſens Arme ſinken und Alle durch Liebe glücklich ſeyn würden. Schon dachte er auf ein Mittel, dies Glück noch einmal zu ſtören; aber er ſah keine Hoffnung, daß es ihm gelingen könnte. Mit heimlichen Ver-wünſchungen gegen Selenbergen und ſich ſelbſt, ſtieg er in den Wagen, und konnte für's er-ſte gar nicht wieder in die vorige Stimmung kommen.

Auch die beiden andern fuhren endlich ab. Hennig verwarf alle Hoffnungen, die Seibold ihm geben wollte, als die leereſten Träume; und ſo kam er der Gegend, die nun keine Freude mehr für ihn hatte, immer näher.

In Sollingen fühlte man ſich jetzt nicht

weniger unglücklich. Der Ruſſiſche Reſident in der Hauptſtadt hatte von dem General, dem er Hennigen empfohlen, einen Brief mit der Nachricht bekommen, daß der junge Halden wahrſcheinlich geblieben wäre. „Man hat zwar,“ ſchrieb der General, „ſeinen Körper nicht gefunden; aber an Gefangenſchaft iſt bei einem ſo blutgierigen Volke, wie die Türken, nicht zu denken.“ Der Reſident theilte dem Kammerherrn die traurige Nachricht mit, frei⸗lich, um nicht alle Hoffnung auf einmal zu vernichten, mit dem Zuſatze: daß ſein Sohn vielleicht nur gefangen ſey.

Der Kammerherr ſchüttelte den Kopf, als er den Brief geleſen hatte, gab ihn dann ſei⸗ner Frau, und ging in ſein Cabinet, um dem guten Sohne heimlich einige Thränen zu wei⸗nen. Du biſt dahin, armer Hennig, ſagte er klagend. Ich habe dich nie gehaßt, mein Sohn; nur deine Mutter that es. Und du wareſt doch beſſer, als dein Bruder. Ach, im Him⸗mel wird es deine Mutter mir doch nicht weh⸗ren, dich Sohn zu nennen, dich an meine Bruſt zu drücken, und dir zu ſagen, daß ich dein Vater bin! Guter Hennig! ich habe eben

ſo wenig glückliche Tage gehabt, wie du; und noch weniger: denn dich liebte doch dein Oheim, mein ehrlicher Bruder. Aber wer hat mich geliebt? . . . Wollte Gott, ich wäre mit dir im Grabe! Ich bin ihnen ſo gut zur Laſt, wie du, armer Hennig! — So beklagte der Vater ganz in der Stille ſeinen unglücklichen Sohn; aber er trocknete ſich ſogleich die Augen, und trat zu ſeiner Kanarienhecke, als er ſeine Frau an ihrem Gange hörte.

Es war jetzt ein ſonderbares Gemiſch von Empfindungen in der Seele der Kammerherrin: nicht eigentliches Mitleiden, und eben ſo wenig Betrübniß; ſondern vielmehr eine Art von Angſt, ein peinliches Bewußtſeyn ihrer Mitſchuld an Hennigs Tode, das ihr Thränen in die Augen drängte. — Aber welche Mittel hat der Menſch nicht, ſein moraliſches Gefühl zu entſtellen! Die Frau fühlte Gewiſſensbiſſe; allein ſie befreiete ſich davon mit dem Ausrufe: er verdient zwar keine Thränen; aber er war doch mein Kind! Sie nannte ihre Angſt: Brtrübniß; das Gefühl ihrer Schuld: Mitleiden; und dabei hatte ſie den unmenſchlichen Gedanken: o, wenn er nur nicht gefangen iſt! ſonſt könnte er einmal wiederkommen!

Als der Kammerherr den weinerlichen Ausruf: der arme Hennig! hörte, wendete er ſich von den Kanarienvögeln ab, und blickte ſeine Frau an, um zu ſehen, ob es ihr Ernſt mit dieſer Klage wäre. Sie fuhr ihn an: o, du biſt doch bei Allem kalt und gefühllos! Ich glaube, auch Karl könnte ſterben, und du würdeſt kein Wort dazu ſagen.

„Ach, liebe Frau," erwiederte er, und ſeine Thränen brachen unaufhaltſam hervor: „darf ich denn um meinen unſchuldigen, lieben, guten Sohn weinen? Gott gebe, daß es wahr ſeyn mag, was der Reſident ſchreibt: daß er vielleicht gefangen ſeyn kann! Wenn er wiederkäme; ja, mit Freuden wollten wir ihn aufnehmen, und das Unrecht, das wir ihm thaten, . . ."

Unrecht? Was ſprichſt du für aberwitziges Zeug! Hat er es beſſer haben wollen? Warum läuft er zu den Türken! Todt iſt er, das ſollſt du ſehen! Und käme er wieder . . . Jetzt können wir um ihn weinen; aber wenn er wieder käme — Nein, er kommt auch nicht wieder, gewiß nicht!

Der Kammerherr wendete ſich ab, faltete

die Hände, und ſchwieg. Mich ſoll nur wundern, fing ſeine Frau in einem triumphirenden Tone wieder an, was die alberne Gräfin ſagen wird, wenn ſie es erfährt! Ich will noch erleben, daß ſie an Karln denkt! Sollten ſie es wohl in Sollingen noch nicht wiſſen? Höre, lieber Mann, da doch der Major Hennigen hat wollen Kindestheil geben: — könnten wir das nicht jetzt als Hennigs Erben fordern? Ja, wenn Karl todt wäre, da würde der Major lachen!

„Das würde er nicht; gewiß nicht! Ich kenne meinen Bruder. Er iſt jetzt betrübt, und ich bin es auch. Ach, liebe Frau, es war ja unſer, nicht des Majors Sohn!"

Sie warf einen finſtern Blick auf ihren Mann. Dein Bruder mag weinen oder lachen, das gilt mir gleich. Aber vertheidigen ſollſt du ihn nicht; das hat er nicht an uns verdient!

Die Frau Kammerherrin wünſchte ſich nun eine Gelegenheit, die Nachricht von Hennigs Tode ſo bald als möglich nach Ransleben und Sollingen zu ſchaffen; und zu ihrer Freude erfuhr ſie, daß gerade ein Bauer aus Ransle-

ben in Moorberg war, und noch dieſen Abend wieder dahin zurück gehen wollte. Sie ſchickte ſogleich einen Domeſtiken ab, der dem Bauer, wie im Vorbeigehen, die Nachricht ſehr umſtändlich mittheilen mußte.

Das alte Fräulein kam früh Morgens zu Luiſen auf das Zimmer. Hm! hm! fing ſie an, und konnte keine Worte finden. Hm! hm! hob ſie noch einmal an, und ſah Luiſen bedenklich in's Geſicht. „Was iſt denn?" fragte Luiſe, und ſtand ohne große Unruhe auf; denn ſeitdem die Nachricht von dem Friedensſchluſſe angekommen war, hatte ſich ein Theil ihrer Angſt um den geliebten Hennig verloren. „Was iſt denn, liebe Couſine?"

Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, brachte das Fräulein ängſtlich hervor. Aber Sie müſſen mir vorher verſprechen, daß Sie Sich faſſen wollen. — Auf einmal war Luiſens Geſicht mit Todtenbläſſe bedeckt; ſie wankte, und ſchrie fürchterlich auf. Auch das Fräulein ſchrie, und ſagte dann: mein Gott, liebes Kind, erholen Sie Sich! — „O was iſt? was iſt?" rief Luiſe, und hängte ſich zitternd an des Fräuleins Arm. — Wenn Sie nicht ruhig

ſind, antwortete das Fräulein noch ängſtlicher, ſo ſag' ich gar nichts. — „Ich bin ja ruhig!" erwiederte Luiſe, und warf ſich, die Hände ringend, auf einen Stuhl. „Nun?"

Es geht ein Gerücht, aber nur ein Gerücht. Vielleicht iſt es auch wohl nicht wahr; denn es wird viel geſprochen . . .

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen! Was iſt es? Sagen Sie! — Iſt er todt? — Ach, Halden iſt todt!"

Eine ſolche Wirkung hatte das Fräulein nicht vermuthet; ſie ſtand leichenblaß da, und bereuete ihren Schritt. Luiſe legte jetzt die Hand an die Stirn, und ſank mit einem ſchmerzlichen Ausruf in Ohnmacht. Das Fräulein klingelte heftig. Die Jungfern kamen, und ſchrieen ſo laut, daß auch der Graf herbei eilte. Die Hände ringend, jammerte das Fräulein: der zweite Halden iſt todt, und nun ſtirbt auch die Gräfin! Sie erzählte dem Grafen, daß Haldens Eltern von dem Ruſſiſchen Reſidenten einen Brief bekommen hätten, worin ihnen Nachricht von Hennigs Tode gegeben würde. Luiſe war jetzt wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und hörte dieſe unglücklichen Wor-

te. „Alſo todt!“ ſagte ſie mit jammernder Stimme. — Von wem wiſſen Sie das, Couſine? fragte der Graf. — Das Fräulein nannte ihre Quelle. Es iſt nicht wahr! verſicherte der Graf; und Luiſe hing an ſeinem Halſe mit der furchtbar heftigen Frage: „gewiß nicht?“ Gewiß nicht! ſagte der Graf; ſonſt hätten wir ſchon längſt Nachricht von dem Major.

Kaum war das Wort „Major“ aus ſeinem Munde, ſo flog Luiſe an die Thür, die Treppe hinunter, und rief: „den Wagen! O, um Gottes willen, den Wagen!“ — Der Kutſcher eilte, und wer nur in der Nähe war, half ihm. So wie man angeſpannt hatte, ſprang Luiſe hinein, ohne ſich darum zu kümmern, daß ſie im Nachtkleide war, und rief: „nach Sollingen! um Gottes willen, geſchwind!“ Der Wagen rollte weg, ehe der Graf es noch hindern konnte. Aber, ſagte der Graf ſehr unmuthig: im Nachtkleide! Ich wollte, Fräulein, Sie wären mit Ihrer Botſchaft, wer weiß wo! Das wird mich zum Geſpötte der ganzen Gegend machen. Im Nachtkleide!

Luiſe rief ſehr oft aus dem Fenſter: „fahrt zu, Kutſcher! fahrt zu, um Gottes

willen!" Laut jammernd ſtieg ſie in Sollingen aus dem Wagen, und, die Hände ringend, ſtürzte ſie die Treppe hinauf. Der Major und Alle kamen ihr auf dem Saale entgegen. Sie warf ſich, ohne reden zu können, halb ohne Bewußtſeyn, dem Major in die Arme, riß ihn an den Schultern, und drückte ſich feſt an ihn. „Liebes Kind," ſagte der Major erſchrocken: „erholen Sie Sich! Herr Gott, was iſt denn?" — Mein Halden iſt todt! rief endlich Luiſe, und ſank in des Majors Arme. Er konnte ſie nicht mehr halten: ſo bebte er; und ſie ſank in die Arme ſeiner Gattin. „Todt!" ſagte er endlich. „Todt!" wiederholte er langſam, und beugte ſein Geſicht auf die Bruſt. „Hennig todt!" ſagte er noch einmal, ſank auf einen Stuhl, und ſah in tiefem, ſtillem Schmerze vor ſich hin. Dorchen führte Luiſen zu dem Sofa; Emilie ſuchte den Major zu beruhigen, ſo troſtlos ſie auch ſelbſt war. Er wies ſie, ſeine Gattin, und ſeine Tochter von ſich, und ſeufzte dann nach einer langen Päuſe: „ich bin ein Wurm. Hier kann ich nicht ſagen: du haſt ihn gegeben, du haſt ihn genommen! Nein, Gott hat mich alten Mann zu Schande

und Spott gemacht. Ich ſehe den Goldjungen bald wieder: das iſt mein einziger Troſt!" Seine Stimme war von Schmerz gebrochen, und er blickte nicht auf, als er das ſagte.

Nach einigen Minuten rief Dorchen die Majorin zu dem Sofa. Luiſe wollte nicht glauben, daß man hier noch nichts von Hennigs Tode gewußt hätte; und nun kam es zu Erklärungen. Das alte Fräulein hatte die Nachricht von ihrer Jungfer; die, von einem Bauer, der in Moorberg geweſen war, und ſo weiter. Man fing an zu zweifeln, und richtete einander gegenſeitig mit Hoffnungen auf. Der Major ließ ſatteln, und ſprengte nach Moorberg, ohne unterweges ein Wort mit ſeinem alten Hennig zu ſprechen. Er ging dort langſam die Treppe hinauf, und fragte ſeine Schwägerin traurig: „haben Sie Nachrichten von Hennigen?" Sie reichte ihm mit verſtellter Betrübniß den Brief des Reſidenten hin. Als der Major ihn durchgelaufen hatte, gab er ihn kalt zurück, öffnete die Thür, und rief ſeinem alten Huſaren zu: „Hennig, es iſt leider wahr! Er iſt hin!" Der Alte, der bis jetzt mit der Todesangſt eines Verbrechers auf dem Saale geſtanden hatte, ſchluchzte laut, und

dem Major floſſen die Thränen über die Wangen. — Er war beſſer als Karl! ſagte der Kammerherr auf einmal, von des Majors Schmerz überwältigt; und die beiden Brüder ſchloſſen einander in die Arme. „Karl, der Teufel,“ ſagte der Major halb leiſe, „hat deinen guten Sohn in den Tod gejagt.“ Die Mutter fuhr auf; und nun wurde der Major zornig. Er erzählte Karls Betriegerei mit Julien. „Frau,“ ſagte er dann, und trat vor ſeine Schwägerin hin: „ich will ſein Rächer nicht ſeyn. Aber läßt Gott Ihnen und Ihrem Buben von Sohn das ſo hingehen; kommen Sie ohne alle Strafe in's Grab: ſo — Gott mag es mir vergeben! — ſo läuft es auf Eins hinaus, ob man ehrlich oder ein Schurke iſt. Ihr habt den Goldjungen in den Tod gejagt; Ihr! Nicht mein armer Bruder, das ſeh' ich wohl an ſeinen Thränen. Ihre, Frau, Ihre gelten mir nichts, gar nichts. Das ſind Judas-Thränen, Krokodills-Thränen. Mein Bruder iſt nur ein ſchwacher Mann, der ſich ſeinen Sohn hat zu Kopfe wachſen laſſen. Aber glauben Sie mir, er wächſt auch Ihnen zu Kopfe; und dann wird Ein Teufel den andern martern, oder es müßte kein Gott ſeyn!“

Mit Heftigkeit eilte er zur Thür hinaus, obgleich ſeine Schwägerin ihn zum Mittagseſſen einlud. Er drückte ſeinem Hennig die Hand, und ſagte: „laß das Heulen, Alter! Wie weit haben wir denn noch hin bis zum Grabe! und da ſehen wir ihn ja wieder!“

Noch immer ſaß Luiſe bleich auf Einer Stelle, und wartete mit der größten Aengſtlichkeit auf die Rückkehr des Majors. Sie hörte nicht, was man ihr ſagte, und rührte die blaſſen Lippen, als ob ſie mit jemanden ſpräche; nur bei jedem Geräuſch auf dem Hofe eilte ſie an das Fenſter. Endlich kam der Major. Er war durch den Garten in das Haus gegangen, und ſchlich leiſe, wie ein Verbrecher, die Treppe hinauf. Als er mit Zittern die Thür aufmachte, eilte Luiſe ihm mit wilder Haſt entgegen.

„Gefangen iſt er!“ ſagte der Major; „gefangen! denn ſie haben ſeinen Körper nicht gefunden; und verſchwinden kann doch eine Leiche nicht.“ Er erzählte nun, was er in dem Briefe geleſen hatte, und wollte Luiſen Hoffnungen machen; aber ſein eigner Schmerz verrieth ihn. — Ach, ſagte Luiſe; wenn Sie es wiſſen, lieber Vater, ſo bitte ich Sie, ſagen Sie mir Alles.

Ich könnte den Höllenſchmerz nicht ertragen, meine Hoffnungen zum zweiten Male zerſtört zu ſehen. Jetzt habe ich mich ſchon in mein Schickſal ergeben, und bin gefaßt. Sagen Sie mir: iſt er todt? Sagen Sie mir Alles auf einmal!

Der Major ſchwieg noch; als aber Luiſe vor ihm niederknieete, brachte er mit Thränen und Schluchzen hervor: „ja, liebes Kind, ich glaube, er iſt todt. Tröſte dich, und denke, daß auch wir ſterben müſſen!" Luiſe ſtand auf, und ging mit großen Schritten hin und her. Dann blieb ſie ſtehen, und ſah mit trocknen Augen ſtarr vor ſich hin. Ihr Vater und das alte Fräulein kamen; und ſie hörte nichts von ihnen. Der Graf drang darauf, daß ſie mit ihm zurückfahren ſollte; aber nun ſank ſie zuſammen, und der Gedanke, ſie mit nach Ransleben zu nehmen, mußte aufgegeben werden. Man brachte ſie mit Mühe zu Bette, und der Graf ſelbſt entſchloß ſich, wenigſtens bis morgen in Sollingen zu bleiben.

Die Majorin hatte ſchon vorher den Wagen nach einem Arzte geſchickt, der endlich auch ankam. Als er ſich nach allen Umſtänden erkundigt hatte, ſagte er: in der That, der Herr von

Halden kann noch leben; doch jetzt dürfen wir die Hoffnungen der Gräfin wohl nicht erneuern, weil der Wechſel von Leidenſchaften ihr noch mehr ſchaden würde. Wo iſt ſie denn? — Die Majorin führte ihn zu ihr, in das Zimmer, das Hennig ehemals bewohnt hatte. Der Arzt that einige Fragen; und Luiſe gab ihm keine Antwort. Er wollte ihren Puls anfaſſen; ſie zog aber den Arm zurück, und ſagte: laſſen Sie mich ruhig ſterben! — Dieſe kalte Verſchloſſenheit machte den Arzt ſehr beſorgt, und er ſah nun wohl, daß er nothwendig erſt ihre Seele wieder in Bewegung bringen müßte. Daher winkte er der Majorin, daß ſie weg gehen möchte, und beſtritt dann nach und nach die Gewißheit von Hennigs Tode.

Kaum war die Majorin wieder bei ihrem Manne, ſo erhob ſich auf dem Hofe ein Tumult, ein verwirrtes Geſchrei von vielen Stimmen. Niemand im Zimmer kümmerte ſich darum; denn alles war um den Major beſchäftigt, der matt auf dem Stuhle ſaß, und wieder in die rührendſten Klagen um ſeinen Liebling ausgebrochen war.

Der Lärm kam näher. Die Thür flog auf;

und Hennig von Halden, Seibold, der alte Hennig und des Majors Tochter ſtürzten in das Zimmer. Hannchen rief: hier iſt Hennig! und nun ſanken die Kommenden im Uebermaß ihrer Freude vor dem Major auf die Kniee.

Man denke ſich, welche Wirkung dieſer ſchnelle Uebergang vom tiefſten Gram zu dem höchſten Entzücken auf das Herz des Majors thun mußte! Hennig breitete die Arme aus, ihm entgegen. Alles drängte ſich mit lautem Freudengeſchrei zu dem für todt gehaltnen Jüngling. Seibold wurde ganz überſehen, weil Hannchens Ausruf: „hier iſt Hennig!" Aller Gedanken und Augen auf dieſen hin gezogen hatte.

Der Major lag wie erſtarrt, nur mit den Augen lebendig, an der Lehne des Stuhles, und konnte ſich nicht faſſen. Er ſah ſeinen Liebling an, und wurde immer bleicher. Endlich war er im Stande, die Hand auf Hennigs Stirn zu legen, und ſeine Lippen rangen mit einem Lächeln. — Seibold! Gott im Himmel! Seibold! rief jetzt Emilie und fiel dem Geliebten in die Arme. Der Major blickte zu ihr hin, erleichterte mit einem tiefen Seufzer die volle Bruſt,

hob ſich auf, und reichte Seibolden die Hand. — Mir nicht, Vater? fragte Hennig beſtürzt, der noch nicht wußte, daß man ihn für todt gehalten hatte. Der Major ſah ihn lächelnd an, ſagte leiſe: „Schmerzensſohn!“ und lehnte Hennigs Geſicht an ſeine Bruſt. So ſtreckte er die Hand gen Himmel, und ſagte demüthig: „o, vergieb mir, lieber Vater dort oben! Ich hab' ihn wieder! ich hab' ihn wieder!“

In dem Taumel der Freude hatte an Luiſen weiter niemand gedacht, als Hennig, deſſen einziger Gedanke ſie geweſen war. Er ſah jetzt den Grafen, blickte umher, und fragte: wo iſt die Gräfin Luiſe? — Alle ſchwiegen in großer Verlegenheit. Sie fühlten, daß man die Gräfin erſt nach und nach mit ihrem Glücke bekannt machen dürfe; und wenn Hennig erfuhr, daß ſie hier, und krank war, ſo eilte er gewiß den Augenblick zu ihr. Aber, lieber Onkel, fragte Hennig ein wenig finſterer: ich bitte Sie, wo iſt die Gräfin? „Hm! hm!“ erwiederte der Major; „die Gräfin? Sieh nur, lieber Hennig, da iſt ein dummer Streich paſſirt. Wir Alle glaubten, du wäreſt todt; und da . . . Aber, lieber Sohn, du wirſt ja bleich!“

O, mein ahnendes Herz! rief Hennig, und warf ſich an Seibolds Bruſt. Alſo für todt hielt ſie mich? fragte er mit bitterem Hohn. Bravo! bravo!

Man ſah einander erſtaunt an. Auf einmal rief des Majors Tochter, die nichts fürchtete: ſie iſt auf deiner Stube, Hennig.

In einem Augenblicke war er zum Zimmer hinaus, und Alles eilte ihm nach. So wie er die Thür öffnete, ſah er Luiſen mit beiden Armen an dem Halſe eines jungen Mannes hangen. Der Arzt hatte, um ſie zur Sprache, zum Gefühl zu bringen, ihr immer größere Hoffnungen gemacht, und am Ende faſt geradezu verſichert: Hennig lebt noch. Das wirkte. Sie glaubte dem Arzte, ſchlang weinend beide Arme um ſeinen Hals; und in dieſem Augenblicke ſtürzte Hennig in das Zimmer.

O Gott, da iſt er! rief Luiſe, ſank von ihrer Freude überwältigt auf das Bett zurück, und verbarg das Geſicht in die Decke.

Hennig trat näher. Verbergen Sie Ihr Geſicht nicht, meine Gnädige! ſagte er. Ich bin nur gekommen, Ihnen Glück zu wünſchen, ganz und gar nicht, Sie zu ſtören. — Er faßte

die Beiden, die am nächſten bei ihm ſtanden, und ſagte: die Dame will gern allein ſeyn. Laſſen Sie uns gehen!

„Aber, Hennig,“ ſagte der Major; „was machſt du für Zeug? Ich bitte dich, lieber Hennig, was ſoll das?“

O nichts, nichts! Dieſe Dame ... Ich hatte einmal ſchöne Träume von ihr. Gott Lob, das iſt vorüber! Laſſen Sie uns gehen! Ich habe hier nichts mehr zu ſuchen, nichts mehr zu bitten.

Der Arzt hatte, als er Hennigen hereinkommen ſah, und ihn an Luiſens Ausruf erkannte, das Schlimmſte für ſeine Kranke befürchtet. Jetzt ſah er zu ſeinem Vergnügen, daß der junge Mann durch ſein Betragen die Freude mäßigte, die für Luiſen leicht tödtlich werden konnte. Er nahm Hennigs Hand, und ſagte leiſe: vortrefflich! Fahren Sie eine Zeitlang ſo fort! Beſſer könnten Sie Ihre Rolle nicht ſpielen.

Mein Herr, erwiederte Hennig, Sie ſind ein Unverſchämter, den ich für ſeinen Spott züchtigen werde.

„Aber, herzensliebſter toller Junge! hat dich denn eine Weſpe geſtochen? Wahrhaftig, der weiß Mittel gegen die Freude!“

Jeṭzt richtete Luiſe ſich auf, hielt Hennigen die Hand hin, und ſagte mit einem zärtlichen Blicke: Halden! lieber Halden!

Wirklich, ſagte Hennig; Sie kennen mich noch! Ja, meine Gnädige, ſo heiß' ich.

„Aber," brummte der Major, „da muß ich mir die ſchöne Freude ſo verderben laſſen! Seibold, ſo ſagen Sie doch, was den Jungen ankommt! Großer Gott! da ſind ſie Beide wieder. Nun ſollten wir uns hinſetzen, und mit Thränen des Dankes fragen: wie iſt es euch gegangen, Ihr Lieben? Aber da ſteht der, und zankt mit dem guten, treuen Mädchen, das ſich um den undankbaren Menſchen beinahe todt gegrämt hat. Nun wart! ſie ſoll es dir auch ſchwer genug machen, ehe ſie ſich mit dir trauen läßt!"

Iſt denn die Gräfin nicht verheirathet? fragte Hennig, mit Seibolden zugleich, und trat furchtſam an das Bett.

Verheirathet? fragten Alle. „Aber ſeyd Ihr denn Narren?" ſetzte der Major hinzu. „Wer hat das einmal wieder ausgeheckt?"

Mein Bruder, der abſcheuliche Menſch! rief Hennig, und ſank beſchämt an dem Bette

vor Luiſen nieder. Sie ſchlang beide Arme um ſeine Schultern, und zog ihn an ihre Lippen. Nun wurde die Freude vollkommen. Der alte Huſar rief ſein Vivat! Alle riefen es mit, ſelbſt der Graf, obgleich nur leiſe. Man ſank einander jauchzend in die Arme. Niemand dachte an Geburtsrang; fröhliche Menſchen feierten das Feſt ihres Glückes. Ueberall, wohin man das Auge wendete, traf es auf eine rührende Gruppe: Hennig vor dem Bette ſeiner Luiſe auf den Knieen; neben ihm der alte Huſar, der ſich auf ſeine Schulter hinunterbeugte und Freudenthränen weinte; Seibold an Emiliens Herzen; der Major, der rings umher bald dieſen, bald jenen umarmte und küßte. „Höre!" fliſterte der Major, als er ſich ein wenig gefaßt hatte, einem Reitknechte zu, der mit den übrigen Domeſtiken in der Thür ſtand: „höre, lieber Junge! reit doch hinüber nach Moorberg, und ſag meinem Bruder: ich ließe ihn ſchönſtens grüßen, und ſein Sohn wäre geſund wieder da. Du ſollſt Hennigen dafür morgen eine ganze Stunde allein ſehen."

Endlich kam man einigermaßen zur Ruhe, aber noch immer nicht zum Mittageſſen, ob

es gleich ſchon vier Uhr geſchlagen hatte. Der Major zog Hennigen mit fröhlicher Gewalt in ſein Zimmer, und Alles folgte ihm. So⸗bald Luiſe allein war, ſprang ſie geſund aus dem Bette, und war in wenigen Minuten bei der übrigen Geſellſchaft.

Hennig ſah nun rings umher, und kannte Dorchen nicht. Seibold ſagte: ſieh da, liebes Dorchen! — „Jetzt Frau von Selenberg!“ fiel der Major ihm in die Rede. „Aber, ſo erzählt doch!“ — Sie hier? fragte Hennig Julien, die in der Ferne ſtand. — „Ja, ja; die iſt auch hier: jetzt die Magdalena in der Bibel. Aber ſo erzähle doch, lieber goldner Junge!“

So eben kam Luiſe. Hennig blickte bald auf ſie, bald auf Julien. Luiſe ſagte lächelnd: ſie hat uns unglücklich gemacht, aber uns auch gerettet Man erzählte Hennigen die Geſchichte in wenigen Worten; und er rief: o die hölli⸗ſchen Teufel! (Julie wurde blaß.) Der Se⸗lenberg und Karl! ſetzte er hinzu. — „Ei, ſo laß die Teufel, und ſag' uns, wie biſt du mit Seibolden zuſammen gekommen!“ — Hennig mußte die Ungeduld ſeines Oheims befriedigen. Als er erzählte, wie Seibold ihm das Leben

gerettet hatte, ſtand der Major auf, blickte gen Himmel, und drückte Seibolden an ſein Herz. Emilie trat herzu, und ſagte: Seibold, wie viele Pflichten habe ich jetzt, Sie zu lieben!

„Ja, ja!“ rief der Major: „die haſt du; und es iſt recht, Emilie, daß du es geſtehſt.“ Er fliſterte ihr etwas in's Ohr, und ſie ging erröthend hinaus. Hennig mußte nun weiter erzählen. Als die Geſchichte zu Ende war, ſagte der Major mit andächtiger Freude: „Alter, heute zum letzten Male gegen Gott gemurrt, und in unſrem Leben nicht wieder! Ich ſage dir: wenn Himmel und Erde um mich her zuſammen fielen, ſo wollte ich ſtehen wie ein Mann, und mich nicht bücken, es müßte denn ein Unſchuldiger vor oder neben mir liegen, den ich dadurch ſchützen könnte. Und mit dem Duell, das war ein dummer, unüberlegter Streich, wie ich nun auch einſehe. Denn haben Sie uns Böſes gethan? Sie wollten es nur thun. Den hier verkauften ſie nach Ungarn, und den da jagten ſie nach Polen. Da mögen ſie Wunder geglaubt haben, was ſie Kluges gethan hätten; aber Gott führt die

Beiden in der Mitte zuſammen, und der eine rettet dem andern das Leben. Emilien ſchicken ſie nach der Mark; und das giebt Gelegenheit, daß die Mamſell Julie unſer gutes Luischen aus den Klauen des Teufels, des Karl, erlößt. Ja, ich wollte, daß Selenberg und Karl jetzt herein träten. Ich würde ſagen: willkommen! Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen; aber ihr habt es gut mit mir gemacht."

In dieſem Augenblicke kam der Prediger, den Emilie auf ihres Oheims Verlangen hatte rufen laſſen Der Major ſagte: „Sie haben meinem Hennig das Leben gerettet, lieber Seibold, und Karl hat Sie an die Werber verkauft. Für das Eine bin ich Ihnen Dank ſchuldig, für das Andere Genugthuung; und Beides ſollen Sie jetzt bekommen. Näher, Herr Prediger! Da treten Sie zu Emilien hin, Seibold! . . . Und ſey von nun an mein Sohn, wie ich dein Vater bin!" Seibold war überraſcht, und ſah bald Emilien, bald den Major an. — „Trauen Sie los, Herr Prediger!" ſagte der Major. Emilie faßte Seibolds zitternde Hand, und ehe er ſich beſinnen konnte, war er getrauet.

Das Unerwartete dieſer Begebenheit ſetzte Alles in frohe Laune. Selbſt der alte Graf vergaß hier einmal ſeine Förmlichkeit, und wurde ſehr heiter. Wahrhaftig, ſagte er zu dem Major; Sie ſind ein lieber Mann, und ein tüchtiger Huſar! Bei dem geht Alles Hals über Kopf. — „Und geht gut!“ erwiederte der Major, und drückte ihm herzlich die Hand. — Luiſe, ſagte der Graf ſcherzend, haſt du nicht auch Luſt? — Kaum waren die Worte geſagt, ſo nahm der Major die Gräfin bei der Hand, und führte ſie mit Hennigen zu dem Prediger. „Noch ein Paar! Trauen Sie in Gottes Nahmen!“ — Der Graf wurde blaß und roth; denn daß Ernſt daraus werden ſollte, war ſeine Meinung ganz und gar nicht geweſen. Er ging eilig hinter dem Major her, zog ihn an dem Kleide, und ſagte: ich bitte Sie, das geht nicht! Ich habe Ihnen vorher etwas zu ſagen, liebſter Freund! — „Gleich, gleich,“ erwiederte der Major, ohne ſich umzuſehen. „Das dauert ja nur fünf Minuten. Pſt!“ — Er faltete die Hände, und der Prediger fing an. Der Graf war in großer Angſt, und wußte doch nicht, ob es ſchicklich wäre, den

Prediger zu unterbrechen. Aber, fliſterte er dem Major zu: nachher iſt es zu ſpät mit dem, was ich Ihnen ſagen will. — „Ei!“ ſagte der Major; „was wollte es zu ſpät ſeyn! pſt! pſt!“ Der Graf ſah ſeine Tochter an, die noch immer im Nachtkleide war, und ſtand wie auf Kohlen; aber, während er noch immer überlegte, ob es ſchicklich ſey, den Prediger zu unterbrechen, war die Ceremonie ſchon vollendet.

„Nun?“ fragte jetzt der Major den Grafen: „was wollten Sie mir denn ſagen, lieber Herr Bruder?“ — O, mein Gott, daß ſie nicht kopulirt werden ſollten! Ich ſagte Ihnen ja: es wäre dann zu ſpät!

„Ja, der Teufel! da haben Sie Recht. Das hätten Sie freilich vorher ſagen müſſen!“ — Im Nachtkleide! murmelte der Graf, und war faſt verſtimmt; doch Luiſens Entzücken, Hennigs feuriger Dank, und des Majors Herzlichkeit brachten ihn wieder in die vorige gute Laune.

Was werden Emiliens Eltern ſagen! hob Seibold an. — „Ei, Poſſen!“ erwiederte der Major. „Die Frage hätteſt du bis an deinen Tod thun können, lieber Sohn; und da=

bei wäre Emilie nie deine Frau geworden!“ — Im Nachtkleide kopulirt! ſagte der Graf — „Poſſen! ihr ſchönſter Putz war ihr Herz, ihre Liebe. Und das hochzeitliche Kleid da in der Bibel, das ſoll eben das Herz bedeuten. Alſo, lieber Herr Bruder, haben wir Bibel, Vernunft und die Nothwendigkeit für uns. Aber, der Daus! es hat ja heute noch niemand an's Eſſen gedacht! Das ſind keine Narrenpoſſen. Nun, jetzt ſoll es auch ſchmekken! Hannchen, liebe Tochter, geh und ſag einmal: ſie ſollen anrichten.“ Die Majorin hatte ſchon bald nachher, als die Fremden gekommen waren, einige Schüſſeln mehr beſtellt, weil Sie den alten Grafen kannte, und wohl wußte, daß er auch in dieſem Stücke auf Förmlichkeit hielt.

Als man das Deſſert aß, fliſterte ein Bedienter dem Major etwas zu, deſſen vorher ſo heiteres Geſicht nun auf einmal ernſthaft wurde. Der Kammerherr hielt unten. Seine Frau war nach Tiſche zu einem großen Balle in der Nachbarſchaft gefahren, von dem ſie erſt am folgenden Tage zurückkehren wollte. Er ſelbſt ſaß noch ſehr betrübt in ſeinem Cabinette, als

der Reitknecht des Majors kam, und ihm die Nachricht brachte, daß ſein Sohn in Sollingen angekommen wäre. Der ſchnelle Wechſel von Trauer und Freude, und das beſchämende Gefühl, wie ſehr Hennigen Unrecht geſchehen war, brachten ihn auf den dreiſten Gedanken, die Abweſenheit ſeiner Frau zu benutzen und ſeinen Sohn zu ſehen. Er rief den alten Bedienten, der mit ihm erzogen war, den einzigen im ganzen Hauſe, von dem er geachtet wurde, und äußerte ihm ſeinen Wunſch. Nun ließ er eine alte kleine Chaiſe anſpannen, gab dem Kutſcher, einem Knechte aus dem Dorfe, ein Trinkgeld für ſein Stillſchweigen, und fuhr ſo, doch immer mit Furcht im Herzen, nach Sollingen.

Er ließ den Major rufen, ohne ſich aus der Chaiſe hervor zu wagen. Als der Major das Leder, das den Kammerherrn verbarg, zurückſchlug, und ſeinen Bruder ſah, wollte er nach ſeiner Gewohnheit aufſchreien; aber der Kammerherr ſagte: um Gottes willen ſtill, Herzens-Fritz! Ich bin ganz inkognito hier, und will nur — das ſagte er mit Thränen in den Augen — meinen lieben Hennig einmal ſehen. Der Major bemerkte jetzt die Chaiſe, die elenden

Pferde

Pferde und den alten Bedienten. Er brummte vor ſich: „großer Gott! und wenn er das Gnadenbrot äße, er könnte nicht ſchlechter fahren!“ Mitleidig ſagte er dann: „lieber Bruder Toffel, und wenn dich niemand liebt — wir, ich und deine beiden Kinder, Emilie und Hennig, lieben dich. Komm mit herauf!“ Das wagte der Kammerherr nicht, ſo viel ihm der Major auch zuredete. Er ging nun in ein unteres Zimmer, um da zu warten, bis ſeine Kinder kämen.

Der Major trat mit einem traurigen Geſicht in den Speiſeſaal, und winkte den beiden Brautpaaren. Sie ſtanden auf. Er ging mit Kopfſchütteln vor ihnen her, und brummte: „das iſt zu arg! in einem ſolchen alten Rumpelkaſten! . . . Hier herein, Kinder! . . . Da, Bruder Toffel, ſind ſie!“

Als ſie den Kammerherrn erblickten, eilten ſie alle auf ihn zu, und ſanken (Hennig zuerſt) vor ihm auf die Kniee. „Sieh, Bruder,“ ſagte der Major, „hier biſt du einmal Vater! Das ſind deine Kinder! Heute iſt ihr Hochzeitstag. Gieb ihnen deinen Segen!“ — Auch Seibold? fragte der Kammerherr furcht-

ſam. — „Er hat deiner Tochter, und deinem Sohne obendrein, das Leben gerettet.“

Alle hatten unterdeſſen die Hände des Kammerherrn gefaßt, und küßten ſie mit Ehrfurcht. Er wendete ſich erſt unruhig hin und her; dann aber legte er die Hände auf Hennigs und Emiliens Stirn, und ſagte: ſeyd glücklich! glücklicher, als Euer Vater!

Der Kammerherr genoß hier in den Armen ſeiner Kinder einmal der Freude, die ihm ſeine Frau ſo lange geraubt hatte; doch nur kurze Zeit, da er an die Rückkehr denken mußte. Der Major wollte ihn zwar bereden, die Kette ſeiner Sklaverei zu zerſprengen, und empörte ſein Gefühl auch wirklich; doch die Furcht des Kammerherrn vor ſeiner Frau war zu tief eingewurzelt, und er fand ſich, je näher er nach Moorberg kam, deſto mehr in ſein gewohntes Schickſal.

Als am folgenden Morgen die jungen Eheleute zum Vorſchein gekommen waren und die Glückwünſche angenommen hatten, ging der Graf nachdenkend umher, und überlegte, was nun weiter mit ihnen werden ſollte. Er zog den Major in einen Winkel, und gab ihm das

zu bedenken. Der Major ſchüttelte den Kopf. „Ei was! ſie ſollen bei mir bleiben, hier in Sollingen, und glücklich ſeyn!“ Dazu ſchüttelte der Graf den Kopf. — Man ſprach mit den jungen Leuten. Luiſe und Emilie waren des Majors, Hennig und Seibold aber des Grafen Meinung.

Während daß man noch ſtritt, ging Hennig auf ſein Zimmer, und erinnerte den Fürſten in einem Briefe an ſein Verſprechen, ihm die Forſtmeiſterſtelle aufzuheben. Wegen Seibolds ſchrieb er an Ahrens, ſchilderte ihm die vielfachen und gründlichen Kenntniſſe ſeines Schwagers, und erſuchte ihn um einen guten Rath, wie er wohl nützlich zu beſchäftigen wäre. Ahrens freuete ſich, einer Familie, der er um Dorchens willen ſo ſehr verbunden war, ſeine Dankbarkeit beweiſen zu können. Er legte dem Fürſten die Briefe vor, und bat nicht vergebens. Halden bekam ſeine Forſtmeiſterſtelle wieder, und Seibolden wurde vorgeſchlagen, mit dem Titel eines Kammerrathes das größte fürſtliche Amt, Rhenſen, in Pacht zu nehmen. Gerade ſo etwas hatte Hennig im Sinne gehabt, und es war auch Seibolds Wunſch.

Der Reitknecht, den Hennig mit ſeinen Briefen nach der Reſidenz geſchickt hatte, brachte die Antworten nach Ransleben, wo die ganze Familie von Sollingen zum Beſuche war. Der Graf, dem Hennig ſie vorlegte, hatte gegen die Forſtmeiſterſtelle nichts einzuwenden; zu der Pachtung aber ſchüttelte er den Kopf. Iſt denn Seibold reich? fragte er. — „So reich wie ich!" gab der Major zur Antwort. — Er wird an zwanzig tauſend Thaler gebrauchen. — „Kleinigkeit! Er ſoll dreißig tauſend haben, und baar. Damit ſtatte ich Milchen aus; und dann bekommt Seibold für Hennigs Leben noch keinen Pfennig, ſoll aber auch keinen bekommen: denn dafür hat er mein ganzes Herz." — Der Graf that den Vorſchlag, Seibolden für die Summe lieber ein Gut zu kaufen. Das verbat Seibold fürs erſte. — Ja! ſagte das Fräulein; und ſich nobilitiren laſſen! Das verbat der Major für immer.

Nach vierzehn Tagen gingen die beiden jungen Ehepaare in die Reſidenz. — Seibold konnte das Domainen-Amt ſogleich übernehmen, da die Witwe des vorigen Pächters es ihm gern abtrat. Als er von Hennigen Ab-

ſchied nehmen wollte, gingen die beiden Freunde einen Augenblick bei Seite. „Ich werde,“ ſagte Hennig, „meine Stelle einmal niederlegen; und dann, lieber Bruder, wirſt du Alles, was ich habe, mit mir theilen.“ Seibold erwiederte lächelnd: du zweifelſt nicht daran, Hennig; und eben darum kann ich von Herzen Ja ſagen. — Sie trennten ſich mit Thränen der Liebe und Freude.

Der Major, ſeine Frau, ſeine Tochter und der alte Huſar waren von nun an faſt immer unterweges: bald nach der Reſidenz zu Hennigen, bald nach Rhenſen zu Seibold. Und an beiden Orten ſagte der Major: „Gott macht mein Alter zu einem Himmel auf Erden!“ Er würde ſeit dem Hochzeitstage an Moorberg, an Karln und Selenbergen gar nicht mehr gedacht haben, wenn nicht ſeine Schwägerin ihn durch einen ſehr unartigen Brief an ſich erinnert hätte. Sie erfuhr Emiliens und Hennigs Verheirathung bald durch das Gerücht, und ihr Haß gegen die Familie in Solingen bekam neue Nahrung. Freilich mußte ſie ſchweigen, da ſie faſt zu gleicher Zeit auch erfuhr, daß Seibold von dem Fürſten als

Kammerrath angeſtellt würde, und da ſie alſo von einer Klage gegen ihn nichts hoffen konnte; aber ſie machte ihrer Galle in einem Briefe an den Major Luft. Er las ihn lächelnd, und ſteckte ihn dann mit guter Laune an's Fenſter. „Denn," ſagte er, „ich ſetze meinen Kopf gegen die Mütze, ſie hat geſagt: der Major ſoll den Brief nicht an's Fenſter ſtecken; und da ſoll ſie ſich doch geirrt haben!" Sie drohete in dem Briefe, Emilien zu enterben. Der Major zweifelte gar nicht, daß ſie Wort halten würde; aber er ſagte: „Paperlepap! Wenn ihr Karl ſtürbe, ich möchte wohl wiſſen, ob ſie ſich dann mit ihrem Gelde würde begraben laſſen! Es iſt aber doch gut, daß wir einen Nothpfennig erſpart haben; nun brauchen wir uns um ihr Enterben nicht zu kümmern."

Die Kammerherrin wollte ihre Drohung nicht wirklich erfüllen. Sie wünſchte bisweilen ſogar, ſich mit ihrer Tochter zu verſöhnen; indeß verſchob ſie es, beſonders deshalb, weil ſie glaubte, nichts ohne Karls Einwilligung thun zu müſſen. Karl antwortete ſeiner Mutter, als ſie ihm Nachricht von den Ereigniſſen

in der Familie gegeben hatte, in den giftig-ſten Ausdrücken. „Emilie,“ ſchrieb er, „hat den Bettler Seibold geheirathet; nun mag ſie denn auch mit ihm betteln! Ich ſage Ihnen, liebe Mutter, müßte ich nur befürchten, daß Sie Emilien je wiederſehen, je in irgend ein Verhältniß mit ihr kommen könnten, ſo würde ich Moorberg und mein Vaterland mit keinem Fuße wieder betreten. Nein, niemals kehrte ich zu einer Mutter zurück, die mich mit Schande überhäufte, wenn ſie aus Schwäche die Tollheiten ihrer ausgearteten Kinder überſähe. Wie? ein Mädchen, das ohne Ihr Wiſſen einen elenden Bettler heirathet, das ſeine Familie ſo tief kränkt — das ſollte Sie und mich noch etwas angehen? Nein; ich erkenne ſie nicht mehr für meine Schweſter. Und Sie, Mutter, haben nur die Wahl: Emilie iſt entweder nicht länger Ihre Tochter, oder ich höre auf Ihr Sohn zu ſeyn!“

Dieſer Brief ſetzte die ſchwache Mutter in die übelſte Lage. Sie ſollte die Gefühle ihres Herzens unterdrücken; und ſie that es, obgleich mit heimlichen Seufzern. Die Enterbung hatte Karl in ſeinem Briefe nicht geradezu gefordert;

aber ſie zitterte, wenn ſie daran dachte, daß er es noch thun könnte: denn ſie fühlte, daß es ihr an Muth fehlen würde, ſein Verlangen abzuſchlagen.

Karl hatte jetzt wirklich die Abſicht, die ſeine Mutter befürchtete. Hinter Dresden, nicht weit von der Station, wo er mit ſeinem Bruder und Seibolden zuſammen getroffen war, fiel Selenbergen ein, daß eine junge, ſchöne Witwe, die er kannte, in der Gegend wohnte. „Höre,“ ſagte er zu Karln, „laß uns, ehe wir nach Wien reiſen, die Gräfin Scharsleben beſuchen. Die mußt du ſehen! Das iſt ein Weib! Sie war ſchon verheirathet, als ich ſie kennen lernte; ſonſt wäre ſie meine Frau geworden. Und jetzt, da ſie wieder frei iſt, hat mich der Teufel an den Ehſtandsblock geſchmiedet. O, ſchön wie die Liebesgöttin, reich, jung, witzig, und zum Erſtaunen fein in der Behandlung der Menſchen! Sie war als eine junge Frau von ſechzehn Jahren einige Male bei Hofe; und der Fürſt ſprach mit Entzücken von ihrer Schönheit und ihrem Geiſte.“ Dieſe Beſchreibung machte Karln aufmerkſam.

Die Reiſenden kamen Nachmittags auf dem

Gute der Gräfin an, das ſich durch Schönheit und Pracht der Gebäude und der Gärten auszeichnete. Sie gingen eine herrliche Treppe hinauf, und wurden nun in einen Saal geführt, über deſſen Möbel und Gemählde Karl erſtaunte. Einige Minuten nachher hüpfte die Gräfin, erſt halb angekleidet, aber um ſo reitzender, zu einer andern Thür herein. Ihr braunes Haar ringelte ſich in den ſchönſten Locken um die weiße Stirn und um den feinen Hals. Sie trug ein weites Puderhemde, das bei dem lebhaften Geſpräch alle Augenblicke aus einander fiel und den ſchönſten Buſen eine Sekunde lang zeigte. „Nein!" ſagte ſie bei dem Hereinflattern mit einer lieblichen Stimme: „nein, ich konnte nicht warten, lieber Selenberg, bis ich angekleidet war."

Karl verbeugte ſich. Mein Freund, der Herr von Halden! ſagte Selenberg.

„Das hieße," ſagte die Gräfin lächelnd, „auch mein Freund, Herr von Halden, wenn anders Freunde theilen müſſen, was ſie Gutes haben. Und ſo fänden Sie es ja wohl ſo arg eben nicht, wenn ich Sie Beide mit an meine Toilette nähme. Ich habe heute nicht Luſt ge-

habt, ſie vor Tiſche zu machen. Es ſoll in eini-gen Minuten geſchehen ſeyn.“ Karl wußte nicht, wie ihm geſchehen war: ſolchen Eindruck hatte die ſchöne Frau auf ihn gemacht. Er glaubte Wunder, was ſie Witziges geſagt hätte; und wirklich ſagte ſie Alles mit vieler Annehmlichkeit. Man ging mit ihr in das Toilettzimmer. Die Gräfin plauderte ein Weilchen fort; und ehe die beiden Herren es ſich verſahen, ſtand ſie hinter einer durchſichtigen Fenſtergardine, um ſich an-kleiden zu laſſen.

Nun mußte Selenberg vom Hofe erzählen; und die Gräfin wollte ſich ausſchütten vor La-chen. Er trug die chronique scandaleuse ſehr luſtig vor, und verſchonte mit ſeinem Salze nie-manden, nicht einmal ſich ſelbſt; denn er er-zählte ſogar die Geſchichte ſeiner Verheirathung, mit den luſtigſten Einfällen darüber. Auch Karl gab, ſo gut wie die Gräfin, ſein Theilchen zu der Unterhaltung, die aus den tollſten Einfällen und faſt ununterbrochnem, lautem Lachen be-ſtand. Der Abend war da, ehe die beiden Her-ren es dachten. Sie wollten fort; allein die Gräfin drang darauf, daß ihr bureau d'esprit, wie ſie ihre Geſellſchaft ſehr artig nannte, den

folgenden Tag noch eine Sitzung halten müßte. Sie blieben bis Mitternacht zuſammen, und lachend ſagte die Gräfin endlich: angenehme Ruhe, meine Herren.

„Was ſagſt du zu deiner neuen Bekanntſchaft?“ fragte Selenberg. — Daß du ein elender Lobredner biſt. Die Gräfin übertrifft deine Beſchreibung tauſendmal. In der Geſellſchaft dieſer Frau, ſetzte Karl mit leuchtenden Augen hinzu, habe ich zum erſten Male gefühlt, was eigentlich Leben heißt.

Am folgenden Morgen hatte Selenberg nichts angelegentlicher zu thun, als der Gräfin zu ſagen, daß Halden ſich Knall und Fall in ihren Kopf verliebt habe. Nicht in den Kopf, ſagte er, der da auf den ſchönen Schultern ſteht, ſondern — erſtaunen Sie über den erhabenen Geſchmack meines Freundes! — in das Gehirn, das in dieſem Kopfe iſt. Die Gräfin ſagte lachend: „das kann ich erlauben. Und nun rathe ich Ihnen, daß Sie heute meinem Kopfe ja recht die Cour machen!“

Karl war über Selenbergs Plauderei ein wenig verlegen geworden; doch die Gräfin gab ihm, als ihrem erklärten Liebhaber, ſo manche kleine

Vorzüge, und wendete ſich ſo oft an ihn, daß er endlich Selenbergs Aeußerung ſehr freundſchaftlich fand. Beide wollten am folgenden Morgen weiter reiſen; allein die Gräfin wendete ſich nun an ihren Liebhaber, und bat ihn, noch einen Tag zuzugeben. „Morgen,“ ſagte ſie, „gehe ich endlich wieder nach Dresden; und dahin ſollen Sie mich begleiten. Was machen Sie in Wien? Küchen und Kirchen giebt es in Dresden auch. Selenbergen verdenk' ich die Reiſe nicht. Der hat Sünden abzubeten und etwas Embonpoint auf ſeine Figur zu ſchmauſen. Er mag Sie aus Dresden abholen, wenn er frömmer und fetter geworden iſt!“ Und nun ſagte ſie über Selenbergs hagere Figur ſo viele luſtige Einfälle, bis er endlich verſprach, mit ihr nach Dresden zu gehen. — Dieſer Frau konnte man nichts abſchlagen; ihr Plan wurde genehmigt.

Karl war nie angenehmer gereiſt, als mit der Gräfin nach Dresden. Er und Selenberg mußten durchaus bei ihr abtreten. Sie ſchrieb einige Karten, und am Abend war in ihrem Hauſe eine zahlreiche Geſellſchaft. Karl hatte ihre gute Laune bewundert; jetzt bewunderte er die Feinheit, mit der ſie jeden zu behandeln wußte. Man

riß ſich um ihre Geſellſchaft. Sie nahm die Einladung an; aber allenthalben zeichnete ſie ihre beiden Gäſte ganz vorzüglich aus. Wohin ſie kam, brachte ſie Leben und Freude mit, und überall hatte ſie auch etwas zu thun: da einem jungen Manne zu einem Amte zu verhelfen, da einen Prozeß zu beſchleunigen, da eine Verſöhnung zu ſtiften, und ſo weiter.

Karl bewunderte ſie noch mehr, als er bemerkte, daß ſie ihre Reitze anwendete, Menſchen nützlich zu ſeyn, und weiter gar keine Anmaßungen machte. „Ich bin hübſch," ſagte ſie eines Abends; „das weiß ich wohl, und wollte doch ſehen, ob mein Wort bei dem alten Präſidenten mehr gelten würde, als die Noth einer ganzen Familie, die vergebens ſeit Jahr und Tag der Beendigung eines Prozeſſes entgegen ſieht und ſich an mich gewendet hat. Ich laſſe mich da, wo der Präſident iſt, zu Tiſche bitten, ſpiele eine Stunde mit dem alten Herrn, und bin ſo vernünftig, ſo ſittſam, daß er ſich gar nicht vor Vergnügen zu laſſen weiß. Nach dem Spiele ſetz' ich mich zu ihm, ſpreche über le bon vieux tems, und wünſche, daß er noch jung, oder, daß ich etwas älter ſeyn möchte. Ich

ſeufze, fange von dem Prozeſſe an, drücke ihm die dürre, kalte Hand, und laſſe mir von ihm die meinige drücken. Dafür thut der Prozeß ſchon einen Rieſenſchritt. Dieſen Morgen habe ich den Präſidenten an meiner Toilette gehabt und ihn mit meinen Locken ſpielen, meinen Arm küſſen laſſen. Jetzt wird der Prozeß wie mit Courierpferden gehen."

O, wie gutherzig! ſagte Karl, und verlor ſich in eben die Spiele, in die ſich der alte Herr verloren hatte.

„Gutherzig? Point du tout. Ich kenne die Leute nicht einmal, denen ich geholfen habe. Was gehen ſie mich auch an! Es iſt für mich luſtig, daß auch die Schönheit, nicht Plutus allein, die blinde Gerechtigkeit ein wenig in den Gang bringt. Ich ſagte dem Präſidenten dieſen Morgen, als er meine Reitze erhob: nun, blind iſt die Juſtiz wahrhaftig nicht, wie ſie gemahlt wird; aber mit ein Paar Krücken ſollte man ſie mahlen! Er wollte ſich todt lachen, und merkte nicht, daß ich die Gerechtigkeit nicht ſtärker traf, als ihn ſelbſt."

Solche Begebenheiten hatte die Gräfin unaufhörlich. Bei Lachen und mitten unter luſti-

gen Einfällen behandelte ſie die ernſthafteſten Geſchäfte, ſchrieb ſie die wichtigſten Briefe. Sie übernahm Alles, warum man ſie bat; nur mußte es niemanden ſchaden: zu ſo etwas ließ ſie ſich höchſtens nur dann bereden, wenn es ſehr viele Feinheit und Liſt erforderte. So hatte ſie den Kopf immer voll von zehn Intriguen, die ſie alle neben einander fortſpielte, ohne ſich zu verwirren, ohne die Rollen zu verwechſeln, und ohne ihre übrigen Thorheiten aufzugeben. Sie bildete ſich auf ihren Geiſt, auf ihre Feinheit noch weit mehr ein, als auf ihre Reitze. Darum war ihr jeder nicht ganz unbedeutende Fremde ſehr willkommen, und ſie gab ſich alle erſinnliche Mühe, vor ihm zu glänzen, die ſeltſamſten Rollen zu ſpielen, und die wunderlichſten Einfälle glücklich auszuführen.

Dieſer Fremde war jetzt Karl. Sie fuhr mit ihm in alle Geſellſchaften, trank mit ihm Thee, wenn ſie noch im Bette lag, und hatte ihn noch um Mitternacht allein bei ſich, wenn Selenberg, der nicht oft mehr ſchwärmte, ſchon auf ſeinem Zimmer war. Karl fand ſich durch den Vorzug, den eine ſo ſehr intereſſante Frau ihm gab, ungemein geſchmeichelt. Seine Eitelkeit erklärte

ſich ihr Betragen aus einer geheimen Neigung; und dieſe Vorſtellung zog ihn noch ſtärker zu ihr hin. Ein neuer intereſſanter Fremder würde ihn bald aus ſeinem Traume gebracht haben; aber der war nicht da. So behielt er ſeine vermeinte Eroberung, und dabei wurde er immer mehr ein Sklav der ſchönen Gräfin. Er ſah nicht einmal, daß ſie ſchon anfing, ihren Witz auf ihn zu richten. Bei einem Maskenballe ließ er ſich glücklich von ihr in einen Globus hineinreden, den ſie, als die Thorheit verkleidet, an einer Kette zog. Man lachte über den Einfall der Gräfin, die einen Spiegel mit der Ueberſchrift: „das Bild der Narrheit," in der Hand trug, und jeden, der ſich ihr näherte, hinein ſehen ließ. Karl war in ſeiner Leinwand entzückt über die Einfälle der Gräfin, die alle Masken neckte. Als ſie den Saal verließ, um ſich anders kleiden zu laſſen, hielt ſie auch ihm den Spiegel hin; und er küßte ihr die ſchöne Hand für den boshaften Einfall.

O, welch ein Weib! ſagte er tauſendmal, wenn er allein auf ſeinem Zimmer ſaß, und war nicht aus Dresden weg zu bringen. Er äußerte ſeine Bewunderung auch der Gräfin ſelbſt; und

nun

nun erſt ließ ſie ihn alle ihre Künſte ſehen. Heute traf er ſie am Zeichenbrete, morgen mit der Harfe in den Armen, dann wieder am Schreibtiſche, wo ſie Verſe korrigirte, die ſie gemacht hatte. Sie konnte zwar alles nur mittelmäßig; aber ſie wußte es ſo zu rechter Zeit zu thun, ſo an den rechten Ort zu ſtellen, daß Karl mit der tiefſten Ehrerbietung zu ihren Talenten hinauf blickte.

Die Gräfin wollte glänzen, ſich von jedem Manne anbeten laſſen, eine Ninon l'Enclos, eine Deutſche Aſpaſia ſeyn; und bis auf einen gewiſſen Punkt gelang ihr das. Die angeſehenſten Staatsmänner waren gern und oft in ihrem Hauſe; auch hatte ſie einen kleinen Zirkel guter Köpfe um ſich her. Aber, aller ihrer Feinheit ungeachtet, wollte ihr doch das nie recht gelingen, was ſie zur Abſicht hatte, und was Aſpaſien, wie der Ninon, gar keine Mühe machte: den Adel und die guten Köpfe mit einander zu amalgamiren. Sie wollte eine berühmte Frau ſeyn; doch ſie hatte weder Aſpaſiens Kopf, noch der Ninon Herz, und war nichts als eitel. Daß ſie geliebt hätte und wieder lieben würde, geſtand ſie

ohne Bedenken, und rühmte ſich ſogar ihrer Veränderlichkeit; aber ſie erſetzte den Verluſt ihrer Neigung nicht, wie Ninon, mit zärtlicher Freundſchaft. Bei dem Allen hatte ſie einen recht guten Ruf, und niemand glaubte, daß ihre Liebhaber Urſache hätten, ſich ihres guten Glückes zu rühmen.

Jetzt war Karl ihr Anbeter, und ſie gab ſich alle Mühe, ihre Bekannten zu bereden, daß ſie ihn liebte, ob ſie ihn gleich, ſo oft ſie mit ihm allein war, in der ehrerbietigſten Ferne zu halten wußte. Karl wurde immer mehr von den Reitzen dieſer Zauberin umſtrickt, und fing an, ſich ihren Beſitz zu wünſchen. Er ſagte das Selenbergen. „Nun?" erwiederte dieſer; „bin ich denn etwa die Gräfin?" — Karl geſtand ihm, daß er die Gräfin nicht begreife. — „Ja, lieber Halden, ſobald du ſie begriffeſt, wäre es auch vorbei. Darin beſteht eben ihr Zauber, daß ſie unbegreiflich iſt." — Ganz Dresden glaubt, ſagte Karl, daß ſie mich liebt; ich aber glaube es nicht. Sie riegelt ſich mit mir ein, und ſo laut, daß ihr ganzes Haus es hören könnte; aber nie iſt ſie kälter, als wenn wir ſo ver-

riegelt und allein ſind. Gieb mir deinen Rath, Selenberg! Ich liebe das Wunderweib bis zum Sterben. — Selenberg lächelte, und zuckte die Achſeln.

Karl benutzte die erſte Gelegenheit, der Gräfin ſeine Liebe in den zärtlichſten Ausdrükken zu erklären. Sie wurde tiefſinnig, hatte Thränen im Auge, drückte ihm die Hand, und dabei blieb es. Er wiederholte die Scene nach einigen Tagen; und ſie betrug ſich wieder eben ſo.

Nun machte Karl ſich die ſüßeſten Hoffnungen, und drang ſtärker in ſie. Als ſie ihm endlich geſtand, daß er ihr nicht gleichgültig ſey, ſank er entzückt ihr zu Füßen, und ſchwor ihr ewige Liebe. Sie ſagte lächelnd: „ich verſpreche Ihnen Liebe, ſo lange Sie liebenswürdig ſind, oder ſo lange mein Herz Sie ſo findet." — Wenn Treue, erwiederte Karl, und bedeckte ihre Hand mit Küſſen, — wenn Liebe und Ehrfurcht, wenn das Beſtreben, jedem Ihrer Wünſche zuvorzukommen, Ihre Liebe verdienen können, ſo werde ich ſie ewig haben, theure Gräfin.

Sie hob ihn mit zärtlichen Blicken auf,

und er ſchwamm in einem Meere von Wonne; aber dennoch kam er nicht weiter. Nach vierzehn Tagen wagte er es, das Wort Ehe auszuſprechen; und das Auge ſeiner Göttin wurde zuſehends dunkler. Sie wollte wohl Liebhaber, aber keinen Ehemann; und gewiß wäre von dieſem Augenblicke an ihre Liebe zu Karln erloſchen, wenn nicht der Aktuarius, der ihre ökonomiſchen Angelegenheiten beſorgte, ſich in's Mittel geſchlagen hätte.

Die Gräfin war ſehr verſchwenderiſch geweſen, obgleich ihr Aufwand nicht übermäßig groß ſchien. Sie hatte in Dresden nur eine Wohnung, auf ihrem Gute aber einen Pallaſt, machte alle Jahre eine Reiſe, und ließ täglich für ein Dutzend Menſchen ihren Tiſch decken. Das hätte ſie auch gekonnt, ohne ihr Kapital angreifen zu dürfen. Aber es gab noch etwas Andres, das ihr Vermögen wegnahm. Dort auf dem Saale ſtanden ein Paar Veſtalinnen von Marmor, die man in Italien ausgegraben hatte; über dem Kamin war ein antikes Basrelief; in ihrem Schlafzimmer hing eine ſchöne Heilige mit Engelsköpfen von Guido Reni; und ſo fand man in allen ih-

ren Zimmern theure Gemählde oder andre Kunſtwerke, die ſie ſelbſt gekauft, und eben deshalb doppelt theuer bezahlt hatte. Ihre Möbel waren einfach, aber in England oder Frankreich gemacht; und überdies konnte ſie höchſtens ein halbes Jahr auf demſelben Sofa ſitzen, vor demſelben Spiegel ſich ankleiden, und an derſelben Uhr nach der Zeit ſehen. Jeder durchreiſende Virtuoſe ſpielte in ihrem Zimmer vor einem ausgeſuchten Zirkel ihrer Freunde, und bekam dafür eine goldne Uhr mit ihrem Nahmen von Steinen, oder eine Doſe von großem Werthe. So wurde ein Kapital nach dem andern auf ihre Güter geborgt; und ſie hieß noch immer die ſchöne reiche Gräfin, als ſie wirklich beinahe ſchon arm war.

Ihr Aktuarius erinnerte von Zeit zu Zeit; ſie trillerte aber, anſtatt zu antworten, ein Italiäniſches Liedchen, und unterſchrieb Wechſel, oder was er ihr ſonſt vorlegte, ohne es anzuſehen, um nur den finſtern Menſchen, der nichts als zählen konnte, ſo bald als möglich wieder los zu werden. Der Mann verlieh, und die Gräfin borgte ein Kapital nach dem andern, bis er ihr endlich — gerade um die

Zeit, da Karl das fürchterliche Wort Ehe ausſprach — die Nachricht gab: daß ein Bankerott ausbrechen würde, wenn ſie nicht Mittel wiſſe, ſich zu helfen.

Die ſchöne Frau mußte ſich nun mit ihrem Aktuarius einſchließen; und es fand ſich, daß ſie nicht mehr zu retten war. So ungern ſie auch daran dachte, ſich zu verheirathen, ſo konnte ſie es doch jetzt nicht länger vermeiden. Sie gab Karln, der ſchon alle Hoffnung verloren hatte, aufs neue zärtliche Blicke; und er lag wieder zu ihren Füßen. Mit Zittern ſprach er das Wort Ehe noch einmal aus; und ſie reichte ihm mit niedergeſchlagenen Augen die ſchöne Hand. Er verfolgte ſeinen Sieg, und drang in die Gräfin, die Heirath zu beſchleunigen.

Man erſtaunte, daß es dem Herrn von Halden gelungen ſeyn ſollte, ihre Hand zu erobern; auch wollte man es nicht eher glauben, als bis er mit ihr getrauet wäre. Karl, der jetzt ſeiner Mutter ſchon Nachricht gegeben, und von ihr einen Brief mit den fröhlichſten Glückwünſchen bekommen hatte, drang immer ſtärker mit Bitten in die Gräfin, und ſie gab ihm in Kurzem ihre Hand. Nun ſah er es

recht gern, daß die Gräfin Luiſe ſeines Bruders Frau geworden war, und fühlte ſich äußerſt glücklich.

Seine Mutter gab dem Major in einem ſehr hochtönenden Briefe Nachricht von der glänzenden Verbindung ihres Sohnes. Er antwortete mit einem aufrichtigen Wunſche für Karls Glück, und ſagte zum Schluſſe: „ich wollte übrigens, Sie hätten mir geſchrieben: Karl hat eine g u t e Frau bekommen; und nicht bloß: eine reiche und ſchöne. Reichthum und Schönheit ſind nur Bernſteinfirniß; und ein wurmſtichiger Stuhl iſt und bleibt ein unbrauchbares Ding, wäre er auch hinten und vorn vergoldet und lakirt.“ Sie hielt das für die Sprache des Neides.

Karl erfuhr nach und nach, obgleich nicht zur Hälfte, die Unordnung, in welcher die Vermögensumſtände ſeiner Frau ſich befanden. Er glaubte noch immer, daß ſie wenigſtens ſehr wohlhabend, wenn auch nicht außerordentlich reich, wäre; und ſeine Mutter mußte daher eine ſehr anſehnliche Summe ſchicken, damit die dringendſten Schulden bezahlt werden könnten. Der Aktuarius, der die Beſorgung

der Geldgeſchäfte gern noch länger behalten hätte, verwickelte den Handel ſo ſehr, daß Karl ſich nicht herauszufinden wußte; und ſeine Gemahlin bat ihn, ſie mit ſolchen Dingen zu verſchonen Er bekam endlich Mißtrauen gegen den Aktuarius, zog andere Leute zu Rathe, und ſah nun den Abgrund, in welchen die Gräfin mit ihrem Leichtſinne ſich geſtürzt hatte. Die Güter mußten, weil ſich viele Gläubiger meldeten, verkauft werden; und Karls junge Gemahlin behielt von ihrem Vermögen faſt weiter nichts, als ihre Wäſche und ihre Kleider. Sie konnte ſich glücklich ſchätzen, daß dieſe Kataſtrophe in die Flitterwochen ihrer Ehe fiel; denn Karl war im Punkte des Vermögens ganz und gar nicht edelmüthig. Er machte ihr jetzt keine Vorwürfe, weil er ſich in ihrem Beſitze glücklich fühlte; aber ſeinen Plan, in Dresden zu bleiben, mußte er nun aufgeben. Seine Gemahlin drang ſelbſt auf die Abreiſe, und ging mit ihm fürs erſte nach Moorberg, doch nicht in der Abſicht, ſich immer da aufzuhalten.

Karls Eltern hatten von dem Allen ſehr wenig oder nichts erfahren; daher war die

Kammerherrin in der größten Freude, als die Gemahlin ihres Sohnes mit einer Schaar von Domeſtiken, und mit einigen Frachtwagen voll Wäſche und Kleider ankam. Sie hatte die beſten Zimmer im Hauſe zu dem Empfange der jungen, eleganten Frau neu mahlen und möbliren laſſen, und glaubte, großen Beifall dafür zu verdienen; aber zu ihrem Erſtaunen ſah die junge Dame ſich nachläſſig um, und ſagte dann zu Karln: „welch ein abſcheulicher Geſchmack! Meine Jungfern haben ja beſſer gewohnt! Ich dachte, und du ſagteſt es mir ja auch, man würde alles anſtändig einrichten. Hätte ich doch wenigſtens meine Tapeten mitgebracht, und nur einen Theil meiner Tableaux!" — Karl beruhigte ſie mit der Verſicherung, daß die Einrichtung bald anders gemacht werden ſollte.

Die junge Dame befahl, und man mußte ſogleich Anſtalten treffen, einen andern Saal zu ſchaffen. Die Treppen im Hauſe waren ihr zu ſteil, der Garten ein Krautfeld, das ſie nicht anſehen mochte, und worin es an Statüen, ſo wie im Hauſe an Gemählden, fehlte. Eine Flora und die vier Jahrszeiten, die im

Garten ſtanden, ſchalt ſie Klötze, und wollte ſie durchaus nicht länger dulden. Frau von Halden zeigte ihr die Gemählde-Gallerie: eine Sammlung von Familien-Bildniſſen in Küraſſen, mit Marſchalsſtäben und großen Perücken. Dir junge Frau brach in ein lautes Gelächter aus, und ſagte: „für einen einzigen Teniers mit fünf oder ſechs Bauern, gebe ich Ihre ganze Sippſchaft hin!" Die Kammerherrin wurde blutroth; ſie ſagte aber nichts, und dachte nur: die iſt gerade wie der Major! Bauern für Edelleute! für Generale! — Die junge Frau meinte aber freilich nur gemahlte Bauern.

Der Kammerherr litt am meiſten durch ſeine Schwiegertochter. Er mußte jetzt ſein geliebtes Cabinet, das ſogar ſeine Frau unangetaſtet gelaſſen hatte, aus drei Zimmern in Eins zuſammendrängen, und ſeine Kanarienhecke abſchaffen, weil die Schwiegertochter das Geſchrei der Vögel nicht leiden konnte. Mit großem Mißvergnügen ſchüttelte er den Kopf über Alles, was er im Hauſe ſah, und kam faſt gar nicht mehr zum Vorſchein. Sonſt hatte er im Schlafrocke gegeſſen; jetzt mußte er

jedes Mal gekleidet zu Tiſche kommen. Kurz, der alte Herr war ganz aus ſeiner Sphäre geriſſen.

Die Mutter fand ſich bald in die vornehmen Einfälle ihrer Schwiegertochter; denn ſie genoß dafür doch des Triumphes, daß ihr Karl für den glücklichſten Mann in Deutſchland gehalten wurde. Die ſehr anſehnlichen Summen, die ſie heimlich erſpart hatte, glaubte ſie nicht beſſer anwenden zu können, als für die Zufriedenheit ihres Sohnes; und wenn die Einfälle der jungen Frau nicht allzu koſtbar waren, ſo wurden ſie ausgeführt.

Man machte auch Reiſen in die Reſidenz, die ebenfalls großen Aufwand erforderten, weil Karln und ſeiner Mutter daran lag, vor Hennigs Augen recht zu glänzen. So wie Karls Frau am Hofe erſchien, eroberte ſie alle Männer. Der Fürſt war ſehr gern in ihrer Geſellſchaft, und gab ihr zu Ehren große Feten. Karl wurde nun eine ſehr bedeutende Perſon. Man trug ihm eine Hofſtelle an; er befürchtete aber, daß der Fürſt ihm bei ſeiner Frau gefährlich werden könnte, und überdies redete ſie ſelbſt ihm zu, den Antrag abzulehnen. Eine Stelle würde ihren Mann gefeſſelt haben;

und ſie hatte jetzt ſchon wieder mancherlei Reiſen im Kopfe, da es ihr unmöglich war, lange an einem Orte auszuhalten.

Karl ſuchte indeß die Gunſt, worin er jetzt bei dem Hofe ſtand, zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Er ſah ein, daß er ein großes Vermögen nöthig hatte, um die Wünſche ſeiner Frau befriedigen zu können; deshalb wollte er es dahin bringen, daß ſeine Eltern Emilien enterbten. So ungern auch die Mutter ſich hierzu entſchloß, ſo konnte ſie doch den Vorſtellungen, Bitten und Drohungen ihres Sohnes am Ende nicht mehr widerſtehen; beſonders als er ſie aufmerkſam darauf machte, daß er ganz allein von ſeinem Vermögen leben müſſe, und daß Emilie ohnedies reich werden würde. (Seibold gewann bei ſeiner Pachtung in der That ſehr anſehnlich, weil er den Landbau verſtand, und legte viel zurück, weil er ſehr einfach lebte.)

Die Mutter übernahm es, ihren Mann zu ſeiner Einwilligung zu bewegen. Er hielt ſich lange, Trotz ihrem Maulen, Schelten und Toben; aber endlich mußte er doch nachgeben und ein Teſtament machen, worin Karl zu ſeinem einzigen Erben eingeſetzt, und auch Emilie aus-

geſchloſſen wurde, weil ſie ſich ohne Wiſſen der Eltern verheirathet habe. Die junge ſchöne Frau bekam den Auftrag, dies einmal geſprächsweiſe dem Fürſten zu ſagen. Sie that es, und er hatte nichts darauf zu erwiedern, weil ihm Emilie jetzt gleichgültig, die junge Frau von Halden aber ſehr intereſſant war.

Karl traf Luiſen und ſeinen Bruder, der ſich gar nicht um den Hof bekümmerte, und, wenn er ſeine Geſchäfte abgethan hatte, nur in dem Genuſſe ſeines häuslichen Glückes lebte, einmal in einer Geſellſchaft, und ſtellte ihnen ſeine Frau mit einem Triumphe vor, der ſie demüthigen ſollte. „Ich wünſche,“ ſagte er zu Hennigen, „daß du ſo glücklich ſeyn magſt, wie ich!“ Hennig lächelte und ſchwieg; als er aber zu Hauſe war, und ſeine Luiſe ihren Säugling an den mütterlichen Buſen legte, da warf er ſich neben ihr nieder, küßte ihre Hand, und ſagte, mit ſüßen Thränen in den Augen: wenn doch meine Mutter und mein Bruder dich einmal ſo mit dem Kinde an der Bruſt ſähen! ſie würden vielleicht begreifen, daß ich an deiner Seite glücklicher bin, als ſie in dem läſtigen Gepränge des Hofes

Luiſens Vater ſtarb; und Hennig legte ſeine

Stelle nieder, um auf ſeine Güter zu gehen. Er erinnerte nun Seibolden an ihre ehemalige Unterredung. Seibold wiederholte das Verſprechen: ſobald ſeine zwölf Pachtjahre verfloſſen ſeyn würden, zu ihm zu kommen.

Auch Emilie war Mutter. Der Major, jetzt in ziemlich hohem Alter noch immer ein ſehr geſunder, rüſtiger Mann, ritt von Ransleben nach Rhenſen, von Rhenſen nach Ransleben, und ſaß dort ſtundenlang mit leuchtenden Augen bei den frohen Müttern. „Sieh, alter, lieber Hennig," ſagte er auf dem Rückwege oft, und hielt ſein Pferd an: „ich möchte mich hier her ſtellen und die ganze Welt herausfordern, mir einen glücklicheren Mann zu zeigen, als ich bin, Gott ſey dafür gelobt! Ich fürchte mich jetzt ordentlich vor dem Tode: ſo glücklich bin ich!"

Während Ruhe und Zufriedenheit ſich in immer engern und ſtilleren Kreiſen um die drei glücklichen Familien in Sollingen, Ransleben und Rhenſen zuſammenzogen, breitete die rauſchende Fröhlichkeit ſich in immer größeren Kreiſen um Moorberg aus. Da gab es Bälle, Jagden, Geſellſchaften; und ſelbſt der Fürſt kam einige Male zum Beſuche nach Moorberg. Die

Kammerherrin war außer ſich vor Freude über dieſes Glück, und würde Hennigen mit ſeiner Gattin gern einmal eingeladen haben, um ihnen ihren Triumph zu zeigen, wenn nicht Karl ſie erinnert hätte, daß Umgang mit Hennigen wegen der Enterbung unmöglich Statt finden könne. Aber, wen ſie aus Ransleben und Sollingen ſprach, dem erzählte ſie, daß der Fürſt ihren Sohn beſucht hätte. So kam die Nachricht zu der alten Couſine in Ransleben; und dieſe ſagte ſeufzend zu Hennigen und ſeiner Luiſe: denken Sie nur! der Fürſt iſt in Moorberg geweſen! Die Moorberger ſind doch ſehr glücklich! Eine ſolche Ehre! — Luiſe blickte von ihrem Sohne auf, faßte fröhlich Hennigs Hand, und ſagte: „mag doch der Fürſt in Moorberg geweſen ſeyn! Hier iſt der Himmel, und Alles, was Engel und Heilige glücklich macht: Liebe, und Freude!“ — Das iſt es eben, ſagte das Fräulein ſeufzend, daß Sie für keinen andern Menſchen Augen haben, als für den Herrn Vetter und für Ihren Kleinen! Darum fragt auch der Hof nichts nach Ihnen!

„Nun, und wir fragen auch nichts nach ihm!“

Ja, ich weiß wohl, daß Ihnen Alles gleichviel iſt, wenn nur der Vetter ſie liebt! Zu Ihnen wird der Fürſt niemals kommen, oder es müßte ſich hier ſehr ändern!

Das Fräulein machte von weitem her einige Verſuche, die Verbindung mit der Kammerherrin wieder anzuknüpfen; allein ſie gab das Vorhaben auf, da Hennig und Luiſe ſie gar nicht unterſtützten, und ihre Vergleichungen zwiſchen dem traurigen Leben in Ransleben und dem glücklichen in Moorberg kaum hörten.

Man lebte in Moorberg nicht ſo glücklich, wie das Fräulein glaubte. Karl und ſeine Frau waren zwar unumſchränkte Herren im Hauſe, da der Vater zu Allem ſchwieg, und da die Mutter Alles, was ſie vornahmen, billigte. Aber ſelbſt die faſt unmerkliche Abhängigkeit von dem alten Kammerherrn ſchien ihnen eine drückende Laſt, weil ſie doch nicht Herren des Vermögens waren. Die Einkünfte des Gutes kamen zwar meiſtens in Karls Hände; wollte man aber etwas Wichtiges unternehmen, wozu eine größere Summe gehörte, ſo mußte man ſich noch immer an den Vater wenden. Bei ſolchen Gelegenheiten wagte aber der alte Mann gewöhnlich einigen

Wider-

Widerſpruch, da es die einzigen waren, bei denen er ſein Anſehen einmal behaupten konnte. Die junge Frau brauchte oft ſchnell Geld, und nun mußte ſie den langweiligen Weg durch ihren Mann zu dem Schwiegervater gehen. Dieſe Verzögerung war ihr unangenehm, und ſie ſagte oft mit ihrem gewöhnlichen Leichtſinn: „aber wie kann dein Vater ſo unverſchämt ſeyn, ſo lange zu leben!" oder zuweilen auch: „es iſt doch ärgerlich, daß ein kindiſcher Alter der Vormund eines Mannes, wie du, ſeyn ſoll!" — Karl hatte ſeinen Vater faſt von Jugend auf beherrſcht und nie Ehrfurcht oder Liebe für ihn gehabt. Dieſe Aeußerungen ſeiner Frau machten daher keinen widrigen Eindruck auf ihn, und er gab ihr im Herzen Recht. Außerdem waren ihm die Geſinnungen des Kammerherrn, durch manche Aeußerungen über Hennigen und Emilien, verdächtig. Er befürchtete, daß ſein Vater auf ihre Seite treten würde, wenn nur der Major ſich in das Spiel miſchte, oder ſeine Geſchwiſter dringender bäten. Daher hielt er es für beſſer, ſich ſo bald als möglich den völlig unabhängigen Beſitz des väterlichen Vermögens zu verſchaffen. Er machte bei ſeiner Mutter

Anſpielungen hierauf; und auch dieſes Verlangen fand die thörichte Frau nicht unbillig. Sie verſprach Karln, es dahin zu bringen, daß ihm das ganze Vermögen feierlich übergeben würde.

Als ſie die Sache ihrem Manne vortrug, antwortete er zu ihrem Erſtaunen ſehr ruhig und feſt: „daraus wird nichts!“ Sie ſchwieg einige Minuten, und fing dann noch einmal an; aber der Kammerherr wiederholte mit großer Ruhe: „daraus wird nichts! Sag das deinem Sohne!“ Jetzt fing ſie an zu toben, und trieb das eine gute Weile ſo fort, bis ſie endlich heulend fragte: haſt du dich nun beſonnen? Er blieb aber bei ſeinem: „daraus wird nichts!“

Die Kammerherrin, die einer ſolchen Hartnäckigkeit von ihrem Manne nicht gewohnt war, wurde endlich in ganzem Ernſte böſe, und ſchrie mit einem fürchterlichen Geſichte: du ſollſt, ſag' ich! du ſollſt! Der Kammerherr zitterte ein wenig; und ſeine Frau glaubte nun ſchon, daß er nachgeben würde. Allein er ſagte: „ich thu' es nun einmal nicht! Und macht Ihr es mir zu arg, ſo werde ich den Major und Hennigen zu Hülfe rufen.“

Seine Frau wurde über dieſe Erklärung lei-

chenblaß. Er bemerkte das, und fuhr fort: „das muß ich, wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt. Ich habe Karln ſogar meine Zimmer geben müſſen; aber in dieſem letzten laſſ' ich mich nicht quälen. Mein Vermögen ſoll ich abtreten, damit ich nachher bei meinem eigenen Sohne um Brot betteln müßte? Nein, das thu' ich nicht. Herr über dieſes Zimmer und über mein Vermögen will ich bleiben, ſo lange ich lebe!"

Die Kammerherrin machte von allen Künſten eines böſen, eigenſinnigen Weibes Gebrauch: ſie heulte, ſie ſchalt, ſie ſchluchzte, drohete mit ihrem Tode, und ſtellte ſich ſterbenskrank. Nach mehreren Wochen erregte ſie endlich ihres Mannes Mitleiden, oder machte ihn furchtſam; aber vollſtändig war ihr Sieg über ihn dennoch nicht. Der alte Mann erklärte, daß er ſich nicht darum kümmern wolle, wie Karl die Einkünfte der Güter verwende; doch zu einer gerichtlichen Abtretung verſtehe er ſich ſchlechterdings nicht. Weiter, als zu dieſer Erklärung ließ er ſich nicht bringen. Trieben ſeine Frau und Karl ihn einmal gar zu ſehr in die Enge, ſo erwähnte er des Majors und Hennigs; und dann zogen ſie ſich ſogleich wieder zurück.

Die Kammerherrin, die ihren Mann genau kannte, merkte bald, daß er noch eine ganz andere Urſache zu ſeiner Weigerung haben mußte, als die er angab. Sie kam auf den Gedanken, ob er nicht etwa gar damit umgehen könnte, Hennigs und Emiliens Enterbung zurückzunehmen. Als ſie ſich auf Kundſchaft legte, erfuhr ſie: ihr Mann hätte, während daß ſie in der Reſidenz geweſen wäre, den Aktuarius (einen jungen rechtſchaffnen Mann, der den alten Juſtiz-Amtmann in ſeinem Dienſte unterſtützte) lange Zeit bei ſich gehabt, und mit ihm geſchrieben. Ein Paar alte Bauern wären durch den alten Bedienten heimlich zu dem Kammerherrn gerufen worden, und hätten ſich beim Weggehen die Augen getrocknet. — Die Kammerherrin verſchwieg Karln dieſe Entdeckung, um ihn nicht noch mehr aufzubringen. Sie behandelte nur den Aktuarius, dem ſie noch nicht beizukommen wußte, von jetzt an mit Höflichkeit.

Endlich wurde ihr Mann gefährlich krank; und nun durfte ſie nicht länger ſäumen. Sie ließ den Aktuarius rufen, und ſagte betrübt: mein Mann läßt Sie bitten, ihm die Schrift, die Sie aufgeſetzt haben, wobei Johann und die

Bauern (ſie nannte dieſe) Zeugen geweſen ſind, wieder einzuhändigen. — Der Aktuarius ſtutzte. — Sie betrifft, fuhr ſie weinend fort, unſere beiden andern Kinder, die mein Mann ſehen will, und zu denen ſchon geſchickt iſt. Dazu, ſagt er, braucht er die Papiere. Ich glaube, er will ſie dem Major zuſtellen.

Sie trug das ſo unſchuldig vor, daß der Aktuarius in die Falle ging. Ich muß aber, erwiederte er, ſie dem Herrn Kammerherrn ſelbſt übergeben, Ihr Gnaden. — „Freilich, das will mein Mann auch.“ — Sie ging nun zu ihrem Manne, der in einer Art von betäubendem Schlummer lag, und ſagte ihm: „ich habe von dem Aktuarius eine Schrift, die mein Vermögen betrifft, gefordert; er will ſie mir aber nur in deiner Gegenwart überliefern. Sag ihm alſo, daß er ſie mir geben ſoll.“ Der Aktuarius hatte unterdeſſen das verſiegelte Teſtament geholt, und trat jetzt herein. „Geben Sie es nur meiner Frau,“ ſagte der Kammerherr, und ſank wieder in ſeinen halben Schlummer. Der Aktuarius näherte ſich dem Bette, um dem Kranken zu ſagen, was die Schrift enthielte. Die Kammerherrin erinnerte ihn, nicht laut

zu reden. Als er den Inhalt genannt hatte, gab der Kranke, wie faſt immer in ſeinem ganzen Leben, zur Antwort: es iſt gut! recht gut! Haben Sie es meiner Frau gegeben? — Der Aktuarius ging, ohne einen Betrug zu vermuthen.

Nun waren alſo die wichtigen Papiere, die der Kammerherrin ſchon ſo lange am Herzen lagen, in ihren Händen. Ihr Mann hatte wirklich Hennigen und Emilien als ſeine Erben feierlich anerkannt, und die Sprache in dieſer Schrift war ſo herzlich, ſo rührend, daß die Mutter erſchüttert wurde. Aus Scham zeigte ſie niemanden, nicht einmal Karln, die Schrift, durch welche ſie nun auch erfuhr, daß ihr Mann bei Seibolds und Emiliens Hochzeit zugegen geweſen war und die Heirath gebilligt hatte.

Jetzt dachte ſie mit großer Angſt: wie! wenn nun der Major und Hennig etwas von dieſer Schrift wüßten! Sie bekam indeß wieder Muth, da ſie von dem Aktuarius bezeugen laſſen konnte, daß ihr Mann das Teſtament zurückgefordert habe. Jetzt mußte ſie vor allen Dingen verhindern, daß ihr Mann nicht

etwa ſeinen Bruder oder ſeine Kinder noch ſpräche. Sie gab daher die Krankheit ihres Mannes für eine leichte Unpäßlichkeit aus; und je bedenklicher der Arzt ſich gegen ſie äußerte, deſto mehr machte ſie dem Hauſe Hoffnung. Indeß nahm die Gefahr bald ſo zu, daß ſie nicht länger verborgen werden konnte; und jetzt kam die Nachricht von dem nahen Tode des Kammerherrn nach Ransle-ben und Sollingen.

Hennig ſprengte ſogleich zu ſeinem Oheim, und ritt dann mit ihm nach Moorberg. Die Kammerherrin empfing Beide mit falſchen Thrä-nen. Ihr Mann lag ſchon ohne Sprache, in einem immerwährenden Schlummer; und den-noch führte ſie den Beſuch mit großer Aengſt-lichkeit in das Krankenzimmer. Hennig warf ſich, mit dem lauten Ausruf: o, mein Vater! über das Bett her, und küßte ſeines Vaters kalte Hand. Der Sterbende wurde von dem lauten Geſchrei erweckt, und ſchlug die Augen auf. Er ſchien ſeine Kräfte ſammeln zu wol-len; allein ſein Auge fing ſchon wieder an zu ſinken. „Herzens-Bruder Toffel!“ rief der Major mit ſeiner ſtarken, tiefen Stimme:

„Hier bin ich, da iſt dein Sohn Hennig!" Dieſe Töne weckten den Sterbenden aufs neue. Er ſchlug die Augen hell auf, hob die Arme, lächelte ein wenig, und reichte Hennigen die Hand hin.

Der Mutter brach der Angſtſchweiß aus. Ach, er kennt keinen mehr! ſagte ſie. „Er kennt uns!" ſagte der Major. „Bruder! kennſt du uns?" — Der Kammerherr nickte. — „Iſt das dein Sohn Karl?" — Er ſchüttelte den Kopf. — „Iſt es dein Sohn Hennig?" — Er nickte dreimal. — „Haſt du ihn lieb, Bruder!" — Er nickte wieder, und reichte ihm beide Hände hin. „So ſegne deinen Sohn, Bruder!" — Der Kammerherr faltete die Hände, und legte dann die eine auf Hennigs Stirn.

Bei dieſem Examen erwartete die Kammerherrin jeden Augenblick die Frage: ſoll Hennig erben? Um ſie zu verhüten, warf ſie ſich laut ſchreiend über ihren Mann hin, und küßte ihn. Er gab durch eine Bewegung zu verſtehen, daß ſie ſich entfernen ſollte, ſah Hennigen an, und ſchrieb mit den Fingern auf das Bett, wahrſcheinlich um anzudeuten, daß etwas Schriftliches da ſey. „Still!" ſagte der Major leiſe. Sobald ſeine Stimme nicht mehr tönte, verſank

die Seele des Kranken unter der Ohnmacht des Körpers, und er ſchlummerte wieder ein.

Die Kammerherrin ſagte nun: der Arzt hat befohlen, ihn in ſeinem Schlummer nicht zu ſtören. Der Major und Hennig hielten ſich daher ſtill; doch wich der Letztere nicht vom Bette. Am Abend ſchlug ſein Vater noch einmal die Augen auf, und man hörte aus ſeinem Munde einige Töne, die wie „Emilie! Hennig!" klangen. Zwiſchen Allen, die das Bett umringt hatten, reichte er Hennigen die Hand hin, zuckte noch einmal, und ſeine Seele war entflohen.

Der Major drückte ihm die Augen zu, und ſagte mit weinender Stimme: „leb wohl! Gott gebe dir in der Ewigkeit die Freuden, um die deine Schwäche und die Bosheit dich auf Erden gebracht haben! Du biſt todt, armer Bruder; und wir Alle werden dir dahin folgen, wo kein Haß um elendes Gold die Herzen mehr trennen kann. Böſe warſt du nicht, lieber Bruder! Gott wird dir und uns Allen vergeben."

Hennig hatte die naſſen Augen auf die Leiche ſeines Vaters geheftet, faßte deſſen Hand, und ſagte langſam und rührend: du haſt mich mit dieſer ſterbenden Hand geſegnet, mein Va-

ter. Auf einmal ſank er vor ſeiner Mutter nieder, und rief ſchmerzlich: o, ſegnen auch Sie mich, meine Mutter! Eine Todtenbläſſe verbreitete ſich über das Geſicht der Kammerherrin; ihre Bruſt ſchlug hoch, ihr Geſicht bewegte ſich ſchnell. In einem Kampfe mit ſich ſelbſt, legte ſie die zitternde Hand auf Hennigs Stirn, ſchlang die Arme um ihn, und drückte ihn ſchluchzend eine Sekunde lang an ihr Herz. Gewiſſensangſt zerſtörte aber die beſſere Empfindung, die in ihr erwachte. Sie eilte aus dem Zimmer, und es war, als ob die Schrecken des Weltgerichts ihr folgten. Jetzt wußte ſie nicht, ob ſie Hennigen liebte oder haßte. Sie würde gerecht gegen ihn geweſen ſeyn, wenn ſie geglaubt hätte, daß er mit keinem Gedanken an die Erbſchaft dachte.

Hennig und der Major ritten wieder weg; und nach einigen Tagen erhielt der letztere einen Brief von der Witwe, worin ſie anfragte, ob Hennig und Emilie lieber ihre Anſprüche auf das väterliche Vermögen fahren laſſen, oder bei der Eröffnung des Teſtamentes gegenwärtig ſeyn wollten. Der Major verlangte bloß eine Abſchrift des Teſtamentes.

Die bekam er; und Hennig ſo wenig als Emilie thaten einen Schritt, ihre Rechte zu behaupten. Karl hatte nun alſo ſeinen Zweck erreicht, und war einziger Herr von dem großen Vermögen ſeines Vaters. Die Mutter hielt es ſelbſt für rathſam, ihm ihr eignes Vermögen noch bei ihren Lebzeiten abzutreten. Emilien ſchenkte ſie dreitauſend, und Hennigen tauſend Thaler; alles Andre gab ſie Karln, und behielt ſich nur eine Leibrente von ſechshundert Thalern jährlich vor. Sie erwartete Vorwürfe von Hennigen und Emilien; und Beide dankten ihr in zärtlichen Briefen für die Güte, ſie doch nicht ganz zu vergeſſen. „Mein Mann," ſchrieb Emilie, „deſſen Sie, theure Mutter — o, wie konnten Sie bei ſo vieler Güte ſo hart ſeyn! — deſſen Sie gar nicht erwähnen, betrachtet das Geſchenk, das Sie mir gemacht haben, als ein Heiligthum. Er kann ſich nicht entſchließen, das Geld zu ſeinem Privatnutzen zu gebrauchen, und hat es dem adeligen Witwen-Inſtitut in der Reſidenz geſchenkt. Es iſt als eine Schenkung von Ihnen eingelegt; und er freuet ſich, theure Mutter, daß manche arme Witwe noch in ſpäter Zeit Ihren Nah-

men mit Segen und Freudenthränen nennen wird." Die Mutter ärgerte ſich, daß man ihr Geld nicht brauchte, und freuete ſich über die Anwendung, weil ſie ihrer Eitelkeit ſchmeichelte. — Hennig anwortete ſeiner Mutter mit vieler Ehrfurcht und einem vollen kindlichen Herzen.

Karl und ſeine junge ſchöne Frau waren kaum Herren des ganzen Vermögens, ſo verwandelten ſie Moorberg in einen herrlichen Landſitz. Ein geſchmackvoller Park ſchloß das Wohnhaus ein. Der Graben, die gefährliche Zugbrücke, und das Schloßthor „mit den Griechiſchen Jungfern" verſchwanden. Die Flora und die vier Jahrszeiten wurden mit einigen wirklich ſchönen Statüen vertauſcht; man verſchrieb Möbel aus Paris, legte eine Galerie von ſchönen Gemählden an, und kaufte eins der ſchönſten Häuſer in der Reſidenz. Die junge Frau von Halden wiederholte jetzt ihr Leben in Dresden: Geſellſchaften, Bälle und Féten wechſelten ohne Unterlaß mit Spazierfahrten und kleinen Reiſen ab. Karl ſchwamm in einem Meere von Herrlichkeit; denn er ſpielte in der Reſidenz eine glänzende Rolle.

Der Fürſt zeichnete ihn nicht weniger aus, als ſeine ſchöne Frau. Mit Vergnügen bemerkte aber Karl, in welcher ehrfurchtsvollen Entfernung dieſe den Fürſten hielt.

Der Fürſt war wirklich von der Schönheit und dem Geiſte der Frau von Halden bezaubert, und ſeine Neigung wuchs, je öfter er ſie ſah. Er glaubte Anfangs, leichtes Spiel mit ihr zu haben, da ſie ſeine Bewerbungen mit holder Freundlichkeit aufnahm; aber bald machte er die Bemerkung, daß ſie ihn nur anzog, um ihn abzuſtoßen. Sie vermied alle Gelegenheiten, wo ſie ſehr ſchicklich mit ihm allein ſeyn konnte, hängte ſich an die Fürſtin, und war oft einen ganzen Tag hindurch nicht einen Augenblick von ihrer Seite zu bringen. Fand der Fürſt auch einmal einen glücklichen Augenblick, wo er allein mit ihr ſprechen konnte, ſo war ſie ausgelaſſen luſtig, verdrehte ſeine Worte, und machte aus Ernſt einen bloßen Scherz. Der Fürſt hörte, daß ſie ganze Unterredungen, die er mit ihr gehabt hatte, ihrem Manne wieder erzählte, und war oft beſorgt, daß ſie in ſeiner Gegenwart ſagen würde: Se. Durchlaucht lieben mich.

Genug, der Fürſt konnte mit dieſer ſeltſamen Frau, die ihn weder abwies, noch erhörte, nicht zurecht kommen. Er wurde ernſt, einſylbig, verdrießlich, und zog ſich zurück. Jetzt lockte ſie ihn mit aller ihrer Liebenswürdigkeit aufs neue; und als er ſich wieder näherte, hatten Beide die Rollen gewechſelt: ſie war übler Laune, ernſthaft und einſylbig. Um nur einer Redoute des Fürſten, ſonſt ihrem Lieblingsvergnügen, aus dem Wege zu gehen, verſagte ſie ſich zu einer langweiligen Spazierfahrt.

Der ganze Hof merkte, daß der Fürſt die Frau von Halden liebte. Man bewarb ſich ſchon um ihre Gunſt, und einige niedrige Seelen drängten ſich ſogar an ihren Mann, um ſeinen künftigen Einfluß zu nützen. Die ſchöne Frau erzählte Abends mit lautem Gelächter ihrem Manne, was ſie den Tag über beobachtet hatte; und er ſagte mit Entzücken: welch eine Frau hab' ich!

Endlich wendete ſich der Fürſt an Selenbergen, Anfangs in dunklen Ausdrücken, dann offen. Selenberg ſagte, die Achſeln zuckend: Halden iſt mein Freund! — „Und ich nicht?" fragte der Fürſt; „ich nicht?" — Der Hofmann

mann verbeugte ſich ehrerbietig, und ſagte: ſo lange der Herr von Halden ſeiner Frau alles geben kann, was zur Pracht, was zum höchſten Luxus gehört, ſo lange iſt ſie unüberwindlich. Ich kenne ſie! —

„Weiter haben Sie mir nichts zu ſagen?" Nein, Ew. Durchlaucht, zu ſagen weiter nichts. Allein mich dünkt, daraus ließe ſich viel machen. Zu thun hätte ich denn doch noch allerlei; indeß ich rede nicht gern von Dingen, die mißglücken können.

Der Fürſt umarmte Selenbergen; und dieſer ſagte lächelnd: ein ungnädiger Blick von Ewr. Durchlaucht wäre mir jetzt lieber, als dieſer öffentliche Beweis Ihrer Gnade. Man muß nicht ſehen, daß Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren, weil Halden mir ſonſt das ſeinige entzieht.

Der Fürſt merkte ſich das. Nach einigen Tagen war Selenberg in erklärter Ungnade, und der Hof wendete ihm den Rücken zu. Karl allein blieb ihm treu. Was iſt die Urſache? fragte er ſeinen Freund; und dieſer erwiederte lachend: „du! Der Fürſt gab mir den Auftrag, deine Frau ein wenig zahmer zu machen. Ich

ſchlug dies ehrenvolle Geſchäft aus, und natür-licher Weiſe mußte ich in Ungnade fallen." Karl dankte Selenbergen, und dieſer gab ihm nun den Rath, ſich doch nicht ganz auf ſeine Frau zu verlaſſen. „Sie iſt ein Weib," ſagte er; „es ſchmeichelt ihr, wie jeder andern, von einem Fürſten geliebt zu werden. Du biſt zwar ihr Vertrauter, Halden; aber ſie ſagt dir nur, was ſie für gut findet. Sie wird dir ſchwerlich geſte-hen, was ich bemerkt habe, daß ihr des Fürſten Bewerbungen doch recht wohl gefallen, daß ſie, wenn er kalt wird, ihn mit Lächeln und feinen Blicken wieder anlockt. Noch einmal: ſie iſt ein Weib, und ihr Liebhaber ein Fürſt. Wäre ich wie du, ich ginge mit ihr nach Moorberg. Man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen!"

Karl fand das, was ſein Freund ſagte, ſehr richtig, und drückte ihm die Hand. Aber nach Moorberg zu gehen, konnte er ſich doch nicht entſchließen. Selenberg wollte ihn auch gar nicht aus der Reſidenz treiben, ſondern ihn nur eiferſüchtig machen, und ihn zu Vorwürfen ge-gen ſeine Frau bringen, damit er ſo ſein eignes Spiel verderben ſollte. Das gelang indeß nicht. Karl hatte noch unbegränztes Zutrauen zu ſeiner

Frau, doch eben ſo unbegränztes auch zu Selenbergen. Er konnte es oft nicht vermeiden, ſeine Frau mit dem Fürſten allein zu laſſen; daher gab er ſeinem Freunde den Auftrag, Beide ein wenig zu beobachten. Selenberg verſprach das; und nach einigen Tagen ſagte er Karln mit einer Art von Beſorgniß: deine Frau hat zwar noch kein Verſtändniß mit dem Fürſten; aber dennoch fürchte ich, daß ſie fallen kann. — Er erzählte ſo viele bedeutende Kleinigkeiten, daß endlich ein Funke von Eiferſucht in Haldens Seele fiel. Karl beobachtete nun ſeine Frau genauer, und fand, daß Selenberg ihr nicht Unrecht thue, ja noch mehr, daß ſie ihn betriege. Es gab zwiſchen beiden Eheleuten einige bittere Scenen, in denen es aber zu keinen Erklärungen kam. Die junge Frau ſagte empfindlich: fahre nur ſo fort! das wird dir meine Liebe erhalten!

Selenberg brachte das Gift in Karls Seele immer mehr zum Gähren, empfahl ihm aber, ja verſchwiegen zu ſeyn, weil ſeine Gemahlin ſonſt noch feiner und verſteckter zu Werke gehen würde. Die junge ſchöne Frau, die keinen Hang zur Wolluſt, und nur Eitelkeit hatte, fand in der That nicht viel Geſchmack an den Bewer-

bungen des Fürſten; und Karl hätte noch gar nicht beſorgt ſeyn dürfen. Seine Eiferſucht wurde aber durch Selenbergs Bemühungen immer größer; er drohete ſeiner Frau, ſie nach Moorberg zu bringen und nie wieder mit ihr nach der Reſidenz zu gehen. In dem Bewußtſeyn ihrer Unſchuld, lachte ſie ihm laut in's Geſicht, und ſcherzte über ſeinen Verdacht. Es gelang ihr jedes Mal, ihn wieder zu beruhigen, ſo wie es Selenbergen jedes Mal gelang, ſeine Eiferſucht wieder zu entflammen. Karl wurde endlich ſehr mürriſch. Er zwang ſeine Frau ſogar, von Partieen wegzubleiben, die ſie ſelbſt veranſtaltet, und bei denen ſie ſich Vergnügen verſprochen hatte.

Bei einer ſolchen Gelegenheit kam es zwiſchen beiden Eheleuten zu einem Wortwechſel, der dadurch noch bitterer wurde, daß die ſchöne Frau ſich nur ſchlecht vertheidigte. Sie nahm endlich ihre Zuflucht zu den Waffen ihres Geſchlechtes: zu Thränen. Karl, der ſie wirklich liebte, ſank an ihre Bruſt, und bat ſo zärtlich, ihm das einzige Glück ſeines Lebens, ihre Treue, nicht zu rauben, daß ſie ihn in die Arme ſchloß, und ihm ſagte: Halden, ich habe die Treue, die ich dir ſchuldig bin, noch nicht mit einem Gedanken

verletzt. Aber ich bitte, keine ſolche Scene mehr, wenn du mich nicht dazu reitzen willſt! Laß uns, fuhr ſie freimüthig fort, und ſetzte ſich auf ſeinen Schooß — laß uns dieſes Kapitel Ein- für allemal abthun.

Nun kam es zu Erklärungen über das Entſtehen ſeiner Eiferſucht. Karl nannte, troß dem Verbote ſeines Freundes, den Nahmen Selenberg. — „Selenberg?" ſagte die Frau erſtaunt; „Selenberg? der hat deine Eiferſucht in Bewegung gebracht?" Und nun brach ſie in ein lautes Gelächter aus. Endlich ſagte ſie: „unerhört! erſtaunlich komiſch! Der Selenberg iſt doch ein feiner Spitzbube! Dich hetzt er auf, und mich dazu! O, lieber Mann, den wollen wir in ſeinem eigenen Netze fangen!"

Karl erſtaunte über die Ausrufungen ſeiner Frau; und ſie erzählte ihm nun, daß Selenberg ſich an ſie gedrängt, und ſie wegen ihres eiferſüchtigen Mannes beklagt habe. Offenherzig geſtanden, fuhr ſie fort, ich hörte ihn an, und machte ihn zum Vertrauten meiner Leiden. Nun ſprach er für den Fürſten, und verſchaffte ihm auch hundert Gelegenheiten, mich allein zu ſehen. Wahrhaftig, lieber Mann, wenn dieſe

Stunde ihm nicht einen Strich durch die Rechnung machte — ich glaube, es wäre dem pfiffigen Kopfe gelungen, uns völlig zu entzweien, und mich eben dadurch dem Fürſten näher zu bringen. — Karl erſtaunte, und wollte ihr nicht glauben. Sie holte aber ein Paar Billets von Selenbergen, die ſeine Abſicht ſo ziemlich deutlich bewieſen. Als Karl noch immer zweifelte, zog ſie ein Billet hervor, worin der Fürſt Selenbergen aufforderte, ihm nur einen freundlichen Blick von der ſchönen Halden zu verſchaffen. Dieſes Billet zeigte Selenberg der jungen Frau, als ſie gerade über ihren Mann mißvergnügt war; und ſie hatte es ihm weggeriſſen. Nun war Karl überzeugt von Selenbergs Verrätherei, die er freilich nicht ſo erſtaunlich komiſch finden konnte, wie ſeine Frau. Er ſöhnte ſich gänzlich mit ihr aus, und nahm ſich in der Stille vor, den boshaften Menſchen zu beſtrafen.

Am folgenden Morgen ging er mit zwei Bekannten zu Selenbergen, und ſagte: „Herr Präſident, ich erkläre Sie in Gegenwart dieſer Herren für einen ſchlechten Menſchen, für einen Schurken.“ Selenberg wollte ſich auf Erörterungen einlaſſen. Aber da Karl ihn nicht an-

hörte, ſo mußte er ſich endlich entſchließen, Genugthuung zu fordern. Sie gingen in ein dickes Bosket hinter Selenbergs Hauſe. Mit den Worten: „hölliſcher Schurke!" rannte Karl ihm den Degen durch die rechte Schulter, daß er am Halſe wieder heraus kam. Selenberg wurde in das Haus gebracht. Man fand ſeine Wunde nicht tödtlich; aber verdorbene Säfte hinderten die Heilung, und es kamen immer neue ſchlimme Zufälle, ſo daß er nicht von ſeinem Bette aufſtehen konnte. Jetzt fand Selenberg ſich ſchrecklich allein mit ſeinem Arzte, ſeinem Gewiſſen und dem langſam herannahenden Tode. Er ſprach einmal in einer ſehr unruhigen Stunde von ſeiner Frau und ſeinem Kinde. Der Arzt bat, ohne ihn erſt um Erlaubniß zu fragen, ſeine Gemahlin, daß ſie ihn beſuchen möchte. Sie kam mit ihrer Tochter von dem Gute, auf dem ſie ſeit einiger Zeit auch Julien bei ſich hatte, und trat in das Krankenzimmer, als eben eine ſchmerzliche Operation an ihrem Manne vorgenommen war. Das Mitleiden in ihrem Geſicht und die Aengſtlichkeit ſeiner Tochter rührten ihn, und er bot ſeiner Gattin die Hand. Sie bekümmerte ſich nun um ſeine Pflege, und

er merkte bald, daß er von ihr beſſer behandelt wurde, als von den Domeſtiken.

Er gewöhnte ſich daran, ſeine Frau und ſeine Tochter um ſich zu ſehen. Ihre Sorge für ihn, ihre Theilnahme an ſeinen Leiden, und die Liebkoſungen ſeiner Tochter erregten ſeine Dankbarkeit, ſein Wohlwollen. Anfangs war ihre Geſellſchaft ihm nur angenehm, bald aber nothwendig. Sein Wohlwollen ging in Liebe und Zutrauen über, und einen Schritt weit von ſeinem Grabe empfand er zum erſten Male, daß es noch andre und ſchönere Freuden giebt, als die Wolluſt. Er ſtarb in den Armen ſeiner Gattin, und ſein letztes Wort war: „Dorchen, was muß ich verlieren! Ach, erſt nahe am Tode lern' ich, was Glück und Liebe iſt!" Seine Tochter erbte das ganze Vermögen, einige anſehnlche Legate ausgenommen, die er den unglücklichen Opfern ſeiner Verführung ausgeſetzt hatte.

Die Veranlaſſung zu Selenbergs Tode war ein Geheimniß geblieben. Karl ging wieder nach der Reſidenz, aber nicht um glücklich zu ſeyn. Er wurde aufs neue eiferſüchtig, da der Fürſt nicht aufhörte, ſich um ſeine Frau zu bewerben.

So viele Mühe es ihm auch koſtete, den Hof zu verlaſſen, ſo entſchloß er ſich dennoch dazu. Das Leben in der Reſidenz, und die neuen Einrichtungen hatten große Summen gekoſtet. Daher ſah die Mutter es recht gern, daß ihr Sohn wieder nach Moorberg kam, wo man ſich doch eher einſchränken konnte. Freilich war die Hoffnung geſcheitert, daß Karl Graf und Miniſter werden ſollte, und er hatte vor Hennigen weiter nichts voraus, als die Gunſt des Fürſten, die obendrein nicht länger ſehr ehrenvoll war. Indeß freuete ſie ſich doch, daß ſie ihren Liebling wieder bei ſich haben ſollte; denn ſchon ſeit einiger Zeit hatte ſie Karln das Opfer gebracht, das er verlangte, und Moorberg bewirthſchaftet. Sie wollte ihr altes, jetzt wieder hervorgeſuchtes ökonomiſches Syſtem auch nach der Rückkehr ihres Sohnes fortſetzen. Die junge Frau war aber ſehr unzufrieden damit, und machte ſich ſogar ein Vergnügen daraus, die Abſichten ihrer Schwiegermutter zu zerſtören. Es kam zwiſchen beiden Frauen zu gegenſeitigen Sticheleien, die von Zeit zu Zeit bitterer wurden. Die Mutter, die ſehr wohl wußte, welche große Opfer ſie dem Glücke ihres Sohnes gebracht hatte, fing an zu befehlen, zu ſchelten.

Es kam endlich zu einem förmlichen Zanke, wobei die Schwiegertochter ſehr freimüthig ſagte: ich bin hier Frau im Hauſe, und Sie, Madame, bekommen von uns eine Penſion. Vergeſſen Sie das nicht! — „Höre, Karl," ſchrie die Mutter in großer Erbitterung, „was deine Frau mir ſagt! Penſion! Nein, ſo iſt es nicht gemeint! So lange ich lebe, habe ich im Hauſe zu befehlen. Nach meinem Tode mögen Sie ſo lange verſchwenden, bis Sie meinen Sohn ſo arm gemacht haben, wie Sie ſelbſt waren, Frau Tochter."

Lieber Mann, wirſt du es leiden, daß mich deine Mutter mißhandelt? ſagte nun die Frau, glühend roth im Geſichte. Karl ſtand verlegen da; er wollte Beide beruhigen, und machte den Zwieſpalt noch giftiger. Die Kammerherrin ging im ſtärkſten Zorne auf ihr Zimmer, und ließ ihren Sohn zu ſich rufen. Er kam, und erklärte ihr, zwar in ſehr ſchonenden Ausdrücken, aber doch ſehr beſtimmt: ſeine Frau ſey Herr im Hauſe; das könne er nun einmal nicht ändern. Die Mutter erſtarrte, und ſchwieg eine Weile; bald aber tobte ſie wie ein Ungewitter. Es kam zu harten Worten, und Karl ſagte zuletzt im

Weggehen: ich bin Herr im Hauſe, und mit mir iſt es meine Frau.

Die Mutter machte noch einige Verſuche, ihr Anſehen wieder herzuſtellen; allein ſie ſchlugen zu ihrer vollkommenen Demüthigung aus. Jetzt wollte ſie die Herrſchaft, wie bei ihrem Manne, ertrotzen und ermaulen. Sie blieb auf ihrem Zimmer, ließ ſich das Eſſen dahin bringen, und that ihrer Schwiegertochter tauſend kleine Kränkungen an. Der Erfolg aber war, daß Karl, der ſeine Frau liebte, als Herr mit ſeiner Mutter ſprach, und ihr ſagte: wenn das nicht aufhört, ſo muß ich auf Mittel denken, meine Frau von Ihnen zu befreien, da Sie alles Mögliche thun, ſich ihr verhaßt zu machen.

Der unglücklichen Mutter ſtürzten heiße Thränen aus den Augen. „Karl!" ſagte ſie mit brechender Stimme; „ich bitte dich! . . . Nein!" ſchrie ſie wüthend: „ich will nicht bitten, wo ich befehlen kann! Geh mir aus den Augen, du undankbarer Böſewicht!"

Nun war der offenbare Krieg erklärt. Die Kammerherrin that ihrer Schwiegertochter alles zum Poſſen, und dieſe machte es nicht beſſer. Karl jagte die Domeſtiken ſeiner Mutter aus

dem Hauſe, und ſie mußte ſich nun von den Leuten ſeiner Frau bedienen laſſen. Die junge Frau ſpottete über die Mutter; und die Domeſtiken befolgten ihr Beiſpiel. Karl ſchwieg dazu, ſo wie zu den Verſchwendungen ſeiner Frau, die kein Ende nahmen.

Unter allerlei Vorwande verkümmerte man der Mutter ſogar die Penſion, die ſie bekommen ſollte. So viele Mißhandlungen brachen endlich ihren Stolz. Es war Niemand mehr im Hauſe, der nur Luſt gehabt hätte, ihre Klagen anzuhören, den alten Bedienten des Kammerherrn ausgenommen, den ſie ehemals haßte, und der ſich ihrer jetzt, ſo viel er konnte, annahm. Aber auch ihn jagte die junge Frau zuletzt weg. Er ging nach Sollingen, und bat den Major, ihn um ſeines ſeligen Bruders willen todt zu füttern.

„Weggejagt haben ſie dich, Alter?" fragte der Major, und die Thränen kamen ihm in die Augen. „Der undankbare Bube! Aber komm! Du ſollſt hier keine Noth leiden!" Der alte Johann erzählte nun von der Wirthſchaft in Moorberg, und von dem Elende der Frau Kammerherrin.

Die Familien aus Ransleben und Rhenſen waren gerade bei dem Major zum Beſuche. O, unſere arme Mutter! ſagte Hennig, und fiel ſeiner weinenden Schweſter um den Hals. „Der Baſtard!" rief der Major; „wie! meines Bruders Witwe? Das Wetter ſoll ihn, den Rabenſohn! . . . Den Staatswagen angeſpannt!" rief er donnernd zum Fenſter hinaus. „Die vier Füchſe, und die Staatslivree! Bleibt ihr hier, Kinderchen! Ich will eure Mutter holen. Noth ſoll ſie nicht leiden!" — Emilie und Hennig küßten ihm die Hände, und er fuhr ab.

Als er in Moorberg ankam, polterte er die Treppe hinauf, und rief Karln, dem er oben begegnete, ernſthaft und donnernd zu: „wo iſt deine Mutter?" Karl zeigte ihm höflich das Zimmer; und der Major trat hinein. Die Kammerherrin ſtand eben vor dem Spiegel, und ſuchte mit Mühe ihr Haar ein wenig in Ordnung zu bringen. Der Anblick des Majors erinnerte ſie gewaltſam an ihr Elend. Sie ließ alles fallen, was ſie in den Händen hatte, und fing bitterlich an zu weinen. Ach, Herr Bruder, ſagte ſie; denken Sie denn noch

an mich arme, verlaſſene Witwe? — Der Major küßte ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand, was er ſonſt niemals gethan hatte, und ſagte: „Herzens-Frau-Schweſter, ich höre, Sie werden hier nicht ſo behandelt, wie es recht iſt; und da denk' ich, Sie ſollen bei uns beſſer aufgehoben ſeyn, wo jedermann Sie lieb haben wird. Ich habe meinen Staatswagen mitgebracht. Ohne Umſtände, Frau Schweſter, machen Sie, daß Sie fertig werden. Sie ſollen mit mir fahren und glücklich ſeyn. Es iſt auch Beſuch bei mir in Sollingen."

Heißere Thränen hat wohl nie ein Menſch geweint, als jetzt die beſchämte Mutter. Ach, ſagte ſie ſchmerzlich: kann ich, darf ich meinen Kindern unter die Augen treten?

„Sie dürfen, Herzens-Frau-Schweſter, Sie dürfen! Das Kind hole der leidige Teufel, das ſeine Mutter anders als mit offnen Armen empfangen wollte! Ich ſoll auch ein ſchönes Compliment beſtellen von Emilien und Hennigen, von meiner Frau und Tochter, von Hennigs Frau, und, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, auch von Seibolden, der, das können Sie mir glauben, noch einmal der vor-

nehmſte Mann unter uns Allen wird, wenn er ſonſt will. Nun, laſſen Sie ſich geſchwind ankleiden. Wo iſt die Klingel? Ihre Jungfer ſoll kommen!" — Ich habe keine Klingel, und keine Jungfer mehr.

„Herr Gott, welch ein Rabenſohn! Freilich kann man wohl auch ohne Jungfer leben; aber heute! den Teufel auch!" Er öffnete die Thür, und ſchrie hinaus: „holla! he! holla! . . . Eine Kammerjungfer ſoll ſich hier zur gnädigen Frau her ſcheren!" rief er einem Bedienten zu, der ihn anſtaunte. — Und was ſoll die Jungfer da? fragte der Bediente nachläſſig. — „Friſiren." — Ei, das mag ſie ſelbſt thun! erwiederte der Bediente, und wollte fort. Aber er hatte, ehe er es ſich verſah, ein halbes Dutzend Hiebe mit dem flachen Säbel. „Wart, ich will dir Reſpekt beibringen für die Frau vom Hauſe." Der Bediente flog ſchreiend in das Domeſtiken-Zimmer. Hier faßte der Major eine Jungfer beim Arm, zog ſie zu ſeiner Schwägerin hin, und befahl ihr, die gnädige Frau zu friſiren und anzukleiden. Das Mädchen ſah ihn erſtaunt an; ſie friſirte aber ohne Widerrede, weil das Beiſpiel des Bedienten ſie ſchreckte.

Die junge Frau wollte, als ſie von dieſen Auftritten Nachricht bekam, durchaus gegen den Major losbrechen; ihr Mann ſagte aber bittend: du kennſt dieſen groben Menſchen noch nicht! Gieb dich ja nicht mit ihm ab! — „Ich laſſe ihn zum Hauſe hinaus werfen!" — Das geht nicht! Er würde uns Alle in Stücken hauen.

Endlich war die Mutter gekleidet. Der Major bot ihr ſeinen Arm, und fragte: „wo iſt das Zimmer Ihrer Schwiegertochter?" Karl und ſeine Frau ſtanden auf, als der Major herein trat, und mit ſeiner ſtarken Stimme ſagte: „deine Mutter hat dich zu ſehr geliebt, und Gott ſtraft das ſo arg! Junge, was wird er dir nicht thun, da du deine Mutter haſſeſt!" Karl erröthete; die junge Frau aber ſchlug ein lautes Gelächter auf. — „Frau Gänschen, lachen Sie, wenn Sie ſelbſt den Schnabel aufthun; aber nicht über einen Mann, der mit Ehren ſein Haupt hat grau werden laſſen! Ihr treibt hier eine Wirthſchaft, die kein gutes Ende nehmen kann; das werdet Ihr ſehen. Aber Gott ſoll mich behüten, dann zu

lachen. Nein, ich werde euch bedauern, ob ihr gleich euer Schickſal verdient habt."

Er half ſeiner Schwägerin, die ein Päckchen Papiere in der Hand hielt, in den Wagen, nahm ihr Zeug, das ein Bedienter trug, hinein, und fuhr nun mit ihr nach Sollingen. Unterweges wurden ihre Augen nicht trocken. Er ließ in der Allee halten, ſtieg aus, und führte ſeine Schwägerin durch den Garten, weil er fürchtete, daß Hennig und Emilie der Mutter auf dem Hofe entgegen kommen, und daß die Scene Aufſehen erregen könnte. Zitternd wie eine Verbrecherin, ging die thörichte, jetzt ſo hart beſtrafte Mutter dem ſchwerſten Augenblick ihres Lebens entgegen. Der Major führte ſie leiſe die Treppe hinauf, und öffnete die Thür.

Kaum erblickten Emilie und Hennig das blaſſe, kummervolle Geſicht ihrer Mutter, die mit niedergeſchlagenen Augen da ſtand, ſo ſanken ſie Beide ihr zu Füßen, ergriffen ihre Hände, und bedeckten ſie mit heißen Küſſen. O theure, geliebte, ehrwürdige Mutter! ſagten ſie Beide unter Schluchzen. Die Kammerherrin ſchwankte; in ihrem Herzen wechſelten die

Quaalen der Hölle mit den Freuden des Himmels. Endlich ſank ſie zu Boden, und mit den Worten: o meine Kinder! in Beider fröhlich zitternde Arme.

Sie wollte ſich ſelbſt anklagen; aber der Major machte, um ihrer zu ſchonen, dem Auftritt ein Ende, und führte ihr Seibolden zu. Sie umarmte ihn, und nannte ihn, obgleich ein wenig kalt: Herr Sohn. Nun endeckte ſie, weil ſie Rache an Karln haben wollte, daß ſie das Teſtament ihres Mannes verheimlicht hätte, und brachte es zum Vorſchein. Der Major fragte: „möchteſt du klagen, Hennig? oder du, Emilie?" Beide antworteten Nein; und der Major warf das Teſtament in den Kamin. Die Kammerherrin wunderte ſich, daß man ſo wenig aufgebracht über Karln war. „Liebe Frau Schweſter," ſagte der Major nachher zu ihr, „Sie haben Hennigen gehaßt; und was hatten Sie davon? Nichts als Verdruß. Sehen Sie, wir ſind glücklich, weil wir Niemanden haſſen. Auch Sie ſollen mit Gottes Hülfe noch glücklich werden. Aber die Mittel dazu ſind Liebe, Güte, Vergebung."

Die Mutter erſtaunte über dieſe Menſchen.

Freilich konnte ſie nie ganz zu ihnen paſſen; aber doch lebte ſie bei Hennigen, der nicht zugeben wollte, daß ſie bei dem Major bliebe, ſehr zufrieden. Sie fühlte wenigſtens, welch ein Glück es iſt, tugendhaft zu ſeyn, wenn ſie ſelbſt es auch nie ganz wurde. Um ihr Vergnügen zu machen, verſprach ihr Hennig, ſeinem Sohne eine ſolche Erziehung zu geben, daß er einmal ein Graf werden könnte. — „Zu einem Kaiſer, Frau Schweſter," ſagte der Major, „zu einem Erzengel, wenn's ſeyn kann, muß jeder Menſch erzogen werden." — O, wenn nur ein Halden erſt Graf iſt, erwiederte ſie, ſo bin ich ſchon zufrieden.

Karl lebte, weil ſeine Frau es verlangte, auf einem glänzenden Fuße, und verſchwendete große Summen, ſo daß ſeine Vermögensumſtände in Unordnung gerathen mußten. Aus falſcher Scham wollte er ſich nicht einſchränken, und ſuchte jetzt, in Vertrauen auf die Tugend ſeiner Frau, ein Hofamt. Dies erhielt er auch ſogleich, da ſeine Frau noch immer ſehr reitzend war, und des Fürſten Neigung zu ihr ſich nicht vermindert hatte. Sie verſchwendete fort; und ſo lange Karl ihren Hang dazu befriedigen konnte, blieb

ſie ihm treu. Als er aber endlich ihr Einhalt thun mußte, nahm ſie Geſchenke von dem Für-ſten an; und die Folge war die gewöhnliche. Karl tobte, als er die Entdeckung machte. Er wurde zum zweiten Male vom Hofe verwieſen, und ging nach Moorberg. Seine Frau, die in der Reſidenz zurückblieb, klagte auf die Schei-dung, hatte ſie in Kurzem bewirkt, und wurde nun erklärte Maitreſſe des Fürſten.

Karls Güter waren verſchuldet, und ſeine Ruhe vergiftet. Aus Noth heirathete er eine ſehr reiche Kaufmannswitwe, ohne deshalb zu-friedner zu werden. Er ſuchte das Glück im Gelde, am Hofe, in der Schwelgerei, endlich auch im Geitze, und niemals da, wo allein er es finden konnte. Mit quälendem Neide ſah er das Glück, das ſeinen Geſchwiſtern aus Liebe, Freundſchaft, Vertrauen, Tugend, und ſelbſt aus kleinen häuslichen Leiden, immer erneuet entgegen blühte.

Staats-Bibliothek Bamberg